



## Nr. 100, Dezember 2014

### **1974-2014 - Epochenumbruch?**

Boris - **Zäsuren 1945 - 1973ff - 1989/91/Alt Vater - Rückblick auf das Kapitalozän**

**Eine neue Phase des Kapitalismus:** Zeise - **Sieg des Neoliberalismus/Bischoff - Das neue Gesicht des Kapitalismus/Goldberg - Aufstieg des Südens/Petrak - SMK-Theorie und Weltwirtschaftskrise/Fülberth - Piketty: Verteilungsgeschichte**

**Globalisierung - Digitalisierung - Umweltkrise:** Roesler - **Totengräber des Realsozialismus?/Goldschmidt - Alle reden von der Digitalen Revolution - wir nicht?/Pomrehn - Umweltkrise**

**Soziale Brüche:** Leisewitz - **Aktivierung der Konkurrenz/ Schumm-Garling - Geschlechterverhältnisse/Lehndorff - Moderne Zeiten in der Arbeitswelt/Zander - Wachsende Unsicherheit**

**Neue Weltordnung:** Ruf - **Zurück in die Anarchie?/Kulow - Politischer Islamismus/Peters - Marktwirtschaft in China**

**Postdemokratie und die Linke:** Salomon - **Strukturwandel der Öffentlichkeit/Schmalz - Gewerkschaften/Deppe - Linke in der großen Transformation**

**Optionen der Linken:** Brie/Lieberam/Schuhler/Tjaden-Steinhauer/Tjaden

**Archiv:** Rosa Luxemburg - **Taktik der Revolution (1906)**

**Und:** Kuczynski - **Neuausgabe Kapital Bd.I/ Müller - Arbeitszeit/ Steinitz - Wirtschaftstheorie DDR**

**Sowie:** Buchbesprechungen

## Stadt – Klassen – Klassenkampf

8. Winterkolloquium der Heinz-Jung-Stiftung in Verbindung mit  
Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung

Vorträge – Lektüre und Arbeitsgruppen – Diskussion – kulturelles Abendprogramm  
Frankfurt/M., Haus der Jugend, 16. – 20. März 2015

**Themen:** Megacities und urbane Rebellionen – Ökonomie und Soziologie der Großstadt im Finanzkapitalismus: Frankfurt/M. – Großstadt, Gentrifizierung und soziale Bewegungen – „Recht auf Stadt“ – Geschichte der Großstadt, Proletariat und Arbeiterbewegung: Berlin – Kommunale Kämpfe heute

**U.a. mit:** Bernd Belina/ Frankfurt a. M.; Frank Deppe/ Marburg; Sophie Dieckmann/ Leipzig; Susanne Heeg/ Frankfurt a. M.; Johanna Hoerning/ Berlin; Andrej Holm/ Berlin; Sarah Nagel/ Frankfurt a. M.; NN/ Graz; Patrick Ölkrug/ Marburg; Oliver Reschke/ Berlin; David Salomon/ Frankfurt a. M.

Stadtführung; Filmabend: Kuhle Wampe; Heinrich-Heine im Club Voltaire mit  
John M. Becker und Anne Maximiliane Jäger-Gogoll

Die Tagung richtet sich an Studierende. **Anmeldung erforderlich.** Tagungsbeitrag  
**50,- Euro.** Info & Anmeldung: [redaktion@zme-net.de](mailto:redaktion@zme-net.de)

**PapyRossa Verlag** | Luxemburger Str. 202 | 50937 Köln



**Georg Fülberth**  
**EXPLORATIONEN**  
Politische Publizistik  
aus drei Jahrzehnten

207 Seiten | € 13,90  
978-3-89438-575-0

Georg Fülberth exploriert oft auf Neuland oder fördert auf bekanntem Boden Unbekanntes zu Tage. Die Beiträge zu Politik, Geschichte, »Kapitalistik« und Lebensgeschichten provozieren zu eigenem Nachdenken und spiegeln zudem Zeitgeschichte und Debatten der letzten drei Jahrzehnte wider.



**Thomas Kuczynski**  
**GESCHICHTEN AUS  
DEM LUNAPARK**  
Historisch-kritische  
Betrachtungen zur Öko-  
nomie der Gegenwart

127 Seiten | € 11,90  
978-3-89438-562-0

In kurzer und prägnanter Form beleuchtet Thomas Kuczynski aktuelle ökonomische Probleme und Debatten aus historischer Sicht. Die Themen reichen von den »Langen Wellen« der Konjunktur über Klimawandel, Naturreproduktion und Kapitalverwertung bis zu »Failed States«.

Tel. (0221) 44 85 45 | Fax (0221) 44 43 05 | [www.papyrossa.de](http://www.papyrossa.de) | [mail@papyrossa.de](mailto:mail@papyrossa.de)

# **ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG**

**Vierteljahresschrift  
25. Jahrgang  
Heft 100 (Dezember 2014)**

---

Herausgegeben vom Forum Marxistische  
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)  
und dem IMSF e.V.

**Redaktionsbeirat:**

Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris  
Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt  
Regine Meyer, Klaus Pickshaus, Jörg Roesler  
Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach,  
Harald Werner

---

**Redaktion:**

Jörg Goldberg, André Leisewitz, Jürgen Reusch,  
David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Gerd Wiegel

---

---

5 **Editorial**

---

**1974-2014 – Epochenbruch?**

*Dieter Boris*

8 **Der „Erdrutsch“ – zentraler Epochenbruch?**

Reflexionen über neuere Zäsuren: 1945 – 1973ff. – 1989/91

*Elmar Altvater*

21 **Wertform, Naturform, der Doppelcharakter der Ware und das ökologische Weltsystem**

Ein vorausschauender Rückblick auf das Kapitalozän

**Eine neue Phase des Kapitalismus**

*Lucas Zeise*

28 **Der Sieg des Neoliberalismus**

*Joachim Bischoff*

35 **Das neue Gesicht des Kapitalismus**

Der Aufstieg des finanzgetriebenen Kapitalismus und die Große Krise 2007ff.

*Jörg Goldberg*

47 **Die Große Krise und der Aufstieg des Südens**

*Heinz Petrak*

56 **SMK-Theorie und gegenwärtige Weltwirtschaftskrise**

*Georg Fülberth*

61 **Piketty: Verteilungsgeschichte des 20. Jahrhunderts**

**Globalisierung – Digitalisierung – Umweltkrise**

*Jörg Roesler*

69 **Globalisierung und Digitale Revolution – Totengräber des Realsozialismus?**

*Werner Goldschmidt*

76 **Alle reden von der Digitalen Revolution – wir nicht?**

*Wolfgang Pomrehn*

84 **Umweltpolitik: Kann die Industriegesellschaft noch rechtzeitig umgebaut werden?**



## Soziale Brüche

*André Leisewitz*

- 91 **Klassenverhältnisse: Aktivierung der Konkurrenz**

*Ursula Schumm-Garling*

- 98 **Veränderte Geschlechterbeziehungen?**

*Steffen Lehndorff*

- 105 **Moderne Zeiten in der Arbeitswelt**

*Michael Zander*

- 112 **Wachsende Unsicherheit, zunehmende psychische Beanspruchung**  
Zu veränderten Lebens- und Arbeitserfahrungen im „High-Tech-Kapitalismus“

## Neue Weltordnung

*Werner Ruf*

- 119 **Vom Ende der Bipolarität zurück in die Anarchie?**

*Karin Kulow*

- 127 **Der Aufstieg des politischen Islamismus in der arabisch-islamischen Welt**

*Helmut Peters*

- 135 **Das Kapital und die „sozialistische Marktwirtschaft“ in der VR China**

## Postdemokratie und die Linke

*David Salomon*

- 146 **Postdemokratisierung und Strukturwandel der Öffentlichkeit**

*Stefan Schmalz*

- 153 **Das Ende des Niedergangs?**  
Deutsche Gewerkschaften in der Krisenperiode seit 2008

*Frank Deppe*

- 162 **Die Linke in der großen Transformation**

## Optionen der Linken

*Michael Brie*

- 170 **Die „Produktivität“ des Kapitalismus und Optionen der Linken**

*Ekkehard Lieberam*

- 176 **Gegenmacht entwickeln, Anpassungspolitik stoppen**

*Conrad Schuhler*

**181 Transformation heißt: den Kapitalismus überwinden**

*Margarete Tjaden-Steinhauer, Karl Hermann Tjaden*

**185 Heilige Kühe**

---

## Archiv

*Rosa Luxemburg*

**189 Taktik der Revolution (1906)**

Mit einem Kommentar von Holger Politt

---

## Marx-Engels-Forschung

*Thomas Kuczynski*

**197 Die historisch-kritischen Editionen von Kapital Band I in der MEGA – unabdingbarer Ausgangspunkt einer neuen Textausgabe**

*Klaus Müller*

**215 Welche Arbeitszeit ist gesellschaftlich notwendig?**

---

## Weitere Beiträge

*Klaus Steinitz*

**231 Wirtschaftstheorie und -praxis in der DDR**

---

## 243 Buchbesprechungen

Marx und die neuen Themen (Jörg Goldberg zu Hans Jürgen Krysmanski)

Neues aus der Marx-Engels-Forschung (Sebastian Klauke zu „Marx und Russland“)

Ungewollt das Geschäft der Kriegspartei erledigt (Reiner Zilkenat zu Heiner Karuscheit)

Das Rote Berlin (Günter Benser zu Axel Weipert)

NS-Geschichte im Saarland (Friedrich Sendelbeck zu Klaus Brill u.a. [Hrg.]

Historische Streifzüge durch Österreich (Karl Unger zu Hans Hautmann u.a.)

Kämpferische Generation (Günter Benser zu Theodor Bergmann)

Faschismustheorien (Gerd Wiegel zu Reinhard Kühnl)

EU: Spaltende Integration (Harald Werner zu Steffen Lehndorff)

Streikberichte aus China (John Lütten zu Hao Ren u.a.)

Transformationsstrategie der Linken - Vorschläge (Klaus Steinitz zu Michael Brie [Hrg.]

**263 Autorinnen und Autoren**

**264 Impressum**

## Editorial

Im Rückblick erscheinen die letzten vierzig Jahre – markiert durch die Eckpunkte der beiden Krisen 1974 und 2007ff. – als eine Periode weitreichender Umbrüche, durch die sich die Welt gründlich verändert hat. Stichworte sind: Aufstieg des Neoliberalismus, Globalisierung, Digitale Revolution, Zusammenbruch des Realsozialismus. Diese Phase erscheint auch als eine Renaissance des globalen Kapitalismus, als eine „passive Revolution“ des Neoliberalismus.

Haben wir es mit einem „Epochenbruch“ zu tun? Ist die Periode nach 1973, wie Eric Hobsbawm meint, als „Erdrutsch“ zu bezeichnen, oder müssen wir nicht eher von einem „Kompositum von Kontinuitäts- und Diskontinuitätsmomenten“ sprechen? *Dieter Boris* zeigt, dass es keine allgemeingültigen Kriterien für die Periodisierung von historischen Prozessen gibt, dass sachliche Ebenen und Zeithorizonte unterschieden werden müssen. Erst aus der Gewichtung der verschiedenen Momente heraus plädiert er für die These des „Bruchs“. Für *Elmar Altvater* sind die 1970er Jahre der entscheidende Einschnitt: Mit dem Ende des Systems von Bretton Woods beginnt der Siegeszug des Finanzmarktkapitalismus. Gleichzeitig kündigte, angestoßen durch den Bericht des ‚Club of Rome‘ von 1972, die Bewusstwerdung des Zusammenhangs zwischen Geld- und Kapitalform einerseits und Naturalform andererseits ein „neues Erdzeitalter“ an, das „Kapitalozän“, als „Einheit von kapitalistischer Gesellschaftsformation und ... planetarischer Naturalform“. Auch *Lucas Zeise* wertet die 1970er Jahre als Epochenbruch, wobei er die Veränderung der Kräfteverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit als Kern des Neoliberalismus in den Mittelpunkt stellt.

Eine andere Sicht vertritt *Joachim Bischoff*. Der Fordismus habe zu Überproduktion und Finanzialisierung geführt, es sei aber keine „neue hegemoniale Betriebsweise“ im Rahmen des Kapitalismus sichtbar. Die Ausdehnung des Kredits spitze die im Kapitalismus angelegte „Selbstzweckhaftigkeit“ zu, stelle aber keine eigenständige Entwicklungsstufe dar. Eine andere Ebene, das Verhältnis zwischen den altkapitalistischen Ländern (USA, EU, Japan) einerseits und den neukapitalistischen Schwellenländern andererseits untersucht *Jörg Goldberg*: Für ihn ist die Krise 2007ff ein wahrer Epochenbruch, der die Vorherrschaft des ‚Westens‘ beende und neue Formen des Kapitalismus im ‚Süden‘ entstehen lasse.

*Heinz Petrak* weist dagegen auf Momente der Kontinuität hin, die im Konzept des SMK zum Ausdruck kommen. Dieses sei heute wieder aktuell, denn unter kapitalistischen Bedingungen könne der ökologisch notwendige Übergang zu einem intensiven Typ der Reproduktion nur durch staatliche Regulierung erreicht werden. Wie ein Kommentar dazu liest sich die Darstellung und Kritik des vieldiskutierten Buchs von Piketty, dessen Wert *Georg Fülberth* vor allem im historischen Teil sieht. Als Maßnahme zur Korrektur der dem Kapitalismus immanenten Tendenz zur Verschärfung der Ungleichheit empfiehlt Piketty mehr staatliche Umverteilungspolitik, womit er allerdings auf der Zirkulationsebene bleibt.

Die Auswirkungen von Digitalisierung und Globalisierung auf die zunehmend mit der kapitalistischen Weltwirtschaft verflochtenen sozialistischen Länder

untersucht *Jörg Roesler*; sie waren, so sein Fazit, dieser Konkurrenz nicht gewachsen. *Werner Goldschmidt* fragt nach den Implikationen der Digitalen Revolution für die Vergesellschaftungsprozesse im heutigen Kapitalismus; realisieren sich mit „Industrie 4.0“ jene Perspektiven, die Marx in den „Grundrissen“ als Heraustreten der Produzenten aus der unmittelbaren Produktion skizziert hatte? Die Dimensionen der globalen Umweltkrise und die Hemmnisse für einen naturverträglichen Umbau der parasitären industriellen Produktionsweise des „Kapitalozäns“ zeichnet *Wolfgang Pomrehn* nach.

Die Frage nach Kontinuität und Bruch stellt sich auch beim Blick auf die Entwicklung der Sozialstrukturen und Klassenverhältnisse auf gesellschaftlicher wie betrieblicher Ebene. Der Übergang zu einer vorwiegend intensiv erweiterten Reproduktion des Kapitals kann, so *André Leisewitz*, auch als Ausgangspunkt veränderter Machtbeziehungen zwischen Lohnarbeit und Kapital seit den 1970er Jahren interpretiert werden, die sich in einer Aktivierung der innergesellschaftlichen Konkurrenz und der Expansion des prekären Sektors niederschlagen. In den Geschlechterbeziehungen in Arbeit und Gesellschaft sieht *Ursula Schumm-Garling* gegenläufige Trends. Die Tendenz zur Geschlechtergleichstellung ist vielfach gebrochen. Pluralisierung der Lebensstile und emanzipatorische Ansprüche von Frauen erfahren mehr gesellschaftliche Akzeptanz, maskulistische, konservative Gegenbewegungen sind unübersehbar. Der Abbau von sozialstaatlichen und kollektivvertraglichen Puffern zwischen Markt und Ware Arbeitskraft gehört zum Kern der neoliberalen Offensive. Dazu gehören, so *Steffen Lehndorff*, Ausdifferenzierung und Flexibilisierung der Arbeitszeiten und die direkte Konfrontation der Beschäftigten mit dem Druck des Marktes. Wachsende Unsicherheit und zunehmende psychische Beanspruchung der Individuen resultieren gerade aus diesen Umbrüchen (*Michael Zander*). Sie verlangen nach Gegenmacht.

Im Zentrum der Umbruchperiode 1974-2014 steht, mit Blick auf die internationalen Beziehungen und global-politischen Perspektiven, der Zusammenbruch des realen Sozialismus in Europa und die Auflösung der „bipolaren“ Block-Konstellation. War die Weltordnung nach dem Zweiten Weltkrieg bestimmt von der Konkurrenz alternativer Gesellschaftssysteme, so die Zeit nach dem Kalten Krieg von neuen Kriegen, einem neuen Imperialismus und dem Versuch der USA, eine „unipolare“ Weltordnung zu behaupten (*Werner Ruf*). Sie sind dabei konfrontiert mit der Konkurrenz altkapitalistischer (EU) und neukapitalistischer (Russland; China) Rivalen und dem Aufkommen religiös und ethnisch motivierter Gegenbewegungen in der von neoimperialistischen Strafaktionen überzogenen Peripherie. *Karin Kulow* zeigt dies am Beispiel der Aufstiegsgeschichte des politischen Islamismus. Für den auch von Goldberg als bestimmendes Moment hervorgehobenen Aufstieg des Kapitalismus des Südens steht die Entwicklung Chinas. *Helmut Peters* rekonstruiert die innergesellschaftlichen Dynamiken der ökonomischen Reformpolitik des Landes, die mittels „Marktwirtschaft“ den Aufbau eines eigenen Sozialismus zu forcieren versucht und dabei kapitalistische Produktionsverhältnisse entfesselt, die diese Perspektive zunehmend in frage stellen.

Was ist von der Linken in den kapitalistischen Zentren geblieben, welche Optionen hat sie? *David Salomon* und *Stefan Schmalz* zeichnen die Terrainverschiebungen auf den wichtigsten Kampffeldern, der politischen Öffentlichkeit und der Auseinandersetzung zwischen Lohnarbeit und Kapital in Betrieb und Gesellschaft, nach. Hier dominieren postdemokratische Tendenzen; das in den letzten Jahren konstatierte Comeback der Gewerkschaften ist ambivalent und durch korporatistische Einbindung begrenzt. Die Gesamttenenz linker Perspektiven in der „großen Transformation“ bilanziert *Frank Deppe*. In den zurückliegenden „Kampfzyklen“ ist es der neoliberalen Konterrevolution gelungen, die klassische Arbeiterbewegung zu marginalisieren. Deppe geht auf beobachtbare Gegentendenzen ein und skizziert die politischen und gesellschaftlichen Widersprüche, die sich für eine Erneuerung der Linken als zentral erweisen könnten. Optionen der Linken in der durch die Umbrüche der letzten vierzig Jahre radikal veränderten Konstellation des heutigen Kapitalismus skizzieren aus durchaus unterschiedlicher Perspektive *Michael Brie*, *Ekkehard Lieberam*, *Conrad Schuhler* und *Margarate Tjaden-Steinhauer/Karl Hermann Tjaden*.

\*\*\*

*Archiv*: In einer fast verzweifelten Lage, im Gefängnis des zaristischen Russland, schreibt *Rosa Luxemburg* 1906 einen flammenden Text, unmittelbar adressiert an das revolutionäre polnische Proletariat: „Taktik der Revolution“. Wir danken *Holger Politt* für die Möglichkeit, diesen Text erstmals auf deutsch in Z 100 abdrucken zu können, als Vorgriff auf den von ihm herausgegebenen und im nächsten Jahr erscheinenden Band mit bisher unveröffentlichten polnischen Texten der großen Revolutionärin.

\*\*\*

Weitere Beiträge von *Thomas Kuczynski* und *Klaus Müller* betreffen Aspekte der Marx-Engels-Forschung; Klaus Steinitz bewertet Erfahrungen der Wirtschaftstheorie und -praxis der DDR mit Blick auf Debatten um eine künftige sozialistische Wirtschaftspolitik.

\*\*\*

Neu in den Redaktionsbeirat von Z eingetreten sind *Joachim Becker*, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler an der Wirtschaftsuniversität Wien; *Klaus Dräger* (Köln), ehemaliger Mitarbeiter der Linksfraktion im Europäischen Parlament im Bereich Beschäftigungs- und Sozialpolitik; *Regine Meyer* (Heidelberg), Sozialwissenschaftlerin mit langjähriger Erfahrung in der Entwicklungszusammenarbeit; *Klaus Pickshaus*, bis vor kurzem Bereichsleiter beim Vorstand der IG Metall (Frankfurt/M.); der Wirtschaftshistoriker und Hochschullehrer *Jörg Roesler* (Berlin); die Politikwissenschaftlerin und Gewerkschaftssekretärin *Conny Weißbach* (Berlin). Redaktion und Herausgeber freuen sich über ihre Mitarbeit an „Z“ und erhoffen sich natürlich Impulse für die weitere Arbeit.

Der Schwerpunkt des März-Hefes 2015 (Z 101) ist dem Thema „Literatur und Krise“ gewidmet. Weitere Beiträge betreffen u.a. die politische Linke in Europa und Fragen der internationalen Gewerkschaftsbewegung.

Dieter Boris

## Der „Erdrutsch“ – zentraler Epochenbruch?

### Reflexionen über neuere Zäsuren: 1945 – 1973ff. – 1989/91

*„Die Geschichte des 20. Jahrhunderts war seit 1973 die Geschichte einer Welt, die ihre Orientierung verloren hat und in Instabilität und Krise geschlittert ist.“*

*(Mit dieser Feststellung eröffnet Eric J. Hobsbawm den dritten Teil – überschrieben mit „Der Erdrutsch“ – seines „Klassikers“ „Das Zeitalter der Extreme“, 1994)*

Die scheinbar einfache Frage, warum es seit Beginn der 70er Jahre (ca. 1973 bis 1976) in Deutschland (BRD), teilweise auch in Europa und der Welt insgesamt zu einem „Erdrutsch“ gekommen ist und was dieser bis heute verändert hat, enthält eine Reihe von Prämissen, unausgesprochenen Hypothesen (Annahmen) und eine große Zahl von – aus den Hauptfragen abgeleiteten – Unterfragen und Probleme, die hier nur ansatzweise zu erörtern sind, bevor man wieder auf den Ausgangspunkt zurückkommt.

Abgesehen von der vorgängig (und vorläufig) zu erörternden Frage, worin eine „Zäsur“ im geschichtlichen Ablauf (manche sprechen sogar von „Epochenbruch“) gesehen werden darf (1), ist gegenüber anderen bekannten „Einschnitten“ des historischen Verlaufs die besondere Rolle/Qualität der Wende um 1973-76 zu diskutieren. Das Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 oder der weitgehende Zerfall des sog. „realsozialistischen“ Staatensystems 1989/91 sind wahrscheinlich objektiv und in der subjektiven Wahrnehmung vieler Zeitgenossen noch bedeutendere Zäsuren gewesen. (2) Dennoch weist der seit Mitte der 70er Jahre fast überall einsetzende Umbruch unter dem Signum der immer uneingeschränkteren Marktliberalisierung in sachlicher wie in der regional-geopolitischen Breitenwirkung Besonderheiten auf, die andere historische Einschnitte und Zäsuren (wie z.B. die erwähnten) zumindest in einigen Aspekten relativieren. (3)

#### I.

Schon häufig ist gesagt worden: Das historische Kontinuum in untergliederte Abschnitte aufzuteilen („Periodisierungen“) ist so unentbehrlich wie problematisch. Notwendig, um sich vergewissern, was neu ist und wo Richtungsänderungen (und mit welchem Gewicht) eingetreten sind. Problematisch, weil auch ein Umbruch das historische Kontinuum nicht völlig aufsprengt, sondern immer ein – wie auch immer gewichtetes – Kompositum von Kontinuitäts- und Diskontinuitätsmomenten darstellt. Daher handelt es sich fast immer um bloß „partielle“ Umbrüche, die regional, sachlich-sektoral sowie in ihrem Zeitrhythmen ganz unterschiedlich ausfallen können bzw. sogar ausbleiben. Zudem sind die Kriterien für die als wichtig erachteten historischen Einschnitte keineswegs immer dieselben; diese selbst können sich durchaus im Laufe der Zeit deutlich verändern.



Wie tiefgreifend („epochal“) eine historische Zäsur letztlich wirksam ist, kann nie sofort bestimmt werden. Nicht nur weil objektive Determinanten sich mit subjektiven Perzeptionsweisen mischen, sondern auch weil Zäsuren häufig erst nach einigen Jahren als solche wahrgenommen werden. (So wie umgekehrt manches als Zäsur ausgerufenes Ereignis oder manche Ereigniskette sich im Nachhinein als doch nicht so prägend und langfristig wirksam herausgestellt haben.)<sup>1</sup>

Man kann im Übrigen vielfältige Zäsuren unterscheiden, z.B. heterodoxe und orthodoxe; wobei erstere solche sind, die aus völlig unerwarteten Ereignissen entstanden sind und in Umbrüchen kulminieren (1989/91) während die zweiten solche sind, die gewissermaßen „im Rahmen“ der Erfahrungen lagen und quasi erwartet wurden. Schließlich werden „Erfahrungszäsuren“ und sog. „Deutungszäsuren“ unterschieden. Erstere sind durch eigene Erlebnisse geprägt, während letztere im Nachhinein erkannt und als Einschnitt gedeutet werden (Sabrow 2013: 10f. und 15f.) Selbst anscheinend völlig klare objektive und subjektive Zäsuren müssen nicht generell, alltagswirksam und lebensweltlich ubiquitär Geltung besitzen und treten gegenüber anderen strukturgeschichtlichen Trends sogar in den Hintergrund. „Viele zeitgeschichtliche Entwicklungstrends auch in Deutschland und Europa blieben vom Mauerfall gänzlich unberührt. Die Herausbildung der Informationsgesellschaft in der digitalen Revolution, der Umbau des Bildungssystems, der demografische Wandel und die krisenhafte Expansion des Sozialstaats bezeichnen Entwicklungen, die vor 1989 einsetzten und vom Herbst 1989 zwar betroffen, aber kaum in ihrer Richtung verändert wurden. Für die Alltagsgeschichte der westeuropäischen Gesellschaft bedeutete der Beginn des Internetzeitalters einen sehr viel größeren Einschnitt als der Fall der Berliner Mauer.“ (Sabrow 2013: 12).

Dies bedeutet, dass einzelne Begebenheiten, Ereignisse oder gar Ereignisketten (Koselleck 1989:145ff.), so entscheidend wichtig sie z.B. weltpolitisch sein mögen, bestimmte Basistrends mit stark transformatorischen Wirkungen weder umkehren noch wesentlich verändern, allenfalls beschleunigen oder zeitweise verlangsamen können. Dies zeigt an, dass beim Studium von Zäsuren zum einen die strukturellen, sachlichen Ebenen (z.B. Technik, Kultur, Alltagsleben etc.) und die verschiedenen – diesen nicht immer entsprechenden – Zeitschichten bzw. temporale Modi (schnell vs. langsam; intensiv vs. diffus; punktuell vs. breit gestreut) unterschieden werden müssen. „Der Gewinn einer Zeitschichtentheorie liegt ... darin, verschiedene Geschwindigkeiten messen zu können, Beschleunigungen oder Verzögerungen und damit verschiedene Veränderungsweisen sichtbar zu machen, die von großer temporaler Komplexität zeugen.“ (Koselleck 2013: 22). Wobei es für Historiker und Geschichtstheoretiker besonders reizvoll sein dürfte, zu erkunden, wie die differenten sachlichen Dimensionen mit den Zeitmustern zusammenhängen, d.h. relativ parallel laufen oder gerade umgekehrt in Transformationsprozessen auseinan-

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu z.B. Sabrow 2013: 7.

derdriften und damit jenes Phänomen der „Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigkeit“ verstärken. Es ist erstaunlich, dass in vielen Arbeiten zu Transformationsfragen (in der letzten Zeit z.B. aus dem Think Tank der RLS) diese Problematik differierender Zeitschichten im Verlauf von Transformationsprozessen wenig oder selten explizit aufgegriffen worden zu sein scheint.<sup>2</sup>

Ein tief greifender Epochenbruch, der als solcher – wenn auch vielleicht zeitlich verzögert – von den meisten Menschen empfunden wird, kann sich offensichtlich nicht auf die politische Ebene beschränken. Allgemein verhaltensprägende Veränderungen müssen das Arbeitsleben, die materielle wie immaterielle Reproduktion sowie den Umgang mit Dingen und Techniken und keineswegs zuletzt das breite Spektrum kultureller Artikulationen erreichen. Unter dieser Perspektive könnte es auch zu einer Umdeutung bzw. Neubewertung des gesellschaftlichen Gewichts von einzelnen Zäsuren während des letzten Jahrhunderts kommen.

## II.

Politisch waren die Zäsuren von 1945 und 1989/91 ohne Zweifel überaus tiefgreifend und bestimmten wesentlich die darauf folgende Weltpolitik und die internationalen Beziehungen.

Die definitive Niederlage des deutschen Faschismus und der sog. „Achsenmächte“ sowie die bald eintretende Bipolarität der Welt, der Beginn des „Kalten Kriegs“ und der Systemkonkurrenz waren seither – bis 1989 – die nicht hinterfragbaren Leitfragen der Politik. Auch das Ende dieser Systemkonkurrenz 1989/91 wird in der Regel als Zäsur globaler Reichweite apostrophiert, wobei im Nachhinein die Stimmen sich mehren, die eine Relativierung dieser Sichtweise vornehmen (Siebold 2014).

Ähnlich geht es der Zäsur von 1945, obwohl diese als noch universeller gültig erscheint und zudem mit einem ökonomischen Aufschwung – zumindest seit Ende der 40er Jahre – einhergeht, der als exzeptionell empfunden wurde. Das sog. „Wirtschaftswunder“ vor allem in Westeuropa (aber auch in den USA, Japan und dann in anderen Ländern Asiens und Lateinamerikas) schien die bisher immer wieder registrierten kurzen oder längeren Aufschwungs- und Depressionsperioden in der kapitalistischen Entwicklung vollständig obsolet gemacht zu haben. Die fast 25 Jahre währende Nachkriegsprosperität („golden age“) brachte nicht nur eine generelle – freilich sozialstrukturell differierende – Wohlstandssteigerung und bis dahin unbekannte Konsumerhöhung mit sich, sondern auch neue massenwirksame Verhaltensformen, Versorgungsleistungen und eine gewisse Homogenisierung in den jeweiligen westeuropäischen Nationalgesellschaften und sicher auch zwischen diesen.

---

<sup>2</sup> Auch da, wo der „Faktor Zeit“ in heutigen Transformationsprozessen sehr knapp und marginal angesprochen wird, geschieht dies nicht im Sinne von gleichzeitigen und unterschiedlichen „Zeitschichten“, sondern im Vergleich zu früheren lang andauernden Transformationsprozessen (Reißig 2014: 88).

Insofern kann von einer Zäsur gesprochen werden, die nicht nur weltpolitisch, sondern auch ökonomisch, sozialstrukturell und alltagsweltlich (lebensweltlich) zu begründen ist. Allerdings können bei aller Bedeutung dieses historischen Einschnitts die Fragen diskutiert werden a) in welchem globalen Ausmaß dieser Einschnitt gleichermaßen tief (und spürbar) war, b) wie lange und dauerhaft diese Zäsur und ihre Neuerungen währten und gültig blieben und schließlich – mit Punkt b) zusammenhängend – c) auf welchen generellen oder singulären Faktoren insbesondere der lang anhaltende ökonomische Aufschwung – eben die berühmte Nachkriegsprosperität – beruht hat bzw. ob eventuell der Einschnitt dadurch relativiert wird, dass diese Periode als Ausnahme oder „Abweichung“ von der „normalen“ kapitalistischen Entwicklung gelten muss.

Gerade in Bezug auf die Punkte b) und c) hat Burkart Lutz Mitte der 80er Jahre eine Erklärungshypothese vorgelegt, die von den zuvor als zufrieden stellend angesehenen Interpretationsvarianten deutlich abwich. Zunächst wendet er sich (1989, 2. Aufl.) gegen das „Kontinuitätsparadigma“ der industriellen, modernen Entwicklung, wie es in vielen Theorien jener Zeit (z.B. in der Modernisierungstheorie, der Drei-Stadien-Theorie Fourastiés, der Rostow'sche Stufentheorie etc.) enthalten war. Demgegenüber verweist er auf das historische Auftreten langfristiger diskontinuierlicher Entwicklungsrhythmen – neben den kurzfristigen Konjunkturzyklen –, welche seit Etablierung des Kapitalismus wirksam waren. Zentral für Lutz sind das spezifische Nebeneinander von einem kapitalistischen Sektor und nicht-kapitalistischen Sektoren, von Wohlfahrtsstaat und Nachfragebeziehungen, die nicht ausschließlich auf die Expansion des Weltmarkts angewiesen sind. Während von ca. 1890 bis 1914 eine Prosperitätskonstellation durch ein bestimmtes Zusammenwirken vieler Variablen generiert wurde, war die Periode 1914/18 bis 1945 von Kräften (Tendenzen) bestimmt, die eine vormalige „positive Rückkoppelung“ nicht mehr in eine Prosperitätskonstellation verwandeln konnten, sondern umgekehrt eine „depressive Spirale“ nach unten hervorbrachten. (Lutz 1989: 22). Die entscheidenden Mechanismen fasst er wie folgt zusammen: „Solange der industriell-marktwirtschaftliche Sektor aufgrund steigenden Exports wächst, erschließt er sich, wenngleich er – als Voraussetzung steigender Exporte – gemäß dem klassischen Lohngesetz durch Nutzung intersektoraler Wanderungen sein Lohnniveau niedrig hält, auch binnenwirtschaftlich neue Absatzmärkte, da die Betriebe des traditionellen Sektors von überschüssiger Bevölkerung entlastet werden und dank Anwachsens der Arbeitnehmerschaft im modernen Sektor auch bei stagnierenden Lohnsätzen bei deren Versorgung steigende Barerlöse erzielen. Diese ‚Prosperitätsspirale‘ schlägt jedoch nach dem Ersten Weltkrieg in eine ‚depressive Spirale‘ um, wenn der Export ins Stocken kommt. Dann benötigt die Industrie kaum zusätzliche Arbeitskräfte; die Summe der im modernen Sektor verdienten Löhne und Gehälter schrumpft eher, als dass sie wächst; und damit schwindet sehr rasch auch die Fähigkeit des traditionellen Sektors, Güter und Leistungen aus dem industriell-marktwirtschaftlichen Sektor zu beziehen. Und es ist unmöglich, diese Spirale dauerhaft zu blockieren und ein neues, auf expandierende Binnenmärkte gegründetes Wachstum in Gang zu setzen, solange der Mechanismus des Lohngesetzes und seine effiziente Nutzung unter dem Druck der

sich wieder im traditionellen Sektor stauenden Bevölkerungsüberschüsse einerseits und der noch verschärften Weltmarktkonkurrenz andererseits jede dauerhafte Anhebung der Lohneinkommen verhindern (Lutz 1989: 22f.). Das spezifische Neue dieser Nachkriegskonstellation nach 1945 bestand darin, dass durch Wohlfahrtsstaat und Tarifvertragssystem dieser negative Rückkoppelungsprozess weitgehend außer Kraft gesetzt wurde und umgekehrt das Lohnniveau im modernen, kapitalistischen Sektor dauerhaft ansteigen konnte. Durch die dynamische Nachfrage der Arbeitnehmer im modernen Sektor nach Konsumgütern aus diesem Bereich bedurfte es immer weniger einer Nachfrage des traditionellen Sektors nach Investitionsgütern, um eine langfristige Konjunkturstärke zu stabilisieren. Nach weitgehender Absorption des traditionellen Sektors im modernen musste es nach Lutz zum Ende der so fundierten Wachstumsphase kommen. Eine neue Prosperitätskonstellation zeichnete sich damals nicht ab, und die alten, „normalen“ Gebrechen kapitalistischer Wirtschaft und Akkumulation (Überakkumulation, Absatzstockungen, Freisetzung von Arbeitskräften und Brachlegung/Vernichtung von Kapital) schienen sich seit Mitte der 70er und den 80er Jahren überall mehr oder minder deutlich und in längeren Phasen abzuzeichnen.

Die „innere Landnahme“ bei gleichzeitigem Ausbau des Wohlfahrtsstaats und der teilweisen Außerkraftsetzung des „Lohngesetzes“ waren die Parameter der Nachkriegsprosperität. Mit dem vorläufigen Ende der Landnahme, den sich häufenden weltwirtschaftlichen Rezessionen, einer starken Inflationstendenz, dem Anstieg der Arbeitslosigkeit, der Zunahme der öffentlichen Verschuldung etc. kam auch der Sozialstaat unter Druck und manches wurde sukzessive Kürzungen anheim gegeben; alte Phänomene, wie Obdachlosigkeit, Einkommensverfall, Dauerarbeitslosigkeit traten wieder auf. Der Abbau öffentlicher Infrastrukturen im Laufe der 70er und 80er Jahre in einem schleichenden (und daher nicht sofort wahrnehmbaren) Prozess wurde quasi zur Dauererscheinung in den entwickelten Industriestaaten. Der „keynesianische Wohlfahrtsstaat“ wurde in Theorie und Praxis (zunächst mehr in der Theorie als in der Praxis in manchen Ländern) zugunsten des „neoliberalen Wettbewerbsstaats“ zu Grabe getragen (Hirsch /Roth 1986; Hirsch 1995; Hobsbawm 1995: 503ff.)

So kann in Bezug auf die Fragen b) und c) ein Zwischenresümee folgendermaßen lauten: Die Nachkriegsprosperität dauerte bis in die 70er (Mitte bis Ende der 70er Jahre), immerhin 25 bis 30 Jahre, die ökonomisch-sozial so tief greifend und wirksam erschienen, dass die normalen Zyklen und Mechanismen der kapitalistischen Entwicklung außer Kraft gesetzt waren und offenbar der Vergangenheit angehörten. Zum zweiten beruhte sie außer auf besonderen Nachkriegsfaktoren (Zerstörungen, Konsumaufschub, günstige Verwertungsbedingungen, Vorhandensein eines qualifizierten Arbeitskräfteheeres etc.) auf der Kombination von „innerer Landnahme“ (Aufsaugen vorkapitalistischer Sektoren) und wohlfahrtsstaatlichen Mechanismen, die eine überzyklische und lange andauernde Prosperitätsphase bescherten.

Nach dem Unwirksamwerden der singulären Nachkriegsfaktoren und der Absorption innerer vorkapitalistischer Sektoren durch die kapitalistische Wirt-

schaft waren wesentliche Antriebskräfte verschwunden, der epochale Aufstieg beendet (relativiert) und die kapitalistische „Normalität“ setzte wieder ein.

### III.

Wie tiefgreifend dieser Einschnitt (Ende der Nachkriegsprosperität, Ende des Fordismus) gewesen ist, in welchem Maße neue Antriebskräfte die genannten depressiven Momente überdecken (kompensieren) konnten und in welchen Verhältnissen diese durch neoliberale Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik charakterisierte Phase zu den Zäsuren von 1945 und 1989 steht, ist durchaus Gegenstand einer andauernden Diskussion. Einige Gedanken, die die Besonderheit und Bedeutung dieser Zäsur des „Erdrutsches“ unterstreichen, seien im Folgenden vorgetragen.

Der Übergang zum postfordistischen Finanzmarktkapitalismus, wie er sich spätestens seit den 80er Jahren in vielen Regionen und Wirtschaften der Welt abgezeichnet hat, konnte – entgegen vieler Versprechen und neoliberaler Diskurse – keine neue, stabile Prosperitätskonstellation hervorbringen. Dies gilt vor allem dann, wenn man unter letzterer eine quasi universelle, relativ homogene Besserstellung und Wohlstandssteigerung verstehen will. Eines der Hauptkennzeichen der neuen Ära der sog. neoliberalen Globalisierung und weitestgehender Marktliberalisierung ist, dass die Ungleichheitsverhältnisse zwischen Nationen/Ökonomien in der Welt<sup>3</sup> sowie innerhalb dieser im allgemeinen sich stark erhöht haben, wenn man die entsprechenden Größenverhältnis der 50er bis 70er Jahre als Vergleichsmaßstab heranzieht. Neben gewaltiger Reichtumssteigerung (symbolträchtig im raschen Anwachen der Zahl von Multimilliardären repräsentiert) während der letzten 30 Jahre geht damit eine Beibehaltung bzw. teilweise Vertiefung von globalen Verarmungs- und Prekarisierungsprozessen einher, wie erst kürzlich wieder eine Revision der statistisch-methodischen Messverfahren der Asiatischen Entwicklungsbank herausgestellt hat. Das Ausmaß der Armutsreduktion wurde dieser Institution zufolge während der letzten Jahre stark überschätzt.

Damit ist angedeutet, dass trotz der wieder einkehrenden Normalität von großen Konjunkturschwankungen, Rezessionen und Krisen die (zeitweise und regional wirksame) wirtschaftliche Dynamik keineswegs still gestellt oder abwesend war. Dies heißt – wie W. Streeck im Rückblick auf B. Lutz' Thesen feststellte –, dass durchaus neue Felder und Räume der Landnahme „sowohl im Inneren der Industriegesellschaften als auch, und zunehmend, über deren Grenzen hinweg in neuen Formen weiter (erschlossen wurden, D.B.), wobei sich die Funktionsweise des ‚Lohngesetzes‘ ebenso änderte wie die Mittel, mit denen es weiterhin suspendiert wurde. Insbesondere der Wohlfahrtsstaat, so meine These, wurde für die Fortsetzung der kapitalistischen Expansion erneut entbehrlich. So kam, mit der Abkoppelung der zunehmend globalen Wachstumsdynamik des modernen Kapita-

---

3 Was natürlich nicht ausschließt, dass seitens einiger Länder/Regionen bedeutende Aufholprozesse gegenüber den westlichen Metropolen realisiert wurden (Südkorea, Taiwan, VR China etc.).

lismus von der Sozialstaatsdynamik innerhalb der alten Industriegesellschaften, das sozialdemokratische Prosperitätsmodell an sein Ende. Mit der historischen Ablösung des Problems des sozialen Ausgleichs innerhalb der reichen Gesellschaften des Westens von dem Problem der Sicherung kapitalistischen Wachstums begann der bis heute anhaltende Siegeszug eines neuen Liberalismus.“ (Streeck 2005: 5).

Weitere Felder von interner Landnahme waren die Familien, speziell die weibliche Arbeitskraft; seit Ende der 70er Jahre nahm in fast allen westeuropäischen Staaten die weibliche Erwerbstätigkeit deutlich zu. Trotz Lohndruck auf die männlichen Löhne und niedrigerer weiblicher Entlohnung war dies ein kontinuierlicher Prozess.

Zweitens sind die vielfältigen Prozesse der „Akkumulation durch Enteignung“ (Harvey) zu nennen, die neue Felder der Kapitalakkumulation erschließen konnten. Die Umwandlung staatlicher und öffentlicher Güter und Dienstleistungen und Funktionen in ein neues Terrain der privaten Akkumulation hat zweifellos die Dynamik des Kapitalismus nach dem Ende der Nachkriegsprosperität wesentlich angestoßen. Der Abbau sozialstaatlicher Sicherungen hat weitere Arbeitskraftreserven mobilisieren können und die Verwertungsbedingungen generell erhöht.

Die zudem durch neue Kommunikations- und Transporttechnologien begünstigte Globalisierung, die u.a. – vielleicht vor allem – Produktionsstätten in der ganzen Welt – jenseits des Nationalstaats – organisieren und Arbeitskräfte vor Ort oder durch dosierte Zuwanderungs- und Grenzöffnungspolitik in den Ausgangsländern zur Produktion und/oder für Dienstleistungen zu günstigen Bedingungen zu mobilisieren vermochte, könnte als „Anzapfen“ eines externen, weltweiten quasi-traditionellen Sektors begriffen werden.

Der aus der Kapitalverwertungsperspektive zweifelsfreie Vorteil dieser Aspekte der Globalisierung besteht u. a. darin, dass – im Unterschied zur Periode von 1945 bis Mitte der 70er Jahre – eine kapitalistische Wachstumsdynamik durch Abkoppelung von wohlfahrtsstaatlichen Elementen (in mehr oder minder rigider Weise) möglich geworden ist und politisch – je nach Kräfteverhältnissen – realisiert wird. Dies hat W. Streeck zu Recht unterstrichen: „Globalisierung als Externalisierung des traditionellen Sektors des westlichen Kapitalismus und als Internationalisierung des von Lutz noch allein auf nationaler Ebene angesiedelten Wirtschafts dualismus bedeutet vor allem, dass die kapitalistische Landnahme wieder wie früher ohne begleitende Expansion des Sozialstaats vorangehen kann.“ (Streeck 2005: 8).

Ein weiterer Aspekt, der die Zäsur von 1989/91 mit der „Erdrutsch“-Zäsur, die die neoliberale Globalisierung eingeleitet hat, untergründig verbindet und erstgenannte wenn nicht relativiert, so doch in einen Beziehungs- und teilweise Kausalkontext stellt, ist die Frage, inwieweit die neue globale Dynamik des entfesselten Kapitalismus auch zu einem erheblichen Teil zum Niedergang des „Realsozialismus“ beigetragen hat.

Zweifellos spielten hierbei zunächst eine Vielzahl interner Mechanismen und Blockaden eine vorrangige Rolle: extremer Autoritarismus, eine weiterhin unentwickelte Zivilgesellschaft, Abwesenheit von institutionalisierten Kontrollme-



chanismen der Führung und von Möglichkeiten demokratischer Einflussnahme, geringe Anreize zu technisch-wissenschaftlichen Innovationen und vieles andere mehr. Eine schleichende Militarisierung der Gesellschaft und eine extreme Geheimniskrämerei (übrigens auch zwischen sozialistischen Partnerländern) plus ausufernden Spitzel- und Überwachungssystemen verweisen offensichtlich auf Brüchigkeiten des politischen Herrschaftssystems und wachsende Legitimationsprobleme. Eine deutlich abnehmende wirtschaftliche Dynamik und problematisch werdende Versorgung mit „gehobenen“ Konsumgütern spielten hier sicherlich – neben den Demokratiedefiziten – eine erhebliche Rolle. Von Letzteren konnten lange Zeit in gewissem Umfang mit dem Verweis auf wachsende, elementare Konsummöglichkeiten abgelenkt werden bzw. diese als Kompensationen eingesetzt werden. „Dabei wurden vielfach Konsummuster und -versprechen der kapitalistischen Zentrumsländer übernommen, ohne dass korrespondierende Realisierungsmöglichkeiten bestanden.“ (Becker 2009: 29).

Seit Ende der 60er Jahre, verstärkt aber ab Mitte der 70er Jahre waren deutliche Verringerungen der ökonomischen Wachstumsraten in praktisch allen sozialistischen Ländern des „Ostblocks“ zu konstatieren. Zu diesen traten noch die wachsenden militärisch-politischen Verpflichtungen (ein quasi sozialistischer „imperialer overstretch“, wie ihn Kennedy für die USA analysiert hatte) hinzu (in Afrika, Asien, Lateinamerika), die eine Konzentration auf den Übergang von einer extensiven zu einer intensiven Reproduktion (technologische Innovationen, systematischer Ausbau einer Maschinengüterindustrie für entsprechende Gebrauchsgüter etc.) fast unmöglich machten. Auch die stärkere Öffnung gegenüber dem kapitalistischen Weltmarkt zwecks Import bestimmter Investitionsgüter und komplexer Anlagen erwies sich als problematisch. Da die Exporte der meisten sozialistischen Länder (außer bei einigen Rohstoffen) in den westlichen Ländern nicht sonderlich nachgefragt waren, entstanden bald wachsende Handelsbilanz- und Zahlungsbilanzdefizite, die die Verschuldung ansteigen ließ. „In den 1970er Jahren begab sich ein erheblicher Teil der Regierungen in den industrialisierten staatssozialistischen Ländern auf eine Weg zur Erhöhung des Konsumgüterangebots und der Modernisierung des Maschinenparks, der in den 1980er Jahren ihre wirtschaftlichen Probleme deutlich verschärfen sollte: die Devisenverschuldung in westlichen Ländern ... Damit beschleunigte sich die Erosion der wirtschaftlichen Autarkie der staatssozialistischen Industrieländer und Elemente der Abhängigkeit gegenüber westlichen Ökonomien akzentuierten sich.“ (Becker 2009: 29).

Damit spitzten sich die ökonomischen Widersprüche und Schwierigkeiten zu, die dann zu dem völligen Niedergang und zum schnellen Seitenwechsel von erheblichen Teilen der bisherigen „Nomenklatura“ führte. Die innere ökonomische und politische Schwäche der Staaten des „Realsozialismus“ reflektierte sich auch in ihrer zusehends reduzierten Rolle in der Außen- und Weltpolitik. „Innerhalb des kapitalistischen Weltsystems vollzog sich – nach den Krisenprozessen der 1970er Jahre – ein Prozess der Konsolidierung, Revitalisierung und Neugruppierung der Machtstrukturen; die Gewichte innerhalb der Systemkonkurrenz verlagerten sich deutlich nach Westen ... Die Sowjetunion

hingegen geriet immer tiefer in den Strudel der inneren Existenzkrise. Die Führung hatte dann nicht mehr die Kraft und den Willen, ihre Führungsfunktion innerhalb des sozialistischen Lagers wahrzunehmen und in der ‚Dritten Welt‘ dem Imperialismus politisch und militärisch seine Grenzen aufzuzeigen...“ (Deppe 2006: 276f.) Die weltwirtschaftlichen Einbrüche seit den 70er und 80er Jahren hatten offenbar schwerere Negativwirkungen für manche Länder des „Ostblocks“ als für die westlichen Länder. Die technologischen Sprünge, die nach Konjunkturkrisen nicht selten kumuliert und auf breiter Front auftreten, um aus der Verwertungskrise herauszutreten, trugen offenbar dazu bei, dass sich die ökonomischen Divergenzen zwischen dem sozialistischen Staatensystem und der westlich-kapitalistischen Welt vertieften. „Das Problem für den ‚real existierenden Sozialismus‘ in Europa war, dass er – im Gegensatz zur Sowjetunion in der Zwischenkriegszeit, die sich ja effektiv außerhalb der Weltwirtschaft bewegt hatte und deshalb immun gegen die Weltwirtschaftskrise gewesen war – mittlerweile immer stärker in sie verwickelt wurde und daher auch nicht immun gegen die Schocks der siebziger Jahre war. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass die ‚realsozialistischen‘ Wirtschaften Europas, der Sowjetunion und Teile der Dritten Welt die wirklichen Opfer der kapitalistischen Weltwirtschaftskrise nach dem Goldenen Zeitalter werden sollten, während die ‚entwickelten Marktwirtschaften‘ die schwierigen Jahre, jedenfalls bis in die frühen neunziger Jahre, mit ein paar Erschütterungen, aber ohne existenzbedrohende Probleme überstehen konnten.“ (Hobsbawm 1995: 586).

Insofern lässt sich die These vertreten, dass der beschleunigte Niedergang des „Realsozialismus“ seit Ende der 70er Jahre auch mit der Zäsur des „Erdrutsches“ und der von ihm ausgelösten neuerlichen, neoliberalen Dynamik mehr zu tun hatte als man lange Zeit wahrzunehmen bereit war.

Die hohe Relevanz der Zäsur, die hier in Anlehnung an Hobsbawm „Erdrutsch“ genannt wurde, zeigt sich vor allem in alltagskulturellen Verschiebungen und Subjektveränderungen, die seither eingetreten sind. In den meisten europäischen Ländern hatten sich die Grundlinien der Wirtschaftspolitik, der Sozialpolitik, des technischen Entwicklungsniveaus (sieht man vielleicht von der während des Kriegs rasant vorangetriebenen Atomwaffenforschung ab) zwischen den 30er und 40er Jahren und den 50er, teilweise 60er Jahren nicht grundlegend verändert. Trotz hoher politischer Diskontinuität, die mit dem Datum 1945 verbunden war, scheinen viele lebensweltliche Bereiche und alltägliche Verhaltensorientierungen bis ca. zwei Dekaden nach Kriegsende nicht wesentlich anders geworden.<sup>4</sup> Es scheint so, als ob der bedeutende Bruch in dieser Hinsicht erst in den 70er und 80er Jahren (auch als Folge der Studierendenbewegung, neuer Ideen der Selbstverwirklichung und alternativer Lebensformen) eingetreten ist (Siegfried 2012: 124ff.)

<sup>4</sup> Es wäre allerdings zu untersuchen, ob und inwieweit die außergewöhnliche und dauerhafte Konsumsteigerung während der ersten beiden Dekaden nach Kriegsende nicht auch zu gewissen lebensweltlichen Neuerungen geführt hat (z.B. in Bezug auf Teilnahme an touristischen Veranstaltungen). Siehe hierzu beispielsweise: Andersen 1999: 176ff.

Die kulturellen und gesellschaftlichen Quellen dieser Veränderungen der Subjektivität, der Lebensstile und vieler bisher dahin fast unbestritten geltender Wertvorstellungen bezüglich der Lebensführung sind vielfältig und keineswegs einem einzelnen Faktor oder einer Wirklichkeitsdimension zuzuordnen.

Zum einen ist die allmähliche Neuorientierung wachsender Teile der Gesellschaft (auch) an sog. „immateriellen Werten“ (Selbstverwirklichung, Autonomie, Anerkennung andere sexuelle Orientierungen, Geschlechtergleichheit bzw. Recht auf Differenz, Leitbild der Naturerhaltung etc.) sicher nicht ohne den Umstand zu erklären, dass Mitte der 70er Jahre ein relativ hoher Wohlstand in erheblichen Teilen der Gesellschaft erreicht war und zudem bis zu diesem Zeitpunkt auch bezüglich der sozialen Sicherheit sich relativ wenige Gedanken machen mussten. Nach Deckung der wichtigsten materiellen Bedürfnisse schien der Blick auf sog. immaterielle Werte freigelegt zu sein, abgesehen davon, dass eine Reihe „neuer“ Leitbilder und Zielsetzungen auch einen gewissen Modernisierungsrückstand bzw. Fehlentwicklungen der kapitalistischen Industriegesellschaft signalisierten.

Ein weiterer wichtiger Faktor kann in dem Beginn der Umorganisation der Arbeits- und Produktionswelt gesehen werden, wie sie spätestens seit den 80er Jahren vorstatten ging. Der Übergang von der fordistischen, tayloristisch geprägten Massenproduktion in großen, zentralistisch und streng hierarchisch geführten Unternehmen wurde seither – zumindest in Teilen – als nicht mehr zeitgemäß und produktivitätshemmend wahrgenommen. Stattdessen wurde seither in der avancierten Managementliteratur der Übergang zu „flachen Hierarchien“, dezentralen Betriebseinheiten (die teilweise gegeneinander konkurrieren), kleinen Seriengrößen (die auf Sonderwünsche der Kunden eingehen) und größeren Eigeninitiative der abhängig Beschäftigten u. ä. propagiert. Allerdings war diese neue – unterschiedlich breit und intensiv tatsächlich umgesetzte – Leitlinie keineswegs durchgängig mit tatsächlich größerer Autonomie und Wahlfreiheit seitens der Arbeitnehmer verbunden; vielmehr standen diese nunmehr noch unvermittelter unter dem „Diktat des Marktes“, den sie in viel stärkerem Maße als je zuvor zu einer Art „Eigenzwang“ zu verinnerlichen hatten. Mit der damit einhergehenden Schwächung der kollektiven Interessenrepräsentation war eine derartige Subjektivierung, Flexibilität und Individualisierung eher das Gegenteil von dem, was sich bislang mit diesen positiv besetzten Begriffen verband, nämlich der „Zwang zum Selbstzwang“, wie eine angestrebte „postfordistische Subjektivität“ aussehen sollte. „Über moderne Managementtechniken im Arbeitsalltag verankert, lösen die Freiheiten des Marktregimes einen ‚Zwang zum Selbstzwang‘ aus, dessen Verinnerlichung eine an Marktrisiken gewöhnte und sie mehr oder minder aktiv bewältigende Subjektivität hervorbringt.“ (Dörre 2003: 27).

Damit ist zugleich angedeutet, dass angebliche Anerkennung der Subjektivität der Arbeitenden und im Arbeitsprozess samt höherer Eigenverantwortlichkeit, Autonomie und Flexibilität unter kapitalistischen Bedingungen stets von objektiven, anonymen Marktzwängen, die nicht weniger drückend und bedrohlich wirken als je zuvor, überformt bleibt.

Dennoch spielt diese Schein-Autonomie und Quasi-Individualität eine große Rolle in der Akzeptanz des kapitalistischen Regimes sowie für manche politische und kulturelle Strömungen (Stimmungen) jenseits der Sphäre der Produktion und Reproduktion. Die erhöhte Tendenzen zur Herausbildung „außengeleiteter“ Charaktere (um eine alten Ausdruck von David Riesman einmal aufzunehmen) und die Neigung zu einer permanenten Selbstdarstellung und Selbstinszenierung wird geradezu eingebläut, ständig vorexerziert und fast zur zweiten Natur. Ohne die ständige Selbstvermarktung eines zukünftigen oder faktischen Arbeitnehmers, der sich als neuer Typus des „Arbeitskraftunternehmers“ (im Sinne von Voß und Pongratz) zu verstehen hat, scheint eine lebensweltliches, privates und berufliches Scheitern fast vorprogrammiert zu sein. Ohne diese generelle Disposition, sich überall und jedem im besten Licht zu „präsentieren“ und sich dem „Zeitgeist“ gerecht zu bewegen und zu artikulieren, wären viele öffentliche Auftritte von ansonsten „mausgrauen“ Personen in TV-Shows, Wettbewerben, Casting-Veranstaltungen, die unzähligen Nachwuchs-Model Wettbewerbe, exzentrische Auftritte und digitales Aussenden intimer Fotos und vieles andere mehr gar nicht zu verstehen.<sup>5</sup>

Ein dritter Determinationsfaktor dieser Individualisierungs- und Subjektivierungstendenz ist mit der grandiosen Erhöhung der Produktivität der Produktion und der enormen Ausweitung des Dienstleistungssektors verbunden. Kultur, Freizeit, Forschung, Bildung, Reproduktionsarbeit, Pflege, Gesundheitswesen etc. sind Sektoren geworden, die quantitativ wie qualitativ an Bedeutung enorm zugenommen haben. Damit sind neue Berufe, neue Aufgabenprofile und Arbeitsanforderungen entstanden, die zum großen Teil höhere Qualifikationen und „größere Subjektpotenziale der Beschäftigten“ (L. Peter) mit sich führen. Dies gilt sowohl für die materielle Produktion wie für die mit den produktionsbezogenen Dienstleistungen, aber auch für solche Dienstleistungen, die dem Produktionsprozess relativ fern stehen. „Auch der Dienstleistungssektor, der ja bereits heute in Deutschland circa 65% der Erwerbstätigen beschäftigt, umfasst Tätigkeiten und Arbeitssituationen, in denen das Subjektivitätspotenzial der Arbeit hoch oder sehr hoch ist. Das lässt sich unter anderem daran ablesen, dass gerade Tätigkeitstypen wie Forschung und Entwicklung, Organisation und Management und vor allem Betreuen, Beraten und Lehren, die sich in der Regel durch ein hohes, nicht selten akademisches Qualifikationsniveau auszeichnen, teilweise spektakuläre Beschäftigtenzuwächse aufweisen.“ (Peter 2003: 176).

Alles in allem kann m.E. die These vertreten werden, dass diese Entfaltung neuer Sozialcharaktere und Persönlichkeitsstrukturen in einer nach wie vor

---

<sup>5</sup> Ein Beispiel für diese angedeutete Zeitströmung permanenter öffentlicher Selbstinszenierung bilden die über Wochen sich hinziehenden Abiturientenfeiern und karnevalsähnlichen Umzüge. Je weniger relevant das Abitur wird (mittlerweile macht jeder zweite eines Jahrgangs diesen Abschluss), umso dröhnender und scheinbar zukunftsgewisser wird dieses „Ereignis“ gefeiert. „Die immer aufwendiger werdenden Abiturfeiern lassen ahnen, worum es geht. Die glanzvolle Choreographie zur suggerierten Statusantizipation, einer Ankunft im Erfolg, umspielt das Geheimnis opulenter Selbstdarstellung im Smoking und Abendkleid.“ (FAZ v. 27. August 2014)

klassengespaltenen und hierarchisch geprägten Gesellschaft nicht um 1945 oder in den 50er Jahren sich abgezeichnet hat, und umgekehrt diese Tendenzen um 1989/91 schon längst im Gange waren. Ihre Inkubationszeit – darauf deuten viele Indikatoren hin – ist auf das Ende der 60er und die 70er Jahre zu veranschlagen, also auf jene hier in Anlehnung an Hobsbawm „Erdrutsch“ bezeichnete Zäsur, die „normalerweise“ als weniger entscheidend als die Zäsur von 1945 und jene von 1989/91 angesehen wird.

#### IV.

Die Art der Wahrnehmung von historischen Zäsuren und die Auslotung von deren jeweiliger Tiefe und Reichweite können sich, wie eingangs bemerkt, im Zeitverlauf und im Rückblick verschieben. Manche von Zeitgenossen bzw. kontemporär als tiefe Zäsuren empfundenen historischen Einschnitte werden nicht selten im Laufe der Zeit blasser und relativieren sich.

Dies muss nicht nur mit der größeren Zeitferne und der abnehmenden Erinnerung zu tun haben. Auch die Bewertung von einzelnen Entwicklungssträngen mit größeren (oder geringeren) Entfaltungspotenzialen kann sich im Lichte des Gewordenen ändern. Andere Zäsuren wiederum, gerade wenn sich der Übergang eher schleichend-graduell vollzieht und an keinem herausragenden Ereignis festmachbar ist, können nach einer gewissen Dauer als einschneidender als zuvor wahrgenommen werden. Vielleicht gehört der „Erdrutsch“ der 70er Jahre zu der Kategorie der Letzteren.

In der aktuellen zeithistorischen Forschung und Reflexion mehren sich die Stimmen derer, die fragen, „ob und inwieweit die 1970er Jahre als zunächst unterschätzte strukturelle Zäsur als Vorgeschichte gegenwärtiger Problemlagen und damit als Auftakt einer Epoche einzustufen seien“ (Freytag 2009: 1). Die damaligen zeitgenössischen Versuche dagegen, wie z.B. die von Jürgen Habermas Ende der 70er Jahre unter dem philosophiehistorisch vorbelasteten und vollmundigen Titel „Stichworte zu ‚Geistigen Situation der Zeit‘“ herausgegebenen zwei Bände<sup>6</sup> zeichnen sich aus heutiger Sicht durch weitgehende Ratlosigkeit und Unverständnis gegenüber den vor den Augen der AutorInnen beginnenden bzw. sich vollziehenden Strukturumbrüche aus (Jarusch 2006:1)

#### Literatur

- Andersen, Arne (1999): Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute, Frankfurt/M./New York
- Becker, Joachim (2009): Anatomie der Sozialismen. Wirtschaft, Staat und Gesellschaft, in: Ders. und R. Weissenbacher (Hg.): Sozialismen. Entwicklungsmodelle von Lenin bis Nyerere, Wien, S. 13-56
- Deppe, Frank (2006): Politisches Denken im Kalten Krieg. Teil 1: Die Konfrontation der Systeme (Band 3), Hamburg

---

<sup>6</sup> Frankfurt/M. 1979

- Dörre, Klaus (2003): Das flexibel-marktzentrierte Produktionsmodell – Gravitationszentrum eines ‚neuen Kapitalismus‘?, in: Ders. und Bernd Röttger (Hg.): Das neue Marktregime, Konturen eines nachfordistischen Produktionsmodells, Hamburg, S. 7-34
- Freytag, Nils (2009): Rezension zu Jarausch, Konrad (Hrsg.): Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte. Göttingen 2008, in: H-Soz-u-Kult, 26.03 2009, ><http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezeniso/2009-1-248>>
- Hirsch, Joachim/Roland Roth (1986): Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus, Hamburg
- Hirsch, Joachim (1995): Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus, Berlin-Amsterdam
- Hobsbawm, Eric J. (1995): Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Frankfurt/Wien
- Jarausch, Konrad H. (2006): Krise oder Aufbruch? Historische Annäherungen an die 1970er Jahre, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 3(2006) H. 3, URL: <<http://www.zeithistorische.forschungen.de/16126041-Jarausch-3-2006>>
- Koselleck, Reinhart (1989): Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt/M.
- Koselleck, Reinhart (2003/2013, 3. Aufl.): Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt/M.
- Lutz, Burkart (1984/89): Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts, Frankfurt/New York
- Peter, Lothar (2003): Postfordismus, Deformation von Arbeitssubjektivität und Arbeitsucht, in: Dörre, K./B. Röttger (Hg.): Das neue Marktregime, Hamburg, S. 172-188
- Reißig, Rolf (2014): Transformation – ein spezifischer Typ sozialen Wandels. Ein analytischer und sozialtheoretischer Entwurf, in: Brie, Michael (Hg.): Futuring, Münster, S. 50-100
- Sabrow, Martin ( 2013) Zäsuren in der Zeitgeschichte, Version:l.o, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 3.6.2013, URL:<http://docupedia.de/zg/>
- Siebold, Angela (2014): 1989 – eine Zäsur von globaler Reichweite?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 64. Jg. H. 24-26/2014, S. 3-9
- Siegfried, Deflef (2012): Die Entpolitisierung des Privaten. Subjektkonstruktionen im alternativen Milieu, in: Frei, N. und D. Süß (Hg.): Privatisierung. Idee und Praxis seit den 1970er Jahren, Göttingen, S. 124-139
- Streeck, Wolfgang (2005): Vom ‚kurzen Traum‘ zum langen Alptraum?, Max Planck Institut für Gesellschaftsforschung, Working Paper 05/5 Juni 2005 (Vortrag anlässlich des 80. Geburtstags von Burkart Lutz, Halle 27. Mai 2005)



*Elmar Altvater*

## **Wertform, Naturform, der Doppelcharakter der Ware und das ökologische Weltsystem**

### **Ein vorausschauender Rückblick auf das Kapitalozän**

„Z“ wurde 1990 von einer Startrampe aus, an der schon seit Anfang der 1970er Jahre editorisch gebaut worden ist, auf die Bahn und daher in die linken Buchläden katapultiert. Erste Anstöße bekam das pränatale „Z“ von den befreienden Impulsen einer Renaissance kritischer Sozialwissenschaften einschließlich der Marx-Lektüre nach den muffigen Jahrzehnten der Adenauer-Erhard-Ära, dem Wirtschaftswunder oder den „trente glorieuses“ wie in Frankreich die drei ersten Nachkriegsjahrzehnte verhimmelt worden sind. Die zweite Stufe der „Z“-Rakete wurde gezündet, als nach dem „Sieg im Kalten Krieg“ 1990 das sozialistische Lager abgebrochen wurde und die Mauer und einige Denkschablonen fielen. Eine „neue US-amerikanische Weltordnung“ wurde dekretiert, die sich sehr schnell als Unordnung einer langen Kette von Kriegen, Putschen, Krisen, Verletzungen von Menschen- und Bürgerrechten, von Umweltzerstörungen bislang nicht gekannten Ausmaßes herausstellte und intellektuelle Kritik zur moralischen Verpflichtung machte.

In der Rückschau waren die 1970er, zumindest in der damals „westlichen“ Welt, tatsächlich ein revolutionäres Jahrzehnt, dessen Schlagschatten bis in die Gegenwart reichen. Das ist nicht nur wegen der Nachwirkungen der Studenten- und Intellektuellenrevolte, die die Staatsmacht zu autoritären und repressiven Beschneidungen von bürgerlichen Freiheitsrechten provozierte – in Deutschland zum „deutschen Herbst“, dem Berufsverbot und der „Anti-Terror-Gesetzgebung“ – sondern wegen tief greifender Transformationen von Wirtschaft, Gesellschaft, Politik, Kultur der Fall. Sie setzten den Rahmen für die weitere Entwicklung bis in die Gegenwart und darüber hinaus auch für die kommenden Jahrzehnte. Wird sich die Entwicklung, die vor 40 Jahren nach dem Einschnitt der 1970er Jahre begann, also weitere vier Jahrzehnte fortsetzen, lässt sich die Entwicklungsbahn beeinflussen, kann man – oder muss man gar – eine andere Richtung einschlagen?

#### **I.**

Die kulturellen Veränderungen seit den 1970ern sind vielfach beschrieben worden und mit Namen getauft – von den „68ern“ oder den „Alt-68ern“ und den „bleiern Jahren“ bis zur Zeit der Europhorie und zur „Generation Golf“ – auch weil sie sich in jeweiligen Bewegungen sichtbar gemacht haben: in der Studenten-, der Jugend-, der Umwelt- und Friedens-, vor allem in der Frauenbewegung. Diese Bewegungen konnten aber nur historisch bedeutsam werden, weil der Untergrund der kapitalistischen Produktionsweise, der in den 1950er und 1960er Jahren nach den Extremereignissen der beiden Weltkriege als unerschütterlich stabil galt, zu beben begann.

War in den 1960er Jahren gerade „das Ende des Konjunkturzyklus“ verkündet worden, machten nun skeptische und kritische Autoren den Anfang vom „Ende der Wirtschaftswunder“ aus – so der Titel eines in den 1970er Jahren viel gelesenen Buches des Ungarn Franz Jánossy<sup>1</sup>. Das Ende der Wirtschaftswunder (im Plural!) überall in Europa, diesseits und jenseits des „Eisernen Vorhangs“, das war auch das Ende der Nachkriegszeit. Die Wachstumsfaktoren hatten ihre Kraft verloren, es ging ab Ende der 1960er Jahre nur noch in gedrosseltem Tempo voran. Das war bereits ein Anzeichen der Rückkehr zur kapitalistischen Normalität des Zyklus von Konjunkturen und Krisen.

Von Fernand Braudel haben wir gelernt, dass es zwar nur eine, also „die“ Geschichte gibt, diese aber von einer vielschichtigen Dynamik beeinflusst wird. Da ist die kurzfristige, manchmal atemlose Ereignisgeschichte, dann haben wir es mit den „Konjunkturen“ und Akkumulationszyklen der mittleren Frist zu tun, und schließlich mit der „longue durée“, die sich über Jahrzehnte und manchmal über die Jahrhunderte erstreckt. Die „longue durée“ ist von den Naturbedingungen, von der Ökologie und Geographie der Gesellschaft beeinflusst, aber auch von den sehr langfristigen Hegemoniezyklen, wie die Weltsystemtheoretiker um Immanuel Wallerstein und Giovanni Arrighi (in der Nachfolge Braudels) gezeigt haben. Linearität gibt es also in der vielschichtigen Geschichte nicht, und daher verbieten sich auch lineare Interpretationen der Geschichte.

Die 1970er Jahre waren ein Knotenpunkt der Entwicklung, der Koinzidenz langfristiger Tendenzen, ökonomischer Akkumulationszyklen und kurzfristiger Ereignisse. In der Interpretation der vielschichtigen Geschichte begegnet uns der seit Karl Marx bekannte, aber häufig verkannte „Doppelcharakter“ der Ware und der Arbeit, die Gleichzeitigkeit von Wert und Gebrauchswert, von Naturalform und Wertform, von konkreter und abstrakter Arbeit. Denn die langfristig wirkenden Naturbedingungen sind in der Geschichte ebenso präsent und für die Zukunft relevant wie die Akkumulationszyklen von Wert, Geld und Kapital mit mittlerer Reichweite und die kurzfristigen Ereignisse. Doch diese Schichten bilden in der kapitalistischen Gesellschaftsformation eine Einheit. Es gibt nur eine Geschichte, ebenso wie der Doppelcharakter die Widersprüchlichkeit der kapitalistischen Gesellschaftsformation insgesamt, also als Einheit determiniert.

Diese historische Widersprüchlichkeit lässt sich auch in der Entwicklung der vergangenen vier Jahrzehnte finden und sie wird auch in den künftigen Jahrzehnten nicht verloren gehen. Beginnen wir mit der Wertform, mit dem Geld und seiner Dynamik, das ist das von Karl Marx so genannte „reale Gemeinwesen“. Im Jahre 1973 wurden die Wechselkurse freigegeben und die Weltwährung des US-Dollar vom Goldanker gelöst. Das kann man technisch als das „Ende des Bretton-Woods-System“ fixierter Wechselkurse interpretieren und die Dramatik dieses Ereignisses völlig verkennen. Denn in den Jahrzehnten

---

<sup>1</sup> Franz Jánossy unter Mitarbeit von Maria Holló, Das Ende der Wirtschaftswunder. Erscheinung und Wesen der wirtschaftlichen Entwicklung, Frankfurt/M. o.J. (1969).

nach dem Zweiten Weltkrieg wurden anders als in der ersten Hälfte des „extremen 20. Jahrhunderts“ (Eric Hobsbawm) die Wechselkurse aus guten, vor allem von John Maynard Keynes dargelegten Gründen politisch festgelegt, von Regierungen und Zentralbanken. Der Wechselkurs war ein politischer Preis. Nun aber wurde seit 1973 die Kursbildung „den Märkten“ überlassen, d.h. den international operierenden Großbanken und Fonds. Die machten sofort ein großes Geschäft daraus, d.h. sie verlegten sich auf die Devisenspekulation. Nobelpreisträger Milton Friedman versprach „Effizienz- und Wohlstandsgewinne“ durch „freie“ Devisenmärkte. In der wirklichen Welt des nun mehr und mehr von den Devisen- und Finanzmärkten getriebenen Kapitalismus hingegen kam es zu heftigen Kursschwankungen, die jede Planungssicherheit unmöglich machten und zerstörerische Krisen mit sich brachten.

Die Privatisierung des öffentlichen Gutes der Bildung der Wechselkurse löste eine hektische Folge von Ereignissen aus, von volatilen Kursschwankungen mit ihren jeweiligen politischen Folgen und von Währungskrisen, die seit den 1970er Jahren die Weltwirtschaft in ein Chaos versetzten, zumal seit Ende der 1970er Jahre auch die Finanzmärkte liberalisiert und daher auch globalisiert worden sind. Auch die Preisbildung auf den Finanzmärkten, das ist Bildung der Zinsen, wird privaten Akteuren überlassen, den großen Spekulanten wie Buffett und Soros, den international operierenden Kreditinstituten und Fonds, aber auch den Ökonomie-Trotteln wie Merton und Scholes, die für ihre Spekulationsalgorithmen den Nobelpreis bekamen. Die privaten Spekulanten gewinnen Einfluss auf die Bildung der Zinsen und Renditen und damit auf die staatliche Wirtschaftspolitik und auf die Verteilung der Einkommen. Sie sorgen nun dafür, dass die Renditen der Finanzvermögen höher werden als die Wachstumsrate der Wirtschaft.

Eine kolossale Umverteilung zu Gunsten des Finanzkapitals konnte beginnen, wenn  $i$ , die Zinsen, größer sind als  $r$ , die Wachstumsrate:  $i > r$ . Diese Ungleichung wird Thomas Piketty zugeschrieben, dabei ist sie schon vor eineinhalb Jahrzehnten sogar von einer Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages zur „Globalisierung der Weltwirtschaft“ in ihren Konsequenzen für Wachstum und Verteilung erkannt und analysiert worden. Die Größenordnungen sind umfänglich belegt (vgl. den Abschlussbericht der Enquete-Kommission 2002<sup>2</sup>), wenn auch nicht, wie bei Piketty über die Jahrhunderte, so doch über die Zeit seit Mitte des 19. Jahrhunderts und vor allem über die Jahrzehnte nach dem zweiten Weltkrieg. Die politischen Schlussfolgerungen sind, weil nahe liegend, sehr ähnlich.

## II.

Jedenfalls wurde klar, was das arrogante Wort Milton Friedmans von der „neoliberalen Konterrevolution“ bedeutete: nicht nur die Ablösung des Key-

---

<sup>2</sup> Deutscher Bundestag (2002), Schlussbericht der Enquete-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten“, Drucksache 14/9200 vom 12.06.2002.

nes'schen Paradigmas eines zur Beschäftigungssicherung in die Ökonomie aktiv intervenierenden Staates durch einen aggressiven Neoliberalismus in Theorie und wirtschaftspolitischer Praxis. Der Paradigmenwechsel schloss auch die Unterstützung blutiger Diktaturen zur Unterdrückung politischer Freiheiten und sozialer Rechte zu Gunsten wirtschaftlicher Freiheit ein, die nun ohne sozialen und politischen Widerstand zur maximalen Profiterzielung durch neoliberal orientierte Eliten genutzt werden konnte. Er bedeutete darüber hinaus auch die Verdrängung produktiver Arbeit zu Gunsten der Spekulation. Wer arbeitete, war auf einmal eine verächtliche Gestalt, denn der Gentleman ließ Geld für sich arbeiten. Die neuen Marktfreiheiten schufen den Freiraum für windige Spekulation und die Instrumente wurden mit Hilfe von Finanzinnovationen durch ehrbare Bankhäuser für ihre vermögende – wealthy and filthy - Klientel bereit gestellt.

Die wichtigste Finanzinnovation, mit der aus dem Nichts Wert „originiert“ werden konnte, war die Verbriefung. Nicht nur Arbeit schafft Werte, war die neoliberale Botschaft. Werte können auch als Wertpapiere „originiert“ und diese „Briefe“ weltweit auf globalisierten und liberalisierten Finanzmärkten mit Hilfestellung innovativer Akteure wie Rating-Agenturen verhökert werden. Diese waren behilflich, einzelne Wertpapiere zu Wertpapierbündeln zu verschnüren und, weil niemand mehr wusste, welches die Inhaltsstoffe der Papiere waren, mit dem Gütesiegel des dreifachen A (mit der Bestnote triple A) zu versehen. Die später als toxisch erkannten Papiere aus der spekulativen Giftküche fanden reißenden Absatz unter Landesbanken in Deutschland, Zentralbanken weltweit, Pensionsfonds in den USA oder russischen Zockerbanden auf Zypern. Die Finanzmärkte schienen sich von der „realen Ökonomie“ abzukoppeln und eine Sternenfahrt in den siebenten Himmel unaufhörlichen Renditeragens zu beginnen. Aber den Spekulanten erging es wie dem „fliegenden Frosch“ in Wilhelm Busch's Vierzeiler:

*„Wenn einer, der mit Mühe kaum  
Gekrochen ist auf einen Baum,  
Schon meint, dass er ein Vogel wär,  
So irrt sich der.“*

Die Akteure auf den globalisierten Finanzmärkten haben sich tatsächlich gewaltig geirrt, die platzenden Spekulationsblasen in den Finanz- und Währungskrisen seit den 1980er Jahren und das Getöse nach der Lehman-Pleite im September 2008 und dann das Grollen der Eurokrise und die Wut- und Schmerzensschreie der von Eurokrise und der Quälerei der Troika Betroffenen haben unüberhörbare Begleitgeräusche geliefert. Die Finanzmärkte und ihre Dynamik sind eben nur eine Dimension in der vielschichtigen Geschichte. Sie sind nur „relativ“ von der Dynamik der realen, der produzierenden Ökonomie entkoppelt. Die in luftige Höhen spekulierten Traumrenditen auf den Finanzmärkten müssen real, durch harte Arbeit, mit viel fossiler Energie und mit hohem Materialeinsatz in Auseinandersetzung mit der Natur produziert werden. Die Naturformen, ebenso wie die gesellschaftlichen Formen, in denen

Arbeit geleistet wird, werden in diesem Prozess, angestoßen durch scheinbar „virtuelle“ Spekulation auf abgekoppelten Finanzmärkten, umgeformt.

In den 1970er Jahren wurde daher die „informelle Arbeit“ entdeckt, zuerst von der Internationalen Arbeitsorganisation“ (ILO) in Ostafrika. Die erhoffte Modernisierung der Gesellschaften blieb entgegen den Erwartungen in den entkolonialisierten Ländern aus. Das musste niemanden verwundern, der oder die sich auch nur am Rande mit den Theorien der Unterentwicklung und Abhängigkeit auseinandergesetzt hatte, die einen alternativen Zugang zu Ursachen der Entwicklungsblockaden in den Ländern des so genannten „Trikont“ ausgearbeitet hatten. Für die Modernisierungstheoretiker in den internationalen Institutionen und nationalen Regierungen aber war die Ausbreitung des informellen Sektors technisch rückständiger, wenig qualifizierter, sozialstaatlich ungeschützter und gewerkschaftlich nicht organisierter Arbeit eine unerklärliche Überraschung. Bis zum Ende des real existierenden Sozialismus hielt man die Informalisierung der Arbeit für ein Phänomen der Unterentwicklung in der Dritten Welt, bis man in den 1990er Jahren erleben musste, wie mit den neoliberalen Strukturreformen die schlimmsten und schäbigsten Kennzeichen der Informalität in die „Transformationsökonomien“ Mittel- und Osteuropas exportiert und dort noch potenziert wurden.

Inzwischen ist das „Dritte-Welt-Symptom“ informeller Arbeit als prekäre Arbeit in den entwickelten Industrieländern angekommen. Die Welt der Arbeit ist umgewälzt, die Organisationen der Arbeit haben viel Macht und Einfluss verloren. Das Proletariat, das sich in den Klassenkämpfen der späten 1960er und 1970er Jahre als historisches Subjekt erhob und begeistert gefeiert wurde, hat sich zum Prekariat gewandelt und in eine sozial und politisch subalterne Position verabschiedet. Denn dieses „Adieu au prolétariat“ war ein deutliches Signal des Siegs von Geld und Kapital über die Arbeit. Der „finanzialisierte“ Kapitalismus hatte sich historisch durchgesetzt. Die Transformation der Gesellschaftsformation war gelungen, freilich im Sinne von Antonio Gramsci, der diese Art Transformation als „Transformismus“, als Sieg des Kapitals durch die erneuernde Anpassung seiner Herrschaftsmechanismen an die Herausforderungen der Zeit interpretierte.

### III.

Es ist unvermeidlich, dass auch die Politik einen Formwandel durchmacht, wenn die Regulation des „realen Gemeinwesens“ von Geld und Finanzen so grundlegend wie durch die Liberalisierung der Finanz- und Devisenmärkte verändert und die tradierten Formen der sozialstaatlichen Organisation der Arbeit transformiert werden. Der politische und der ökonomische Raum sind infolge der Globalisierung immer weniger kongruent. Der Nationalstaat als das traditionelle politische Subjekt ist für die großen Dinge globalisierter Märkte „zu klein“ und für die lokalen und regionalen Aufgaben der Herstellung von Wettbewerbsfähigkeit im globalen Raum „zu groß“. Politik findet auf vielen Ebenen statt und in der „Mehrebenenarena“ tummeln sich viele Ak-

teure, die es zuvor nicht gegeben hat, und diese haben Aufgaben zu bewältigen, die bislang so nicht auf der Agenda waren, z. B. Bildungs- und Wissenschaftspolitik oder Umweltpolitik. Es stellt sich auch heraus, dass die Privatisierung der Preisbildungsmechanismen auf Devisen- und Finanzmärkten neue Regulationsformen auf nationaler, internationaler und globaler Ebene erforderlich macht. In den 1970er Jahren war auf einmal von der „Krise der Demokratie“ und der „Regierbarkeit“ die Rede. Es bildete sich die „Gruppe der sieben großen Industrieländer (G7)“, die seitdem ihre routinemäßigen Jahrestreffen abhalten, sich zur G8 (mit Russland) erweitert und dies auch wieder zur Strafe Putins rückgängig gemacht haben. Die G7 haben einen Treppenwitz der jüngeren Weltgeschichte kreierte, über den aber niemand außerhalb des erlauchten Zirkels lachen kann.

Ernsthafter als die pubertären ereignisgeschichtlichen Spielchen der Obamas, Merkels und Calderons auf halbem Weg vom „revolutionären Jahrzehnt“ der 1970er Jahre in die Turbulenzen des 21. Jahrhunderts ist erstens die regionale Blockbildung (EU, NAFTA, BRICS etc.) in der globalisierten Welt und zweitens das, was in der Tiefenschicht der „longue durée“ geschieht. In den 1970er Jahren wurde erkannt, dass „Grenzen des Wachstums“ erreicht waren. Das war keine einzigartige, originelle Feststellung, doch die Veröffentlichungen des „Club of Rome“ zu diesem Thema gingen seit 1972 in das menschheitliche Gedächtnis ein. Die Gesellschaftsformation des Kapitalismus musste nun thematisiert werden. Hat der Kapitalismus, wie wir ihn kennen, jenseits der Grenzen des Wachstums noch eine Zukunft? Viele Indizien und viele Analysen vieler Autoren bestätigen, dass die Erdsysteme inzwischen durch den kapitalistischen Gesellschaftsformation extrem gesteigerten Naturverbrauch – sowohl auf der Seite der Ressourcen aus der lebendigen wie aus der nicht lebendigen Natur, als auch auf der Seite der Senken, wo die Schadstoffe abgelagert werden – bis zu den Kipppunkten der Tragfähigkeit überlastet sind. Dass der „Doppelcharakter“ von Ware und Arbeit ein „Springpunkt“ (Marx) der Erkenntnis der Widersprüchlichkeit des modernen Kapitalismus ist, zeigt sich jetzt. Nicht nur die Wertform, die Geld- und Kapitalform befinden sich in einem historischen Transformationsprozess, in dessen Verlauf neue Formen der Arbeit, des Geldes, der Politik entstehen und veraltete Formen „deformiert“ und „informalisiert“ werden. Das ist ein Thema, das Jahrzehnte gebraucht hat, um in wissenschaftliche und politische Diskurse Eingang zu finden.

Wegen des Doppelcharakters aller ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Prozesse machen aber nicht nur Wertform, Geldform, Kapitalformen und die Formen der Arbeit einen Prozess der Transformation und mithin der Informalisierung durch, sondern auch die Naturalform. Nicht nur die Ereignis- und Konjunkturgeschichte der ökonomischen Akkumulation einschließlich der Klassenkonstellation ist betroffen, sondern die longue durée der Naturbedingungen allen Wirtschaftens. Wenn wir die Krisentendenzen der Gegenwart verstehen wollen, reicht es also nicht, die Entwicklung der Gesellschaftsformation in einem bestimmten historischen Zeitabschnitt – z. B. von den 1970er Jahren des 20. bis zu den 40er Jahren des 21. Jahrhunderts zu analysieren und



zu prognostizieren. Wir müssen auch die Naturalform der gesellschaftlichen Existenz in die Betrachtung einbeziehen, wir müssen uns also nicht nur mit dem politischen und ökonomischen Weltsystem beschäftigen, sondern auch mit dem ökologischen Weltsystem, wie Jason Moore<sup>3</sup> hervorgehoben hat.

40 Jahre nach der ersten Publikation des Club of Rome über „die Grenzen des Wachstums“ ist 2014 ein Bericht (nicht des, sondern) „an den Club of Rome“ über „das Ende des Wachstums“ publiziert worden<sup>4</sup>. Der Verfasser Jorgen Randers setzt vorsichtig ein Fragezeichen hinter die apodiktische Feststellung des „Endes“. Doch alle in dem Bericht präsentierten Fakten zeigen, dass der „Traum der Rationalität“, wie ihn der Maler Francisco de Goya während der industriell-fossilen Revolution an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zeichnete, „Ungeheuer gebiert“ („El sueño de la razón produce monstruos“). Das wirtschaftliche Wachstum, quantifizierter Ausdruck kapitalistischer Rationalität und des steigenden „Wohlstands der Nationen“, aus dem der Kapitalismus seit Adam Smith seine Legitimation bezieht, hat die „ungeheuerlichen“ Nebeneffekte der globalen Naturzerstörung. Nicht nur die Gesellschaft und die Einzelnen in der Gesellschaft werden also verändert, auch die Natur des Planeten Erde wird in planetarischem Ausmaß umgewälzt – mit extremen Folgen für die lebendige Natur und daher auch für die Menschen.

Die Spuren dieser Umwälzung lassen sich bei der Untersuchung der Gesteinsschichten auf Erden stratigraphisch nachweisen. Ein neues Erdzeitalter kündigt sich an. Geologen führen momentan noch einen Streit darum, ob sie es „Anthropozän“ nennen sollten, das der den Menschen freundlichen Warmzeit des Holozän, das vor etwa 11.500 Jahren begann, seit der industriellen Revolution gefolgt ist. Der Namensvorschlag menschelt sehr, denn die Menschen handeln immer in gesellschaftlicher Formation. Folglich wäre das neue Erdzeitalter genauer als „Kapitalozän“ zu bezeichnen. Das wäre der Begriff, der die Einheit von kapitalistischer Gesellschaftsformation und globaler bzw. planetarischer Naturalform erkennen lassen könnte. Der Begriff würde auch darauf verweisen, dass politisches Handeln mehrdimensional sein muss. Es müsste in der mittleren Frist im Rahmen der Gesellschaftsformation, also im „realen Gemeinwesen von Geld und Kapital“ und in der Welt der Arbeit, und dann auch in der *longue durée* der Naturformen, im Energie- und Klimasystem und in der lebendigen Natur die für die Entwicklung von Natur und Gesellschaft erforderlichen Transformationen in die Wege leiten.

---

<sup>3</sup> Jason W. Moore, *The Capitalocene. Part I: On the Nature & Origins of Our Ecological Crisis*, (Manuscript, 2014).

<sup>4</sup> Jorgen Randers, 2052. *Der neue Bericht an den Club of Rome. Eine globale Prognose für die nächsten 40 Jahre*, München 2014.

*Lucas Zeise*

## **Der Sieg des Neoliberalismus**

Spätestens mit dem Amtsantritt von Ronald Reagan als Präsident der Vereinigten Staaten Anfang 1981 wird der Neoliberalismus zur herrschenden Wirtschaftspolitik im führenden Land und damit auch schlechthin im Kapitalismus. Vorausgegangen war 1979 die Wahl Margaret Thatchers zur Premierministerin in Großbritannien. Ebenfalls 1979 wurde, noch unter Reagans Vorgänger James Carter, Paul Volcker an die Spitze der US-Notenbank berufen, der umgehend mit restriktiver Geldpolitik den Weg in eine tiefe Rezession einleitete. Noch früher ist erstaunlicherweise der Schwenk der Bundesbank zum Monetarismus, die am 5. Dezember 1974 ein so genanntes Geldmengenziel verkündete. Dies sind die Daten, ab wann Neoliberalismus nicht nur wirtschaftspolitische Glaubensrichtung oder Doktrin wird, sondern auch angewendet wird.

### **Essentials des Neoliberalismus**

Was ist dieser Neoliberalismus überhaupt? Ideologisch ist er, wie der Name sagt, eine Spielart oder Erneuerung des Liberalismus, also der Überzeugung, dass eine Volkswirtschaft dann am besten gedeiht, wenn sie den ökonomisch Handelnden, also dem freien Spiel des Marktes selbst überlassen bleibt. Im ursprünglichen Liberalismus ist diese Forderung nach freiem Warenhandel noch gegen die Privilegien des Adels und die Willkür der Fürsten gerichtet. Im Neoliberalismus richtet sich die Forderungen gegen die Eingriffe des Staates, vor allem aber gegen die Selbstorganisation der Arbeiterklasse, die nicht auf dem Markt entsteht, sondern auf der Grundlage gemeinsamer Interessen die Konkurrenz der Anbieter der Ware Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt wenigstens gelegentlich aufhebt. Der Neoliberalismus ist damit auch eine Reaktion auf die Herausbildung des staatlich durchorganisierten Kapitalismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der in der marxistischen Diskussion als 'Staatsmonopolistischer Kapitalismus', kurz 'Stamokap', bezeichnet wird. Als Stammvater des Neoliberalismus kann Friedrich August von Hayek gelten, der in seinem Buch 'Der Weg zur Knechtschaft' (1945) jede staatliche Regulierung als Beschneidung der Freiheit der Unternehmer und damit als Sozialismus (= Knechtschaft) ansah.

Am besten ist der Neoliberalismus zu verstehen, wenn man sich den Kern der Ideologie ansieht. Der besteht in dem einfachen Ziel, die Profite des im jeweiligen Lande heimischen Kapitals auf dem direktest möglichen Weg zu steigern. Es geht dabei vor allem darum, die Kosten für die Unternehmen zu senken. Wichtigster Kostenpunkt ist der Arbeitslohn. Ihn gilt es zu drücken oder, marxistisch gesprochen, die Mehrwerttrate zu erhöhen. Reagan in den USA und Frau Thatcher in Britannien sind mit dem Programm angetreten, die Macht der Gewerkschaften zu brechen. Sie haben dieses Programm auch radikal und brutal durchgesetzt. Dies geschah durch gewerkschaftsfeindliche Ge-

setzung, durch provozierte Konflikte, den Einsatz der Medien, der Polizei und der Gerichte. Wichtigstes Werkzeug jedoch waren tiefe Rezessionen in beiden Ländern. In Wirtschaftskrisen steigt die Arbeitslosigkeit. Die Konkurrenz zwischen den Lohnabhängigen steigt mit der Angst um den Arbeitsplatz. Streiks oder andere Aktionen um höhere Löhne oder bessere Arbeitsbedingungen werden sehr schwierig.

Der zweitwichtigste Kostenblock für Kapitalisten sind Steuern und Abgaben an den Staat oder vom Staat betriebene Sozialeinrichtungen wie das Renten- und Gesundheitssystem. Deshalb vor allem ist eine Kernforderung des Neoliberalismus der 'schlanke Staat', der die Unternehmer möglichst wenig kostet. Ein neoliberal organisierter Staat gibt wenig Geld aus für Infrastruktur, Bildung und Soziales. Auch Subventionen an Unternehmen gelten als schlecht. Nur Ausgaben für Rüstung, Militär, Polizei, Gerichte und Gefängnisse gelten als tolerierbar. Am meisten schätzen Neoliberale die Privatisierung von Staatseigentum. Hier verbindet sich der Wunsch nach einem schlanken Staat mit Lohndruck und Gewerkschaftsentmachtung, die bei einem Wechsel zu privaten Eigentümern regelmäßig die Folge sind.

In Darstellung und Realität hat die möglichst hohe Profitabilität des jeweils heimischen Kapitals den zusätzlichen Zweck, Kapital in dieses neoliberale Heimatland zu locken. Liberale und Neoliberale sind, obwohl sie für den Abbau nationaler Grenzen und Schranken eintreten, sonderbarerweise meist immer auch glühende Nationalisten. Wenn in einem Land besonders hohe Profite möglich sind, strebt das Kapital dahin, um am Gewinnboom teilzunehmen. Voraussetzung ist allerdings, dass der Kapitalverkehr keinen Beschränkungen unterliegt. Der nach allen Seiten hin offene Kapitalmarkt ist im ökonomischen Weltbild der Neoliberalen und ganz im Einklang mit dem Funktionieren des Kapitalismus der freien Konkurrenz daher die ordnende und entscheidende zentrale Instanz. Der Kapitalmarkt entscheidet im Wettbewerb der Kapitalisten untereinander und ebenfalls im hehren Wettbewerb der Nationen um die Gunst des Kapitals.

Der in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts zur herrschenden Weltwirtschaftspolitik gewordene Neoliberalismus löste eine andere Phase der Regulierung des Weltkapitalismus ab. Dieses Vorgängermodell war wirtschaftspolitisch vom Keynesianismus geprägt, es orientierte auf eine teilweise Befriedung der Arbeiterklasse, es setzte stärker als je zuvor staatliche Mittel zur Stärkung der jeweils nationalen Kapitalakkumulation ein. Es wird von manchen wegen der in großen Industriebetrieben mit langen Fertigungsstraßen gewonnenen größeren Arbeitsproduktivität auch als „Fordismus“ bezeichnet. Treffender scheint der Ausdruck „Periode des Klassenkompromiss“ zu sein. Er widerspiegelt die damalige Bereitschaft der herrschenden Klassen, angesichts der Stärke der Arbeiterbewegung und der Existenz eines sozialistischen Lagers, die niederen Schichten der Gesellschaft am von ihnen geschaffenen Reichtum etwas teilhaben zu lassen und das Konkurrenzverhalten der kapitalistischen Staaten gegeneinander etwas einzudämmen. Die Beschränkung der

interimperialistischen Konkurrenz wurde ganz wesentlich durch das von John Maynard Keynes inspirierte Abkommen von Bretton Woods (1944) erreicht. Es sah feste Wechselkurse zwischen den Währungen der kapitalistischen Staaten und ihre Bindung an den US-Dollar vor. Im Gegensatz zum oben geschilderten neoliberalen Modell konnte hier der Kapitalmarkt international nicht unbegrenzt agieren. Das Finanzkapital war insoweit eingedämmt.

Politisch war die Periode nach dem 2. Weltkrieg vom Kalten Krieg bestimmt. Im kapitalistischen Lager waren die USA die unbestrittene Führungsmacht. Die Gegnerschaft zum sozialistischen Lager bestimmte in starkem Maße auch die Wirtschaftspolitik. Durch das European Recovery Program (alias Marshall-Plan), durch die Offenhaltung des eigenen Binnenmarktes und durch großzügige Schuldenregelung gegenüber den durch den Weltkrieg geschwächten Staaten haben die USA einen wesentlichen Beitrag zum Wirtschaftsaufschwung im Kapitalismus beigetragen. Der Historiker Eric Hobsbawm hat diese Periode vom Kriegsende bis in die 1970er Jahre zu Recht als 'Goldenes Zeitalter des Kapitalismus' bezeichnet. Der Kapitalismus funktionierte als staatsmonopolistischer Kapitalismus besser als zu anderen Zeiten. Die Wachstumsraten der Volkswirtschaften waren höher als früher. Georg Fülberth zitiert eine Kalkulation der Wachstumsraten der entwickelten Länder seit 1830, in der die Periode 1950 bis 1970 mit einer durchschnittlichen Wachstumsrate des Bruttosozialprodukts von 4,0 Prozent vor allen anderen liegt und jedenfalls deutlich vor den dann folgenden zwanzig Jahren von 1970 bis 1990, die bereits in die Phase des Neoliberalismus fallen.<sup>1</sup> Die Kapitalakkumulation funktionierte. Der Kapitalismus expandierte nach außen, in bisher nicht erschlossene oder wenig industrialisierte Länder. Er expandierte auch nach innen, während Frauen, früher in der Landwirtschaft Beschäftigte und Immigranten in die zentralen Regionen des Kapitalismus strömten.

Dass diese Periode in ökonomischer Hinsicht ein goldenes Zeitalter darstellt, wird heute kaum bestritten. Strittig ist hingegen die Frage, was die entscheidenden Gründe für den relativen Erfolg des kapitalistischen Systems in den 25 bis 30 Jahren nach dem 2. Weltkrieg waren. Sehr beliebt ist die Wiederaufbau-These, wonach die im Krieg zerstörten Produktionsanlagen wiederhergestellt werden mussten und deshalb für genügend Nachfrage nach Produktionsmitteln sorgten. Als Faktor für die Anfangsphase mag das eine Rolle gespielt haben. Ebenso wichtig war jedoch gerade in dieser Anfangsphase der Nachkriegszeit, dass die Nachfrage dank staatlich gestützter Finanzierung, etwa durch den Marshall-Plan, auch zur effektiven Nachfrage werden konnte. Nach dem Ersten Weltkrieg war genau das anders gewesen. Beliebt ist auch die These, dass wir es mit einer 'Erschöpfung' der Akkumulationskräfte zu tun haben und/oder der Wirkung des tendenziellen Falls der Profitrate, die sich aus der Überakkumulation von Realkapital ergäbe. Es besteht kein Grund, diese Theorien von vornherein zu verwerfen. Aber sie haben den

---

<sup>1</sup> G. Fülberth, G. Strich - Kleine Geschichte des Kapitalismus, Köln, 2014, S. 245.

grundlegenden Mangel, dass sie 1945 zur neuen Stunde Null des Kapitalismus erklären. Warum sollten die langfristigen Tendenzen erst im Zuge des Nachkriegskapitalismus entstanden sein? Wie erklärt eine solche Theorie, dass die 'Erschöpfung' in 150 Jahren vor dem 2. Weltkrieg ausweislich der Wachstumsraten schon größer war?

Bei weitem plausibler erscheint da die These, dass die herrschende Klasse durch die Stärke des Sozialismus, der organisierten Arbeiterbewegung im Innern plus der realen Alternative der Sowjetunion und später der anderen sozialistischen Staaten zu ihrem Glück, nämlich einem erstaunlich gut funktionierenden, Kapitalismus gezwungen wurde. Der mörderische Konkurrenzkampf jeweils nationaler Bourgeoisien gegeneinander wurde eingedämmt. Der internationale Handel trieb durch außerordentlich hohe Wachstumsraten Investitionen und Produktion an. Der Kapitalmarkt war dank der Reformen des New Deal in den USA, dank der Verabredungen von Bretton Woods und dank der vorübergehenden Entmachtung des Finanzkapitals in den Staaten außerhalb der USA stärker eingedämmt als in der Zeit zwischen den großen Kriegen. Schließlich konnten sich die Lohnabhängigen einen höheren Anteil am erwirtschafteten Reichtum sichern. Damit stieg die effektive Nachfrage über viele Jahre hinweg ähnlich schnell wie die Produktionskapazitäten. Der für den Kapitalismus typische Widerspruch zwischen vergesellschafteter Produktion und privater Aneignung, also der übliche Grund für die kapitalistischen Überproduktionskrisen, war damit entschärft, die Überproduktionskrisen waren selten und wurden leicht überwunden.

## **Die Schwäche der USA**

Dieses erfolgreiche kapitalistische Modell, diese geschichtliche Phase im Kapitalismus ging aufgrund einer Mischung aus inneren Widersprüchen und äußerem Widerstand zu Ende. Weil die USA als wohlwollende Hegemonialmacht ihren Markt den anderen kleineren Nationen offen hielten, selber aber wesentlich Kapitalexport betrieben, erzielten wichtige Länder Europas, insbesondere Westdeutschland und Frankreich, erhebliche Außenhandels- und Leistungsbilanzüberschüsse, während die USA ins Defizit gerieten. Sie stimulierten im Innern die Nachfrage, führten weltweit Kriege, stationierten ganz wie heute überall ihre Soldaten und betrieben eine kostspielige Hochrüstung. Die Überschussländer häuften erhebliche Mengen an Dollarreserven an, die die US-Notenbank jederzeit bereitstellen konnte. Zunächst wurden sie gemäß den Bretton-Woods-Verträgen auch noch zum Kurs von 35 Dollar je Unze in Gold getauscht. US-Präsident Richard Nixon kündigte 1971 die Umtauschpflicht von US-Dollar in Gold. Die D-Mark wurde in drei Schritten gegenüber dem Dollar aufgewertet, bis 1973 die europäischen Länder die feste Bindung ihrer Währungen zum Dollar aufkündigten.

Parallel dazu intensivierte sich der Klassenkampf. Politisch erzielte in den USA die schwarze Bürgerrechtsbewegung in den 60er Jahren beträchtliche Erfolge. In Europa intensivierte sich gleichzeitig die gewerkschaftlichen

Kämpfe, die auch im Gefolge der politischen Mobilisierung eines Teils der Jugend mit seinem Höhepunkt im Mai 1968 ganz wie in den USA deutliche Verbesserungen bei sozialer Sicherung und Bezahlung zur Folge hatten. Um die Gewinnspannen zu sichern, begannen die Unternehmen, die Preise schneller hochzusetzen. In allen Ländern des Kapitalismus stiegen die Inflationsraten. Als die Öl exportierenden Länder 1973 höhere Preise für Erdöl durchsetzten, beschleunigte sich die Inflation.

Der Neoliberalismus der folgenden Jahrzehnte kann am besten als die Reaktion der herrschenden Klassen in den wichtigsten kapitalistischen Ländern auf die oben genannten Schwierigkeiten begriffen werden. Er ist somit eine strategische Änderung bei der Niederhaltung der anderen Klassen und zu ihrer ökonomischen Ausbeutung. David Harvey<sup>2</sup> stellt den Aspekt des ökonomischen Klassenkampfes in den Vordergrund. Die Vermögens- und Einkommensverteilung hatten sich in den Jahren des Klassenkompromisses spürbar zuungunsten der obersten Schichten verschoben. Der derzeit viel diskutierte Thomas Piketty<sup>3</sup> zeigt, dass so etwas in der Geschichte des Kapitalismus nicht die Regel, sondern die Ausnahme war. Der Neoliberalismus hatte ein Konzept, wie das umzukehren war.

Im Rückblick stellt man fest, dass das Ziel ungleicher werdender Einkommens- und Vermögensverteilung erreicht werden konnte. Deutlich wird das in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, wo sich seit 1980 bis heute der Anteil der Einkommen aus Vermögen auf Kosten des Anteils der Lohn-einkommen massiv erhöht hat. Das gilt für alle entwickelten kapitalistischen Länder.

Abgesehen von Chile, wo der Neoliberalismus mit seinen wichtigsten Elementen Gewerkschaftsschwächung, Lohndruck und Privatisierung von Staatsvermögen im Gefolge des Putsches von 1973 vorgetestet worden war, gilt die Regierung von Margaret Thatcher in Großbritannien als Vorreiterin neoliberaler Umgestaltung. Man sollte sich aber daran erinnern, dass die brutale Rezession, die zum „Winter of Discontent“ mit großen Streikwellen und erheblichen Produktionsausfällen führte, bereits vorher der Labour-Regierung James Callaghans vom Internationalen Währungsfonds befohlen worden war. Die Bevölkerung hatte die Streiks und Stromausfälle satt, was Thatcher 1979 an die Regierung brachte und es ihren neoliberalen Stoßtrupps leicht machte, die Gewerkschaften zu entmachten. Der Verkauf der Ölgesellschaft BP und der Telefongesellschaft British Telecom sowie die Zerschlagung und Privatisierung der staatlichen Eisenbahn sind wichtige Eckdaten des von der Regierung verfolgten Kurses. Nicht minder wichtig war die Entkartellisierung der City of London durch den so genannten ‘Big Bang’. Er festigte die Position der Stadt als zweitwichtigster Finanzplatz des Globus (nach New York). Fast alle englischen Investmentbanken wurden von ausländischen Banken aufgekauft.

---

<sup>2</sup> David Harvey, Kleine Geschichte des Neoliberalismus, Zürich, 2007, S. 26 ff.

<sup>3</sup> Thomas Piketty, Das Kapital im 21. Jahrhundert, München 2014.

Ganz ähnlich wie in Großbritannien wurde auch in den USA die zur Schwächung der organisierten Arbeiterschaft erforderliche Rezession schon vor Amtsantritt Reagans noch unter Carter und Paul Volcker eingeleitet. Volcker hielt die Zinsen der Notenbank bis August 1983 hoch. Der Dollar, der zuvor massiv abgerutscht war, schoss wegen der hohen Zinsen in den USA nach oben, ein Zeichen für die massive Kapitalzufuhr in die USA. Der Einbruch der Wirtschaft führte wie in Britannien zu einer drastischen Lohnsenkung und einer Entwertung des Kapitals auf breiter Front. Zusammen mit dem großen Rüstungsprogramm der Regierung Reagan lockten diese Faktoren frisches Kapital in die USA. Der längste und größte Börsenboom der Geschichte begann, als die Zinsen sanken; er dauerte bis März 2000. Ganz nebenbei führten die hohen Zinsen von damals zur Schuldenkrise Lateinamerikas und dessen ein Jahrzehnt dauernder Depression.

### **Die Bundesbank als neoliberaler Pionier**

In Deutschland hatte die Bundesbank schon darauf gewartet, dass der feste Wechselkurs der D-Mark zum Dollar abgelöst werden würde. Als das endlich, im März 1973, geschah, sah sie sich in der Lage, eine eigene Geldpolitik zu verfolgen, die – ein halbes Jahrzehnt vor Volcker – darin bestand, die Zinsen hochzuziehen, um den Übermut der Gewerkschaften zu brechen. Um ihr Handeln zu rechtfertigen, führte die Bundesbank Ende 1974 die so genannte „Geldmengensteuerung“ ein, wobei sie sich auf den Monetarismus des Neoliberalen Milton Friedman berief. Die Bundesbank war damals die einzige Notenbank, die gesetzlich unabhängig von Weisungen von Regierung und Parlament war. Sie war damit in der Lage, als erste den Gewerkschaften in Deutschland einen neoliberalen Rezessionsschock zu verabreichen.<sup>4</sup> Noch heute rühmen die neoliberal getrimmten Notenbanker der Welt die frühen Erfolge der Bundesbank bei der Bekämpfung der Inflation. Der Neoliberalismus als Wirtschaftspolitik wird in Deutschland erst 1982 mit dem Regierungswechsel von Helmut Schmidt zu Helmut Kohl offiziell. Ihm geht das Lambsdorff-Papier voraus, das die vom Sachverständigenrat formulierte 'Angebots-theorie' oder die von Kohl formulierte 'geistig-moralische Wende' zum Programm erhob.

Die radikale Finanz- und Börsenorientierung des angelsächsischen Neoliberalismus galt in Deutschland aber im Rest der 80er Jahre noch als unseriös. Das änderte sich radikal, als die DDR übernommen wurde. Deren Produktionspotenzial entweder zu vernichten oder es billig unter den Kapitalisten Westdeutschlands zu verteilen, erforderte eine Menge an Finanz-Know-how. Die Investmentbanker von Goldman Sachs, Merrill Lynch usw. flogen täglich von London ein. Zur gleichen Zeit wurden der EU 1992 in Maastricht eine gemeinsame Währung und ein neoliberales Vertragswerk verpasst, das den

---

<sup>4</sup> Interessant dazu die Broschüre '40 Jahre Sachverständigenrat', hrsg. vom Sachverständigenrat, 2003, besonders die Ausführungen von Olaf Sievert und Otmar Issing.

Kapitalismus und den Wettbewerb der Mitgliedsstaaten um die Gunst des Kapitals als Organisationsprinzip festschrieb.

## **Krise des Neoliberalismus**

Es ist vermutlich nicht falsch, wenn man die 2007 ausgebrochene und auch 2014 noch keineswegs überwundene Weltfinanz- und Weltwirtschaftskrise als Krise des Neoliberalismus begreift. Marxisten und keynesianisch orientierte Ökonomen hatten eine solche Krise schon viel früher erwartet. Wenn der Neoliberalismus seinem eigenen Programm gemäß ein Regime ist, das die Profitrate im jeweils eigenen imperialistischen Lager auf direktem Wege über die Steigerung der Mehrwert- oder Ausbeutungsrate, also durch ganz gemeinen Lohndruck zu erhöhen trachtet, muss das eigentlich den altbekannten Widerspruch zwischen hohen Profiten und hohen Investitionen einerseits und zurückbleibenden Lohneinkommen andererseits, also die typische Überproduktionskrise, noch schneller als ohnehin zum Ausbruch bringen.

Drei wichtige Entwicklungen im Kapitalismus der letzten dreißig Jahre haben den Ausbruch einer solchen großen Überproduktionskrise verhindert und damit das über Gebühr lange Überleben des neoliberalen Regimes ermöglicht:

- die technische Revolution der Mikroelektronik/Informationstechnik hat die Profite gesteigert und zugleich einen neuen Investitionszyklus eröffnet, der die Profite absorbieren konnte;
- die Niederlage des Sozialismus in Europa und der SU sowie die Einbeziehung Chinas in den Kapitalismus hat fast zwei Milliarden Menschen in das System der Mehrwertproduktion neu einbezogen und neue reale Anlagosphären erschlossen;
- drittens entwickelte das neoliberale Regime einen enorm aufgeblähten Finanzsektor, der die Profitmassen absorbierte, von der gemeinen Mehrwertproduktion scheinbar unabhängige Profitquellen erschloss und zugleich durch die Verschuldung nicht nur der Kapitalisten und des Staates, sondern auch der Lohnabhängigen, erhöhte, damit deren Kaufkraft steigerte und so die eigentlich fällige Überproduktionskrise verzögerte.

Die überproportionale Ausweitung des Finanzsektors ist ein wesentliches Kennzeichen des Neoliberalismus. Es ist deshalb nicht falsch, wenn man diese Periode, die mit der Krise der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts einsetzt und deren Ende von der aktuellen Krise eingeläutet wird, als Zeit des „finanzmarktgetriebenen“ Kapitalismus bezeichnet. Der Finanzsektor spielt in diesem System in vielfacher Hinsicht eine wichtige Rolle. Sein ungeheures Wachstum ist einerseits Resultat der beschleunigten Umverteilung des erarbeiteten Reichtums von unten nach oben. Zugleich dient der Finanzsektor als wichtiger Hebel, um diese Umverteilung von Arm nach Reich zu beschleunigen.



## **Das neue Gesicht des Kapitalismus**

### **Der Aufstieg des finanzgetriebenen Kapitalismus und die Große Krise 2007ff.**

Der entscheidende Gesichtspunkt des Kapitalismus wurde schon im kommunistischen Manifest herausgestellt: „Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisiepoche vor allen anderen aus.“<sup>1</sup> Und im Vorwort zum ersten Band des „Kapital“ verwies Marx mit Blick auf die Abschaffung der Sklaverei in den USA darauf, dass „selbst in den herrschenden Klassen die Ahnung aufdämmert, daß die jetzige Gesellschaft kein fester Kristall, sondern ein umwandlungsfähiger und beständig im Prozeß der Umwandlung begriffener Organismus ist.“<sup>2</sup> Die Auseinandersetzung mit dem ökonomischen Bewegungsgesetz der bürgerlichen Gesellschaft schließt mithin auch die Darstellung des zeitgemäßen oder modernen Gesichtes der kapitalistischen Produktionsweise ein.<sup>3</sup>

Mittlerweile ist weithin akzeptiert, dass abstrakt strenge Grenzlinien die Epochen der Gesellschaftsgeschichte so wenig scheiden wie die verschiedenen Gestalten der kapitalistischen Produktionsweise. Das Zeitalter der „Großen Industrie“ oder die Industrialisierung prägte die erste große Entwicklungsphase nach der Manufakturperiode. Als die Industrialisierung ihre Wirksamkeit voll entfaltete, hatte der Kapitalismus bereits eine längere Geschichte hinter sich. Mit der „Großen Industrie“ waren verknüpft, erstens kontinuierliche technisch-organisatorische Neuerungen des Arbeitsmittels, zweitens die massenhafte Ausbeutung von unterschiedlichen Energiequellen und drittens die Verbreitung der Fabrik als Kern eines arbeitsteiligen Unternehmens. Mit der Industrialisierung wurde die Lohnarbeit auf vertraglicher Grundlage verallgemeinert und verrechtlicht, die Akkumulation des fixen Kapitals und des gesellschaftlichen Kapitalstocks erreichte ein enormes Ausmaß und die Innovationsgeschwindigkeit – der Prozess einer kontinuierlichen schöpferischen Zerstörung – wurde radikal gesteigert.

---

<sup>1</sup> Karl Marx, Friedrich Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 4 (Berlin/DDR 1956ff.), S. 465. In den Manuskripten zum Kapital heißt es: „Jeder Betrieb der Warenproduktion wird zugleich Exploitation der Arbeitskraft, aber eine epochemachende Exploitationsweise, welcher in ihrem Fortschritt mit der Organisation und Technik des Arbeitsprozesses die gesamte ökonomische Gesellschaftsstruktur von Grund aus umwälzt und alle frühere Epochen durch die Entwicklung der Produktivität und Erweiterung des Wirkungsfeldes gesellschaftlicher Arbeit unvergleichbar übergipfelt.“ (Marx-Engels-Gesamtausgabe [MEGA] Abt. II; Bd. 11, S. 672)

<sup>2</sup> Karl Marx, Das Kapital, Bd. 1, in: MEW 23, S. 16.

<sup>3</sup> Die hier entwickelten Thesen sind ausführlicher dargelegt in: Joachim Bischoff, Finanzgetriebener Kapitalismus. Entstehung – Krise – Entwicklungstendenzen. Eine Flugschrift zur Einführung, Hamburg 2014.

In der Kritik der politischen Ökonomie wurde seither betont, dass die ökonomische Wissenschaft nicht erfasst, wie das Kapitalverhältnis in seinen veränderten Gestalten reproduziert wird und damit die materiellen und gesellschaftlichen Bedingungen seiner Veränderung. „Damit das Kapitalverhältnis überhaupt eintrete, ist bestimmte historische Stufe und Form der gesellschaftlichen Produktion vorausgesetzt. Es müssen sich, innerhalb einer früheren Produktionsweise, Verkehrs- und Produktionsmittel und Bedürfnisse entwickelt haben, die über die alten Produktionsverhältnisse hinaus und zu ihrer Verwandlung in das Kapitalverhältnis hindrängen. ... Auf Basis dieses veränderten Verhältnisse entwickelt sich aber eine spezifisch veränderte Produktionsweise, die einerseits neue materielle Produktivkräfte schafft, andererseits auf deren Grundlage sich erst entwickelt, und damit in der Tat sich neue reale Bedingungen schafft ... Es ist dies eine wesentlich verschiedene Auffassung von der der bürgerlichen, in den kapitalistischen Vorstellungen selbst befangenen Ökonomen...“<sup>4</sup>

## Entwicklung des Managerkapitalismus

In der frühen Industrialisierungsphase kamen selbst größere Unternehmen mit einem überschaubaren Grundkapital aus. In der Folge überstieg das Grundkapital die familiären Eigentümerverhältnisse und die Finanzierung über den Kapitalmarkt und die Organisationsform als Kapitalgesellschaft wurden dominant. Im Bereich der größeren Unternehmen setzten sich Kapitalgesellschaften auf Aktienbasis oder Gesellschaften mit beschränkter Haftung durch; die Trennung von Eigentümer- und Unternehmerfunktion produzierte die Gestalt des Managerkapitalismus. Die Unternehmen wurden unter Aufsicht der Eigentümer und Kapitalgeber von einem mit höherer Qualifikation ausgestatteten Leitungspersonal geführt. Die Großunternehmen gaben in den Branchen den Ton an und die vertraglichen Standards (auch gegenüber den in Gewerkschaften organisierten Lohnabhängigen) vor. Ergänzend zu den Marktverhältnissen traten sozial- und bildungspolitische Regelungen, so dass diese Formveränderung des Managerkapitalismus auch als „organisierter Kapitalismus“ etikettiert wurde.

Gleichwohl: Die durch die Gegenmacht im Unternehmen und in der Gesellschaft (Tarifverträge) erhoffte Demokratisierung und gesellschaftliche Steuerung blieb unzureichend. Allerdings führte die Gegenmachtkonstellation von schöpferischer Zerstörung und kontinuierlicher sozialer Einhegung und Regulierung zur Formation eines so genannten „demokratischen Kapitalismus“.<sup>5</sup> „Es begann das Zeitalter der ‘Großen Kompression’ (bezieht sich auf die soziale,

<sup>4</sup> Karl Marx, *Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses*, Reprint Frankfurt a.M. 1969, S. 88f.

<sup>5</sup> Vgl. dazu Wolfgang Streeck, *Die Krisen des demokratischen Kapitalismus*, in: *Lettre International*, No 95, 2011; ders., „Die Gesellschaft wird sich das nicht gefallen lassen“, in: *NG/FH* 4/2012; ders., *Auf den Ruinen der Alten Welt. Von der Demokratie zur Marktgesellschaft*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 12/2012; ders., *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*, Berlin 2013.

auch steuerliche Regulierung der Verteilungsverhältnisse – JB), eines demokratisch domestizierten Kapitalismus, von starken Gegenmächten im Zaum gehalten, in dem Wachstum durch Umverteilung von oben nach unten stattzufinden hatte.“<sup>6</sup>

Der Managerkapitalismus basiert auf der fordistisch-tayloristischen Betriebsweise, d.h. vor allem auf wissenschaftlich organisierter Fließbandproduktion einerseits, und korrespondierend dazu Massenkonsumtion standardisierter Waren andererseits. Im regulatorischen Kompromiss des Fordismus wurde durch einen sozialen Ausgleich zwischen den Organisationen des Kapitals und der gewerkschaftlich organisierten Lohnabhängigen (Sozialpartnerschaft, Korporatismus) der grundlegende Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital vermittelt. In den späteren Stadien des „Einbruchs der Massen in die Politik“<sup>7</sup> wurde in den meisten kapitalistischen Ländern eine sozialstaatliche Gestaltung der Lohnarbeit durchgesetzt.

Mit dem Begriff der gesellschaftlichen „Betriebsweise“ sind zum einen die Zusammenhänge zwischen der technologisch-organisatorischen Struktur des Wertschöpfungsprozesses und der Arbeitsorganisation angesprochen; zum andern geht es um den Zusammenhang von betrieblicher und gesellschaftlicher Arbeitsteilung. Es ist nicht möglich, allein auf der Ebene einzelner Unternehmungen eine neue Form der Arbeits- und Wertschöpfungsorganisation durchzusetzen, ohne gleichzeitige Umwälzung der Arbeitsteilung im Gesamtproduktionsprozess. Fließfertigung und tayloristische Arbeitsorganisation prägten das Produktionsgeschehen auch in der Hochphase des Fordismus nur in Teilbereichen, wiesen jedoch dem primären und tertiären Sektor ebenso wie handwerklichen, nichtstandardisierten Produktionsmodellen „Rang und Einfluss“ zu.

In der fordistischen Entwicklungsphase des Kapitalismus ist das hegemoniale Innovationsmuster durch Massenproduktion und eine Arbeitsorganisation charakterisiert, die auf Fließband, wachsendem Einsatz von automatischen Maschinensystemen und einer tayloristischen Arbeitsorganisation beruht. Weitere Optimierung entsteht durch die Minimierung der Zwischenlager, Senkung der Transaktionskosten und Anpassung der Produktion an die Absatzbedingungen durch umfassende elektronische Steuerung und Vernetzung. Die integrierte, just-in-time- und lagerlose Fabrik nähert sich dem fordistischen Traum eines kontinuierlichen Produktionsflusses ohne unproduktive Zeiten. Es sind hier durchaus etliche Charakterzüge einer nachfordistischen Betriebsweise erkennbar, aber insgesamt bleibt die Hegemonie einer flexiblen Produktionsweise bestehen.

Das „Interregnum“ im Übergang ins 21. Jahrhundert umgreift also wie in der Durchsetzungsperiode der fordistischen Betriebsweise sowohl die Arbeitsbeziehungen, die Ausgestaltung des Lohnarbeitsverhältnisses, die Verteilungsrelationen, die Systeme sozialer Sicherung, Bildungs- und Ausbildungswege

---

<sup>6</sup> Wolfgang Streeck, Die goldenen Jahre, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 14. September 2014.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Pietro Ingrao, Massenbewegung und politische Macht, Hamburg 1979.

sowie die politisch-ideologischen Institutionen und Verhältnisse. Selbstverständlich würden auch bei der Herausbildung der Hegemonie einer neuen Betriebsweise überlieferte Formen der gesellschaftlichen Produktion weiterbestehen und weiterentwickelt werden. Entscheidend für die gegenwärtige Debatte ist nicht, in welchem Umfang Elemente der bisherigen Betriebsweisen reproduziert werden, sondern ob ein Prozess des re-embedding der ökonomischen Formen in einem sich verändernden Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse erkennbar ist.

### **Chronische Überakkumulation**

Im Rückblick auf das goldene Zeitalter der fordistischen Entwicklungsetappe treten in den letzten Jahrzehnten die Widersprüche der chronischen Überakkumulation deutlicher hervor. Überakkumulation heißt zusammengefasst: „Es werden zuviel Waren produziert, um den in ihnen enthaltenen Wert und darin eingeschlossenen Mehrwert unter den durch die kapitalistische Produktion gegebenen Verteilungsbedingungen und Konsumtionsverhältnissen realisieren und in neues Kapital rückverwandeln zu können, d.h. um diesen Prozeß ohne beständig wiederkehrende Explosionen auszuführen.“<sup>8</sup> Die Intensivierung der Konkurrenz, die Entfesselung des Kapitals von gesellschaftlichen Regulierungen sowie die Internationalisierung des kapitalistisch bestimmten Marktes (Globalisierung) sind Ausdrucksformen dieser Konstellation. Es entsteht keine neue Qualität der Wertschöpfung. Dies wäre nur in einem anderen makroökonomischen Rahmen und nur mit den Belegschaften, d.h. neuen Formen der Beteiligung und Partizipation zu haben. Weder lässt sich auf makroökonomischer Ebene ein expansionsfähiges Akkumulationsregime erkennen. Noch ist auf der mikroökonomischen Wertschöpfungsebene – selbst bei den Kapitalgesellschaften – eine neue Qualität der Betriebsweise erkennbar.

Die unter den Imperativen der Vermögensbesitzer und der Shareholder-Value-Orientierung erzwungene Konzentration auf das Kerngeschäft, betriebswirtschaftliche Dezentralisierung und Verminderung der Fertigungstiefen bringt keine neue hegemoniale gesellschaftliche Betriebsweise hervor. Die effizientere Verteilung des Realkapitals und der rationellere Kapitaleinsatz im unternehmerischen Netzwerk produziert auf der Ebene der Branche und des Gesamtkapitals eine Verstärkung der Zyklizität der Investitionstätigkeit der Unternehmen. Damit werden neustrukturierte Unternehmen von der Phase der Erfüllung ihrer Vorgaben für Eigenkapitalrendite zugleich den Gefahren des verschärften Wettbewerbes einer rezessiven Entwicklung ausgesetzt. Der Grad zwischen befriedigender Performance und ökonomischem Absturz mit enormen Kapitalverlusten ist schmaler geworden. Es entsteht zwar eine „flexible Arbeitsweise“, aber sie erweist sich noch nicht als Fundament einer neuen gesellschaftlichen Betriebsweise. Allerdings sehen wir in den letzten Jahrzehnten eine enorme Verschiebung in den Verteilungsverhältnissen.

---

<sup>8</sup> Karl Marx, *Das Kapital*, Bd. 3, in: MEW 25, S. 268.

Der Vermögensbesitzer kann nur Zinsen beanspruchen, solange das Kapital knapp ist. John Maynard Keynes betrachtete „daher die Rentnerseite des Kapitalismus als eine vorübergehende Phase, die verschwinden wird, wenn sie ihre Leistung vollbracht hat. Und mit dem Verschwinden der Rentnerseite wird noch vieles andere einen Gezeitenwechsel erfahren. Es wird überdies ein großer Vorteil der Ereignisfolge sein, die ich befürworte, dass der sanfte Tod des Rentners, des funktionslosen Investors, nicht Plötzliches sein wird, sondern nur eine allmähliche, aber verlängerte Fortsetzung dessen, was wir jüngst in Großbritannien gesehen haben und keine Revolution erfordern wird.“<sup>9</sup> Anstelle des Verschwindens des Rentiers erlebten wir am Ende des 20. Jahrhunderts eine Ermächtigung des organisierten Vermögensbesitzes. Die Machtkonzentration in diesem Managerkapitalismus (Macht ohne Eigentum) ist durch die Professionalisierung der Kapitalmärkte gebrochen worden. Die Akkumulation der Kapitalgesellschaften geht einher mit einer entsprechenden Akkumulationsdynamik der privaten Vermögensbesitzer. Die Vermögensbesitzer bedienen sich mehr und mehr der professionellen Anlageberatung oder delegieren Teile oder ihr Vermögen insgesamt an Vermögensverwalter. Diese Professionalisierung gewinnt an Gewicht mit der Aufhebung der Kapitalverkehrskontrollen und der Internationalisierung der Vermögensanlage.

Die Kapitaleigentümer und Vermögensbesitzer nehmen die zeitweilige Ver selbständigung des Kapitalmanagements zurück und zwingen den Staat zur Rückkehr auf seine Kernfunktionen und den Verzicht auf eine Interventionspolitik unter dem Blickwinkel von sozialer Gerechtigkeit und Sicherheit. Nachdem der historische Block sozialer Kräfte mit dieser gesellschaftspolitischen Option in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts zusammengefallen hatte, wurden konsequenterweise die bestehenden Beschränkungen der Kapitalmobilität schrittweise aufgehoben. Der Rückbau der sozialen Sicherheit und die Zerstörung der entwickelten Lohnarbeitsgesellschaft der Nachkriegsjahrzehnte bewirkten und bewirken noch immer einen massiven Machtverlust der organisierten Lohnarbeit und eine Ausbreitung von prekären Beschäftigungsverhältnissen mit entsprechenden Konsequenzen für die Verschärfung sozialer Ungleichheit.

Die soziale Erfahrung von den zivilisatorischen Errungenschaften eines regulierten Kapitalismus verblasste und die Strukturveränderungen, die sich als Ergebnis von Sozialstaat und regulierter Ökonomie einstellten, wurden nicht rechtzeitig von den politischen Akteuren aufgegriffen. Stattdessen kehrten sie in den Hauptländern des Kapitalismus Anfang der 1970er Jahre schrittweise zu den Prinzipien des Laissez-faire-Kapitalismus auf den Kapitalmärkten zurück. „Bei diesen Veränderungen handelt es sich um die Demontage der historisch einzigartigen Reformkonstellation, die nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Druck der Systemkonkurrenz und der stärker gewordenen Arbeiter-

---

<sup>9</sup> John Maynard Keynes, *Allgemeine Theorie der Beschäftigung des Zinses und des Geldes*, Berlin 1936, S. 317.

bewegung sowie unter dem Eindruck von Weltwirtschaftskrise und Weltkrieg zustande gekommen war.“<sup>10</sup> Der Übergang zu weitgehend unregulierten Geld- und Kreditmärkten setzt eine beschleunigte Akkumulation des Geld- und Leihkapitals in Gang.

Das Zeitalter des demokratisch domestizierten Kapitalismus mit der charakteristischen „Großen Kompression“ in den Verteilungsverhältnissen (geringe Arbeitslosigkeit, angemessene Arbeitseinkommen, sozialstaatliche Regulierungen und entsprechend höhere Besteuerung von Kapitalerträgen und hohen Einkommen) löst sich in einem Widerspruchsbandel der Überakkumulation auf: „In den 1970er Jahren begann, wiederum weltweit, der lange Abstieg von der Stallhaltung des Kapitals... Die Ungleichheit der Einkommen in den Ländern des entwickelten Kapitalismus wächst seit Jahrzehnten. Arbeitslosigkeit wird immer prekärer... Die Schuldenwirtschaft ist außer Rand und Band, und die nächste Krise à la 2008 ist so sicher wie das Amen in der Kirche... Heute ist die Krise des Kapitalismus offenkundig: immer weniger Wachstum, trotz oder wegen immer höherer Belohnungen für die ‘Leistungsträger’ und immer schärferer Bestrafungen für die Verlierer, trotz entfesselter Geld- und Schuldenproduktion.“<sup>11</sup>

## Finanzialisierung und Große Krise

Im Prinzip sind Kapitalunternehmen und damit die Akteure Aktionär, Investoren und Rentiers im modernen Kapitalismus keine neuen Phänomene. Wenn wir gleichwohl eine Machtverschiebung zugunsten des Vermögensbesitzes in der modernen Unternehmenslandschaft konstatieren, so ist dies den Tatsachen geschuldet, dass die Vermögensbesitzer organisiert auf den Unternehmens- und gesellschaftlichen Wertschöpfungsprozess einwirken und der Kredit – das verselbständigte Gesellschaftskapital – eine überragende Rolle in der Entwicklung der Produktionsweise spielt. „Diese Tendenz zur Herauslösung des wirtschaftlichen Handelns aus sozialen Kontexten, die Zuspitzung seiner Ziele auf Profit und Wachstum bei gleichzeitiger Indifferenz gegenüber sonstigen Zielen, diese im Manager-Kapitalismus bereits angelegte, aber noch nicht verabsolutierte Selbstzweckhaftigkeit des Kapitalismus haben mit der ‘Finanzialisierung’, dem Aufstieg des Finanzmarkt-, Finanz- oder Investorenkapitalismus in den letzten Jahrzehnten ein Ausmaß erreicht, das dem System eine neue Qualität gibt und es vor neue, bisher ungelöste Herausforderungen stellt.“<sup>12</sup> Der Aufstieg des finanzgetriebenen Kapitalismus – mitunter auch als „Finanzialisierung“ bezeichnet – stellt nicht nur die gewerkschaftliche und po-

<sup>10</sup> Jörg Huffschild, Politische Ökonomie der Finanzmärkte. Aktualisierte und erweiterte Neuauflage, Hamburg 2002, S. 106.

<sup>11</sup> Wolfgang Streeck, Die goldenen Jahre (siehe Fußnote 6); vgl. auch Thomas Piketty, Das Kapital im 21. Jahrhundert, München 2014; kritisch zu Piketty: Joachim Bischoff/Bernhard Müller, Pikettys „Kapital im 21. Jahrhundert“, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 9-2014.

<sup>12</sup> Jürgen Kocka, Geschichte des Kapitalismus, München 2013, S. 92.

litische Linke vor neue Herausforderungen: zu dessen Kontrolle, gesellschaftlicher Steuerung oder Einbettung und vor allem zur Ausarbeitung von Alternativen zu seiner Überwindung.

Die „Finanzialisierung“ der kapitalistischen Globalökonomie – Ausweitung des Finanzsektors und Expansion des Kredits – hat verschiedene Ursachen: Das Kreditwesen, das in den Anfängen des Kapitalismus eher ein untergeordneter Faktor für die Zirkulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals war, verwandelt sich in einen ungeheuren sozialen Mechanismus zur Zentralisation der Kapitale. Die gewachsene Bedeutung von Hedgefonds und Beteiligungsgesellschaften in den letzten Jahren unterstreicht diese Entwicklung. Hinzu kommen die öffentlichen Schulden und die Transaktionen der privaten Haushalte. Die enorme Bedeutung des Geldkapitals und des Kreditwesens spiegelt die Reife der kapitalistischen Gesellschaftsformation. Schon Marx notierte, dass die „Sucht, diesen als virtuelles Geldkapital sich aufschätzenden Mehrwert ..., im Kreditsystem und in den ‚Papierchens‘ das Ziel ihres Strebens findet. Das Geldkapital erhält dadurch in einer anderen Form den enormsten Einfluss auf den Verlauf und die gewaltige Entwicklung des kapitalistischen Produktionssystems.“<sup>13</sup>

Die verschiedenen Formen des Kreditwesens und des Geldkapitals prägen den Kapitalismus immer stärker. Der Kredit eröffnet dem einzelnen Kapitalisten eine innerhalb gewisser Schranken absolute Verfügung über fremdes Kapital und fremdes Eigentum und dadurch über fremde Arbeit. Verfügung über gesellschaftliches, nicht eignes Kapital, gibt ihm Verfügung über gesellschaftliche Arbeit. Das Kapital selbst, das man wirklich oder in der Meinung des Publikums besitzt, wird nur noch die Basis zum Kreditüberbau; in der historischen Entwicklung führt dies zu einer Verlagerung auf alle möglichen Arten des bloßen Kapitaleigentums und zu einer immer größeren Rolle des Kredits.

Diese Finanzialisierung ist zwar Ausdruck eines gewandelten ungeheuren sozialen Mechanismus, markiert aber keine eigenständige Entwicklungsstufe in der Gesellschaftsformation, wie sie Marx mit der Manufaktur und der Großen Industrie charakterisiert hatte bzw. wie wir sie mit dem Fordismus des 20. Jahrhunderts kennen. Der finanzmarktgetriebene Kapitalismus ist keine neue Entwicklungsetappe in der Geschichte dieser Gesellschaftsformation; dazu wäre eine entwickeltere gesellschaftliche Betriebsweise vorausgesetzt.

Während der Nachkriegszeit, von 1950 bis 1980, blieb der kumulierte Schuldenstand in den USA, aber auch den entwickelten kapitalistischen Ländern weitgehend stabil um 140 bis 150 Prozent des BIP (vgl. Grafik 1). In der Zeit danach durchlaufen die meisten Ökonomien der industrialisierten Welt eine historisch beispiellose Entwicklung: Das gesamte Volumen an privaten und staatlichen Schulden ist – relativ zur Wirtschaftsleistung – während mehr als 25 Jahren enorm gestiegen. Im Jahr 2007, vor Ausbruch der Finanzkrise, lasteten auf der amerikanischen Wirtschaft Schulden von rund 375 Prozent des BIP. Das war deutlich mehr als zu Beginn der Großen Depression der 1930er Jahre.

---

<sup>13</sup> MEGA, Abt. II, Bd. 4.2, S. 504.

Im kapitalistischen Reproduktionssystem wurden laufend neue Kredite generiert und diese Kredite wiederum erlaubten es den privaten Haushalten und Unternehmen, ihren Konsum (Häuser oder Investitionsprojekte) auf Pump zu finanzieren. Diese Kreditschöpfung trieb das Wirtschaftswachstum an; die letzten Jahrzehnte waren in den entwickelten kapitalistischen Ländern geprägt von robusten Wachstumsraten, kurzen Rezessionen und einer Expansion des Kredits und der Finanzsektoren.

**Grafik 1**

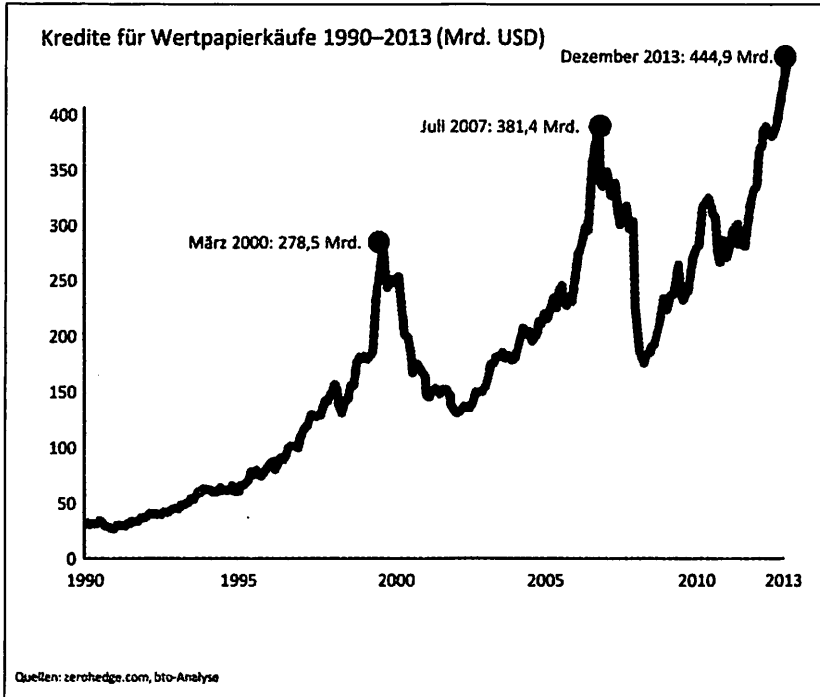


Trotz der Expansion des Kredits registrieren wir eine fallende Tendenz der Zinsen, weil infolge der chronischen Überakkumulation reichlich disponibles Geldkapital zu tendenziell niedrigen Zinsen zur Verfügung steht. Dieser Prozess wird durch die Politik der Notenbanken und die finanzielle Globalisierung verstärkt.



Die Vermögenspreise steigen, die laufenden Einnahmen ebenfalls. Diese durch den Kredit basierte Tendenz treibt die Märkte immer weiter an; das ausstehende Kreditvolumen steigt und steigt. Schlagende Beispiele für diese Expansion sind zum einen die Kredite für Wertpapierkäufe (Grafik 2) und die wachsende Bedeutung des Sektors der Schattenbanken (Grafik 3), also all jener Finanzinstitute, die nicht den gesellschaftlichen Kontroll- und Steuerungsmodi unterliegen.

Grafik 2

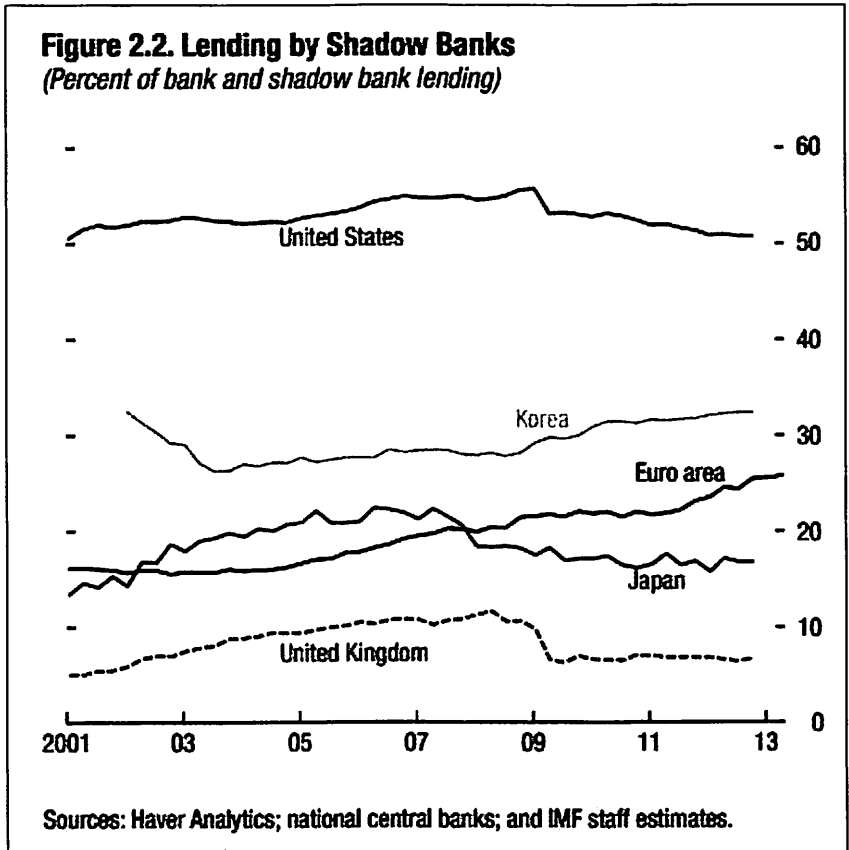


Es wird bereits ein enormer Anteil des gesamten Kreditvolumens in verschiedenen Ländern in Schattenbanken angelegt (siehe Grafik 3). Auffällig ist die Zunahme in Europa seit der Finanzkrise. Wird der Sektor der Schattenbanken zu sehr eingeschränkt, wird der Kreditfluss in der Wirtschaft behindert. Andererseits entstehen neue Risiken und neue Risikoträger im Finanzsystem, die herkömmliche Banken gefährden.

Systemimmanent stößt die Schuldentragfähigkeit an ihre Grenzen. Das kapitalistische System ist nicht stabil – das von Ökonomen fixierte Gleichgewicht des Systems ist eine Tendenz im Prozess der Entwicklung von einem Ungleichgewicht zum nächsten. Die zentrale Rolle in diesem Prozess spielt der

Finanzsektor. Der Kredit entsteht innerhalb des Wertschöpfungsprozess; die langjährige Expansion des Kreditwesens bei gleichzeitig fallenden Zinsen hängt an der Konstellation der Überakkumulation, damit der Ersparnischwemme (*savings glut*) – ein Begriff des früheren FED-Chefs Ben Bernanke, wonach weltweit ein Überhang an Ersparnissen im Vergleich zu den Investitionsmöglichkeiten besteht.<sup>14</sup>

Grafik 3



Stößt diese Expansionsbewegung an Schranken, also etwa bei leichtem Anstieg der Zinsen infolge Überexpansion oder Verknappung des Geldkapitalan-

<sup>14</sup> Vgl. dazu ausführlicher (auch mit weiteren Literaturverweisen): Joachim Bischoff, *Finanzgetriebener Kapitalismus* (Fußnote 3); außerdem: Hyman P. Minsky, *Instabilität und Kapitalismus*, Zürich 2011.

gebotes, werden die Vermögenspreise – von Immobilien oder Aktien – fallen, die Einnahmenströme der Haushalte und Unternehmen werden dünner, und die Schuldner können ihre Schulden nicht mehr bedienen. Eine Finanzkrise bricht aus – genau wie es in der zweiten Jahreshälfte 2007 in den USA geschehen ist.

Für den Ausbruch der Krise ist kein exogener Schock nötig. Instabilität entsteht durch die Mechanismen innerhalb des Systems, nicht außerhalb. Die kapitalistische Ökonomie ist nicht instabil, weil sie durch den Ölpreis oder Kriege geschockt wird. Sie ist instabil, weil in der Expansion des Kreditwesens Schranken eingeschlossen sind. In beiden Extremen des Ungleichgewichts, im Spekulationsboom wie in der deflationären Schuldenliquidation, entsteht kein Korrektiv: Der Boom nährt sich selbst, genauso wie sich die Wirtschaft in der Depression immer weiter in die Tiefe schraubt. Gestoppt werden kann dieser Prozess nur durch Staatsinterventionen. In der Depression bedeutet das fiskal- und geldpolitische Stützung, um die selbstzerstörerische deflationäre Schuldenliquidation zu stoppen.

## **Das „Schuldenproblem“**

Der Großteil der entwickelten kapitalistischen Länder hatte in den Jahren vor 2007 einen beispiellosen Kreditboom für den Privatsektor zugelassen und befördert. Das Resultat war ein massiver Crash und schlagartig ein Schuldenüberhang sowohl der öffentlichen wie der privaten Akteure. Ausgangspunkt für die explosionsartige Ausweitung der öffentlichen Verschuldung waren die Immobilienblasen (vor allem in den USA). Der Crash, der massive Rückschlag auf den Produktionsprozess und die schlagartige Gefährdung der Bankensysteme führten zu weltweiten staatlichen Interventionen. Damit schnellten die staatlichen Schulden in die Höhe: in den USA seither um 35,7 Prozent des BIP, in Großbritannien um 54 Prozent. Gleichzeitig baute der Privatsektor seine Überschuldung teilweise ab.

Das Schuldenproblem kann nicht auf den Preisverfall auf den Immobilienmärkten oder eine unkontrollierte Ausweitung des öffentlichen Kredits reduziert werden, es kommt darauf an, den Vermittlungszusammenhang zu erfassen. Private und staatliche Schulden sind in vielen kapitalistischen Ländern seit längerem stark gewachsen. Länder wie Frankreich, Großbritannien, Spanien und Südkorea wiesen 2008 Schuldenstände gemessen am BIP auf, die selbst das US-Niveau übertrafen. Hinter dieser Entwicklung standen in erster Linie die privaten Haushalte und ihre steigende Hypothekarverschuldung. Zudem lässt sich aus den langfristigen Entwicklungstendenzen der kapitalistischen Gesellschaft ein Wachstum des Kredit- und Leihkapitals ableiten, was zum einen zu einer sinkenden Tendenz der Zinsrate führt. Auf der anderen andern Seite ergibt sich daraus eine Aufwärtsbewegung der Boden- und Immobilienpreise, weil eben die Zinsrate einen Einfluss auf die Entwicklung der Immobilienpreise hat.

Wenn wir also eine strukturelle oder chronische Überakkumulation feststellen können, dann schlägt sich dies in einer fallenden Zinsrate nieder und diese lie-

fert für den imaginären Reichtum der Eigentumstitel expansive Impulse. Aus der Logik der Wertbewegung der Eigentumstitel – seien es nun Aktien oder Obligationen – geht in letzter Konsequenz ein Druck auf eine Intensivierung der Ausbeutung und Verstetigung der Verteilungsverhältnisse zugunsten der mehr oder minder relativ verselbständigten Eigentumstitel hervor. Diese Entwicklung – beschleunigte Kapitalakkumulation, strukturelle oder chronische Überakkumulation mit der Konsequenz eines überreichlichen Angebots von Geldkapital, einer absinkende Zinsrate sowie letztlich einer finanzgetriebenen Akkumulation oder Herrschaft der Finanzmärkte – begründet gleichwohl keinen Übergang in eine neue Formation.

Seit Ausbruch der Großen Krise vor gut sieben Jahren (2007/2008) durchlaufen wir eine Kaskade verschiedener Erscheinungsformen. Zwischen Phasen der Zuspitzung der Widersprüche beruhigen sich die Finanzmärkte und erholt sich der gesellschaftliche Reproduktionsprozess, wenngleich nicht in allen Ländern gleichermaßen. Ausgangspunkt für die Strukturkrise im Unterschied zu einer üblichen Konjunkturkrise war eine drastische Preiskorrektur auf den Immobiliensektoren und in der Folge von notleidenden Hypothekenkrediten in vielen kapitalistischen Ländern, woraus sich eine Bankenkrise und später eine Staatsschulden- und Bankenkrise entwickelte. Begleitet war diese Krisenkaskade in vielen Ländern von Rezessionen und später dann Sorgen über einen neuerlichen Abschwung in den USA sowie eine harte Landung der Wirtschaft in China.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind die kapitalistischen Ökonomien angesichts der chronischen Überakkumulation mit einem säkularen Kapitalüberschuss und damit mit einer globalen Flut von „Ersparnissen“ konfrontiert. Mit ihrer expansiven Geldpolitik reproduzieren die Notenbanken die Scherenentwicklung von stagnierender Realökonomie und überreicher Geldkapitalakkumulation. In der Reaktion auf den globalen Crash vor sechs Jahren sind sie zu einem Krisenmanagement übergegangen: Angeführt vom FED haben sie mit der expansiven Geldpolitik alles unternommen, um einen Zusammenbruch der Märkte zu verhindern. Aber seither sind sechs Jahre vergangen und nun stellt sich heraus, dass die Notenbanken gleichsam Gefangene ihrer eigenen „Rettungspolitik“ sind.

Die nächsten Jahre werden davon geprägt sein, mit den in der Vergangenheit angehäuften Schuldenbergen umzugehen, d.h. sie zu bereinigen. Privathaushalte werden ihre Schulden abbauen und Staaten ihre Haushalte konsolidieren müssen. Wenn die privaten Konsum- und Investitionsausgaben jedoch sinken, wird die aggregierte Nachfrage niedergedrückt. Entschuldung ist ein langwieriger Prozess, er nimmt nach aller historischen Erfahrung Jahre in Anspruch. Er begann mit dem Ausbruch der Finanzkrise 2007 und wir haben noch mehrere Jahre vor uns.

Jörg Goldberg

## Die Große Krise und der Aufstieg des Südens

Die Periode seit Mitte der 1970er Jahre ist in der Bundesrepublik Deutschland einerseits gekennzeichnet durch eine Kontinuität, die mit dem Stichwort ‚Modell Deutschland‘ oder auch ‚Rheinischer Kapitalismus‘ nur angedeutet ist. Abelshauer beschreibt dessen Grundlage als „stabiles soziales System der Produktion ... , dessen Grundprinzip nicht in der Konkurrenz, sondern in der Kooperation zwischen den wirtschaftlichen Akteuren lag.“ (Abelshauer 2007, 38) Den Beginn dieses spezifisch deutschen Produktionssystems setzt er mit der „Großen Krise“ von 1873 an, in Deutschland auch als Gründerkrise bekannt, die erst Mitte der 1890er Jahre in eine neue Prosperitätskonstellation überging.<sup>1</sup> Abelshauer zufolge markiert diese „korporative Marktwirtschaft“ (ebd., 40) ein „in wirtschaftspolitischer Hinsicht ‚langes‘ 20. Jahrhundert ... , das im ausgehenden 19. Jahrhundert einsetzt und mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts noch nicht beendet sein muss.“ (ebd., 52) Für die Kontinuität dieses Produktionssystems sprechen – bezogen auf die Bundesrepublik Deutschland – auch jüngere Entwicklungen: Der „Wettbewerbskapitalismus“ der Großen Koalition von 2013 steht in dieser Tradition (Goldberg/Leisewitz/Reusch 2014, 148 ff.).

### „Große Krisen“ im globalen Süden

Andererseits überspannen diese 40 Jahre gleich zwei „Große Krisen“, die von 1973/75 und die (andauernde) von 2008ff. „Große Krisen“ gelten als tiefe Einschnitte, als Strukturbrüche im Kapitalismus, markieren also Diskontinuitäten. Dieter Boris hat (in diesem Heft, S. 8) deutlich gemacht, dass die Rede von Strukturbrüchen – weil dabei immer Momente von Kontinuität und Diskontinuität im Spiel sind – mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist: Fast immer handele es sich um „partielle“ Umbrüche, „die regional, sachlich-sektoral sowie in ihren Zeitrhythmen ganz unterschiedlich ausfallen können bzw. sogar ausbleiben.“

Dies gilt auch für die Krisen von 1973/75 und 2008ff. Denn 2008 blieb genau das aus, was noch die Umbrüche von 1929/32 und 1973/75 markiert hatte: Der Übergang zu neuen Akkumulationsregimen, im ersten Fall der Siegeszug des Keynesianismus („Fordismus“) und im zweiten Fall dessen Ende und Ablösung durch den Neoliberalismus. Vergleichbares scheint der Einschnitt von 2008 nicht ausgelöst zu haben. Jörg Huffschmid ging schon 2009 davon aus, „dass trotz der aktuellen Einbrüche...die realen Machtstrukturen des FMK (Finanzmarktkapitalismus), der sich in den letzten drei Jahrzehnten herausgebildet hat, nicht wesentlich geschwächt sind.“ (Huffschmid 2009, 47). Das kann man heute nur unterschreiben, derzeit spricht mehr für eine weitere Ver-

---

<sup>1</sup> Die Periode zwischen 1873 und 1896 gilt als „Große Depression“. (Abelshauer, 173)

stärkung des neoliberalen Kurses. Ein neues kapitalistisches Akkumulationsregime ist jedenfalls nicht in Sicht.

Auf der anderen Seite aber markiert die Krise von 2008 Veränderungen globaler Machtstrukturen, die in den vorangegangenen „Großen Krisen“ (wenn man vom Verschwinden des sozialistischen Lagers absieht) nur wenig berührt worden waren. Im Mittelpunkt stehen die Beziehungen und Kräfteverhältnisse zwischen der alten kapitalistischen Welt des Westens (den „fortgeschrittenen Ländern“ in der Terminologie des Internationalen Währungsfonds) einerseits und den „Schwellen- und Entwicklungsländern“ andererseits. Die Krisen von 1929/32 und 1973/75 hatten die kolonialen und halbkolonialen bzw. die Länder der kapitalistischen Peripherie noch voll einbezogen. Bezogen auf die vergangenen 40 Jahre sind die Veränderungen besonders auffällig: Die Krise von 1973/75 hatte eine Periode eingeleitet, die in großen Teilen des Südens mit dramatischen Einbrüchen verbunden war. Die Auflösung des Systems von Bretton Woods ab 1971<sup>2</sup> führte im Verein mit dem Anstieg der Rohölpreise und der scharfen Rezession ab 1973 zu einem Anstieg der Auslandsverschuldung der Länder der Dritten Welt, die durch die vorübergehende Verbesserung der Terms of Trade in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre noch angetrieben wurde. Schon ab 1975 zeigten kleinere Schuldenkrisen in Zaire/Kongo und Peru, dass hier Grenzen überschritten worden waren. Issam El-Zaim hatte diesen Zusammenhang auf einer Tagung des IMSF 1985 so beschrieben: „Die übermäßige Inanspruchnahme von Krediten durch die Entwicklungsländer in den siebziger Jahren ... war die Folge eines verzweifelten Versuchs dieser Länder, ihre ökonomische Wachstumsrate unter ungünstigen internationalen Bedingungen aufrechtzuerhalten. Daß internationale Finanzmittel zu günstigen Bedingungen aufgrund der Gewinne der ölexportierenden Länder verfügbar waren, machte diese Kreditaufnahme erst möglich. Zu einem Problem wurde dies hauptsächlich dadurch, dass die wichtigsten Gläubigerbanken beschlossen, alle Beschränkungen für den privaten Banksektor aufzuheben und ihm das Recycling zu überlassen.“ (38). Die Schuldenkrise brach offen aus, als die USA ihre Geldpolitik strafften, was zu einem steilen Anstieg der Zinsen und dem Verfall der Wechselkurse vieler Entwicklungsländer führte. Diese wurde zahlungsunfähig (zuerst das Erdölland Mexiko 1982) und damit Objekt westlicher, mit neoliberalen Konditionalitäten bewehrter Umschuldungsaktionen. In Lateinamerika und in Afrika begannen die „verlorenen Jahrzehnte“ der 1980er und 1990er Jahre. So führte die Krise 1973/75 in der Konsequenz zu einer Festigung der westlichen Dominanz über die Dritte Welt.

Die Periode nach dem Zweiten Weltkrieg war in allen Weltteilen eine Zeit starken, im historischen Vergleich außergewöhnlichen Wachstums gewesen. Dies galt auch für Asien, Afrika und Lateinamerika. Dieses Wachstum setzte sich nach 1973 nur in Asien unvermindert fort. Es schwächte sich im Westen

---

<sup>2</sup> 1971 wurde die Goldkonvertibilität des US-Dollar aufgehoben, 1973 wurden flexible Wechselkurse eingeführt.

deutlich ab, führte aber in Afrika und Lateinamerika zu einer annähernden Stagnation der Pro-Kopf-Einkommen. Afrika und Lateinamerika laborierten – im Ergebnis der ihnen aufgezwungenen neoliberalen Strukturanpassungsprogramme – bis Ende der 1990er Jahre an den Folgen des Einbruchs von 1973/75. Anders Asien: Vor allem China konnte sich dem Druck der neoliberalen Austeritätspolitik entziehen und – dank der wirtschaftspolitischen Steuerungsfähigkeit des Zentralstaats – einen mächtigen Prozess nachholender Industrialisierung einleiten. Dagegen erlebten Afrika und Lateinamerika Tendenzen der De-Industrialisierung und der Informalisierung der Wirtschaft, die vorangegangene Entwicklungserfolge zunichte machten.

	<b>1913-1950</b>	<b>1950-1973</b>	<b>1973-1998</b>
Asien*	0,90/-0,02	5,18/2,92	5,46/3,54
Lateinamerika	3,43/1,42	5,33/2,52	3,02/0,99
Afrika	2,69/1,02	4,45/2,07	2,74/0,01
Westeuropa	1,19/0,76	4,81/4,08	2,11/1,78
Westliche Ableger**	2,81/1,55	4,03/2,44	2,98/1,94
Japan	2,21/0,89	9,29/8,05	2,97/2,34
Welt	1,85/0,91	4,91/2,93	3,01/1,33

\*Ohne Japan \*\*USA, Kanada, Australien, Neuseeland; Quelle: Maddison 2006, 126

## **Die Krise von 2008 und der Aufstieg des Südens**

Zum Beginn des 21. Jahrhunderts begannen sich die Kräfteverhältnisse zwischen dem altkapitalistischen Westen und den neukapitalistischen Ländern des Südens nachhaltig zu verschieben. Aber erst die Krise von 2008ff. markiert einen Umbruch in den internationalen Kräfteverhältnissen. Die Krise begann im Zentrum des westlichen Kapitalismus, in den USA, und erfasste rasch die übrigen „fortgeschrittenen Länder“. Anders als nach 1973/75 konnten die „Schwellen- und Entwicklungsländer“ des Südens die Auswirkungen der globalen Krise aber begrenzen. Schon ein Jahr später wurde der alte Wachstumspfad wieder erreicht, während der Westen bis heute an den Folgen laboriert. Als äußeres Merkmal der veränderten globalen Strukturen kann der Anteil der Regionen an der globalen Produktion gewertet werden (Tab. 2).

Noch bis Anfang der 1990er Jahre dominierten die altkapitalistischen Länder Weltproduktion und Weltmärkte. Die ‚Trendwende‘ zugunsten des Südens wurde zum Beginn der 2000er Jahre sichtbar, unübersehbar wurde sie erst mit der Krise von 2008. Die wachsende globale Rolle des Südens kann auch an anderen Indikatoren festgemacht werden: Der Anteil des Südens am Welthan-

del übersteigt heute 50 Prozent, dort liegen inzwischen zwei Drittel der globalen Devisenreserven. Auch auf der Ebene der Direktinvestitionen (DI) haben sich einschneidende Veränderungen vollzogen: Seit 2011 geht mehr als die Hälfte (53 Prozent im Jahre 2013) der globalen DI in Schwellen- und Entwicklungsländer. Der Anteil der aktiven DI dieser Ländergruppe erreicht 39 Prozent (UNCTAD 2014, xiv). Selbst auf der Ebene der globalen Produktionsketten (Global Value Chains – GVC), die immer noch mehrheitlich von Transnationalen Unternehmen des Westens gesteuert werden, vollziehen sich Veränderungen: Heute entfällt immerhin ein Viertel des globalen Komponentenhandels (der etwa die Hälfte des Welthandels ausmacht) auf Länder des Südens, einige von ihnen (Südkorea, Taiwan, China, Indien, die Philippinen) haben es geschafft, in werthaltigere Teile der GVC vorzudringen (WTO 2014, 6/7).

**Tab. 2: Globales Bruttoinlandsprodukt zu Kaufkraftparitäten (Anteile in Prozent)**

	1980	1990	2000	2010	2014
Fortgeschrittene Länder	63,8	64,0	57,2	46,3	42,4
Schwellen- und Entwicklungsländer	36,2	36,0	42,8	53,7	57,6

Quelle: IMF, World Economic Outlook Database, October 2014<sup>3</sup>

Natürlich sind die Schwellen- und Entwicklungsländer alles andere als ein einheitlicher Block. Verlauf und Triebkräfte des ‚Aufstiegs des Südens‘ sind unterschiedlich: Ausgangspunkt war die nachholende Industrialisierung Chinas, die wiederum von den engen Verflechtungen im ostasiatischen Raum nicht zu trennen ist. Die dadurch angetriebene Nachfrage nach Rohstoffen hat zu einer historischen Trendumkehr bei den Rohstoffpreisen und damit zu einer Verbesserung der internationalen Austauschverhältnisse zugunsten der Rohstoffexporteure Lateinamerikas und Afrikas geführt. Diese erhalten dadurch größere Spielräume zur Entwicklung ihrer Ökonomien, die allerdings in unterschiedlichem Ausmaß genutzt werden.

### **Traditionelle Institutionen und Weltmarkt**

Der Aufstieg des Südens hat die Glaubwürdigkeit der in den 1960er und 1970er Jahren dominierenden Entwicklungstheorien erschüttert, denen zufolge die Strukturen des Weltmarkts verantwortlich waren für Entwicklung und Unterentwicklung des Südens. Während die modernisierungstheoretisch aus-

<sup>3</sup> Im Rahmen des International Comparison Program von 2011 wurden die Kaufkraftparitäten 2014 neu berechnet, wodurch der Vorsprung der Schwellen- und Entwicklungsländer noch größer wurde als in älteren Statistiken.



gerichteten Erklärungsmuster dem Süden die Übernahme westlicher Wirtschaftsmodelle empfahlen (Unterentwicklung also mit der Beibehaltung traditioneller Institutionen erklärten), hielten Dependenztheorien eigenständige Entwicklungswege in einem durch den Westen dominierten weltwirtschaftlichen Milieu für unmöglich.

Heute erleben wir, dass ausgerechnet jene Wirtschaftsmächte florieren, denen bis heute grobe Verstöße gegen so ziemlich alle marktwirtschaftlichen Grundprinzipien des Westens bescheinigt werden. Douglass C. North, einer der Väter der marktwirtschaftlich ausgerichteten ‚Neuen Institutionenökonomik‘, stellt mit Erstaunen fest, dass China keine jener institutionellen Voraussetzungen erfüllt, die seiner Ansicht nach konstitutiv sind für kapitalistische Dynamik: Es fehlten klar definierte Eigentumsrechte, die nach den Reformen 1978 überall entstandenen städtischen und dörflichen Unternehmen erfüllten nicht die Definition klassischer Unternehmen und zudem sei China eine kommunistische Diktatur.<sup>4</sup> Insgesamt bleibt festzuhalten, dass viele der aufstrebenden Schwellenländer inzwischen nicht nur auf eigenen Füßen stehen, sondern dabei auch ganz eigenen Mustern kapitalistischer Entwicklung folgen, die ihre jeweiligen historisch gewachsenen Institutionen integrieren. Der weltweite Siegeszug des Kapitalismus geht nicht einher mit einer Übernahme der Institutionen der europäischen ‚Moderne‘ durch den Süden.<sup>5</sup> Der Aufstieg gelingt in einem Milieu forcierter wirtschaftlicher Internationalisierung, die von vielen Ländern des Südens genutzt werden konnte. Dies, obwohl die Internationalisierung bis noch vor kurzer Zeit nach Regeln verlief, die allein von den altkapitalistischen Ländern, vor allem den USA, festgelegt wurden. „Viele der Institutionen und Grundsätze, die derzeit die internationale Governance prägen, wurden für eine Welt konzipiert, die ganz anders war als die heutige“, kritisieren die Vereinten Nationen (UNDP 2013, 9). Weder die ‚vormodernen‘ Institutionen des Südens noch die westliche Dominanz des Weltmarkts haben den Aufstieg des Südens verhindert.

Diese Dominanz wird aber seit 2008 ernsthaft in Frage gestellt. Während sich die äußere Struktur der globalen Institutionen und Organisationen darstellt wie vor 70 Jahren, funktionieren diese nur noch eingeschränkt. Den Schwellen- und Entwicklungsländern gelingt es, die Vorhaben der immer noch westlich dominierten globalen Agenda zu blockieren bzw. die Spielregeln dort zu modifizieren, wo die Interessen der großen Akteure des Südens auf dem Spiel stehen. Die Folge ist eine Krise des Multilateralismus, wie vor allem das Scheitern der Doha-Runde der Welthandelsorganisation (WTO) deutlich macht (Wahl 2014, 9). Aber während die absolute Hegemonie des Westens gebrochen ist, zeichnen sich keine Konturen einer neuen, möglicherweise ge-

---

<sup>4</sup> The chinese menu (for Development), in: Wall Street Journal 07.04.2005, <http://online.wsj.com/news/articles/SB111283514152300351>

<sup>5</sup> Zum Zusammenhang zwischen Kapitalismus und westlichen Institutionen siehe: Jörg Goldberg, *Der Aufstieg des Südens. Die Neuerfindung des Kapitalismus aus Tradition und Weltmarkt*, Köln, im Erscheinen

rechteren Weltwirtschaftsordnung ab. Die Hoffnung der UN, dass „eine stärkere Beteiligung des Südens, der umfangreiche finanzielle, technologische und personelle Ressourcen sowie wertvolle Lösungen kritischer weltweiter Probleme beisteuern kann, ...alle zwischenstaatlichen Prozesse mit neuem Leben erfüllen (könnte)“ (UNDP 2013, 9), hat sich bislang nicht erfüllt. Die großen neuen Wirtschaftsmächte, argumentiert Andreas Nölke, hätten teilweise „von den bestehenden Institutionen der Weltwirtschaft erheblich profitiert“, bzw. konnten sich jene Elemente herausuchen, die für sie nützlich waren, während sie sich jenen Regeln entzogen, die ihren Spielraum beschränkten. Daher gab es bisher nie ernsthafte Versuche, die Funktionsweise der globalen Ordnung grundlegend zu verändern, im Sinne jener Forderungen nach einer gerechteren „Neuen Weltwirtschaftsordnung“ (NWWO), die die Gemeinschaft der südlichen Länder in den 1970er Jahre aufgestellt hatte, wegen ihrer Schwäche bzw. der Stärke des Westens aber nicht durchsetzen konnte.<sup>6</sup> Diese Asymmetrie in den internationalen Kräfteverhältnissen ist heute nicht mehr gegeben, die großen Länder des Südens sind selbst zu mächtigen globalen ‚playern‘ geworden. Nölke: „Vor diesem Hintergrund ist es umso erstaunlicher, dass die großen Schwellenländer, welche nun mit erheblich mehr Verhandlungsmacht ausgestattet sind, zwar wieder Forderungen nach einer neuen Weltwirtschaftsordnung artikulieren, jedoch praktisch auf pragmatische Kooperation in bestehenden Regulierungsinstitutionen (wie die G 8 bzw. G 20) hinarbeiten.“ (Nölke 2014, 418). Das ist in Wirklichkeit – wie auch Nölke sieht – nicht so erstaunlich: Die kapitalistischer Logik folgenden neuen Wirtschaftsmächte verfügen über ausreichende Ressourcen, um ihre Interessen international durchsetzen zu können bzw. über Spielräume, sich dem globalen Druck dort zu entziehen, wo sie ihn als hinderlich ansehen. Dies ist der Hintergrund für die Schwächung bzw. Blockierung multilateraler Regeln, wobei Nölke der Ansicht ist, dass auch in Zukunft „eine weitere Stärkung der globalen liberalen Institutionen (nicht zu erwarten ist), da eine solche Stärkung potenziell problematische Auswirkungen für Unternehmen in großen Schwellenländern haben können.“ (ebd., 428)

Die Veränderungen in der Architektur des Weltmarkts und von ‚global governance‘ sind bisher begrenzt bzw. punktuell geblieben. Die G7 der westlichen Länder wurde durch die G20 abgelöst, die die großen Schwellen- und Entwicklungsländer einbezieht. Diese Gruppe definiert sich selbst als „das führende Forum für unsere internationale wirtschaftliche Zusammenarbeit.“ (Adams/Luchsinger 2014, 1). Trotz neuer Mitglieder bleiben die Starken unter sich. Auf der sechsten Tagung der BRICS-Länder 2014 (genau 70 Jahre nach der Gründung des Bretton Woods System 1944) wurde die Errichtung einer Entwicklungsbank und eines Währungsfonds beschlossen, die das Gegenstück

---

<sup>6</sup> Die UN-Generalversammlung hatte 1974 eine „Erklärung über die Errichtung einer neuen Weltwirtschaftsordnung“ verabschiedet, mit den Eckpunkten Rohstoffpolitik, internationaler Handel, Industrialisierung, Schuldentlastung, Erneuerung des Weltwährungssystems und Entwicklungshilfe.

zu den reformunfähigen, US-dominierten Einrichtungen Weltbank und Internationaler Währungsfonds bilden sollen – zunächst mit bescheidener Finanzausstattung. Möglicherweise bedeutsamer ist der Beschluss von 21 asiatischen Ländern, eine „Asiatische Infrastruktur-Investment Bank“ (AIIB) als Gegengewicht zur von den USA und Japan dominierten Asiatischen Entwicklungsbank (ADB) zu gründen. Denn hier sind, neben China und Indien, auch andere Länder von „Developing Asia“ wie Pakistan, die Philippinen und Vietnam beteiligt, nicht aber Länder des westlichen Machtblocks wie Australien. Die USA hatten versucht, das von China vorangetriebene Vorhaben zu blockieren – zeigt es doch, dass der Versuch der USA, Konflikte zwischen China einerseits und Indien, Vietnam und anderen Nachbarländern Chinas andererseits auszunutzen, nur begrenzt erfolgreich ist. Ob die Versuche des Südens, ein Gegengewicht gegen die vom Westen beherrschten Internationalen Finanzierungsinstitutionen wie IWF und Weltbank zu bilden, „die Geburtsstunde einer autonomen politischen Formierung des globalen Südens gegen den globalen Norden“ ist, wie Elmar Altvater hofft, bleibt abzuwarten (4). Derzeit sieht es jedenfalls nicht so aus, als ob der Aufbau alternativer globaler Regelungssysteme eine Priorität der großen Länder des Südens ist. Denn auch wenn das bestehende globale Regelungssystem die Muttermale des Westens trägt, so können die großen Länder des Südens damit bis jetzt ganz gut leben, weil sie westliche Auflagen – wenn nötig – umgehen können. Daher, so meint Nölke, bestünde seitens der großen Länder des Südens kein wirkliches Interesse an neuen global gültigen Regeln.

### **Neue Partnerschaft oder neue Konflikte?**

Dies ist eine pessimistische Sichtweise, da sie in der Konsequenz auf den Abbau globaler Regeln hinausläuft, auf „ein neues Zeitalter der Großmächtekonkurrenz“, auf „Renationalisierungstendenzen und ... neue Nationalismen mit zunehmendem Protektionismus, Balkanisierung und Xenophobie“ (Adams/Luchsinger 2014, 1). Dies wäre mittelfristig eine katastrophische Perspektive. Die aktuellen Krisen in Ökonomie, Ökologie und Politik zeigen, dass viele Probleme nur noch im Rahmen globaler Vereinbarungen geregelt werden können, die so transparent und partizipativ zustande kommen, dass sie von allen Akteuren akzeptiert werden können. Auch wenn derzeit einiges für Nölkes pessimistische Variante, die Blockade multilateraler Regelungen, spricht, so beruht seine Annahme auf der einfachen Fortschreibung bisheriger Entwicklungen.

Dies ignoriert die Tatsache, dass die Wirtschaftsmächte des Südens, in dem Maße, wie sie (als Regierungen und als transnationale Unternehmen) zu eigenständigen globalen Akteuren werden, ihrerseits in verstärkte wirtschaftliche Abhängigkeit von globalen Entwicklungen geraten. Eine international handelbare chinesische Währung, global tätige indische Banken, global agierende brasilianische Unternehmen können sich nicht darauf beschränken, aus der bestehenden internationalen Wirtschaftsordnung die ‚Rosinen‘ zu picken und sich dort, wo sie keine Vorteile sehen, den oft noch freiwilligen Regeln zu

entziehen. Auch Konzerne des Südens, die Auslandsinvestitionen tätigen, die technologische Innovationen generieren, die in GVC nicht mehr nur untergeordnete Funktionen ausüben, werden gezwungen sein, sich aktiv um die Gestaltung globaler Regeln zu kümmern.

In dem Maße, wie sich Länder des Südens aktiv in die Weltwirtschaft integrieren und anfangen, diese zu beeinflussen, werden sie auch eigene Vorstellungen zur Gestaltung der globalen Ordnung entwickeln und umsetzen müssen. Keine der neuen Wirtschaftsmächte ist stark genug, um ihre Vorstellungen der Welt – nach dem Muster der USA – aufzwingen zu können. Eine neue Hegemonialmacht ist nicht in Sicht, auch China kann diese Rolle nicht spielen.<sup>7</sup> Dazu müssen neue Bündnisse und Koalitionen eingegangen werden. Dies eröffnet auch kleineren Ländern des Südens gewisse Möglichkeiten, da sie ggf. als Bündnispartner eine Rolle spielen könnten, die über ihr jeweiliges wirtschaftliches Gewicht hinausgeht. Ob diese erneuerte, die bisherige Hegemonialmacht USA auf ihren Platz verweisende globale Ordnung wirklich „eine neue Ära der Partnerschaft“ (UNDP 2013, Vorwort) im Rahmen einer besseren globalen Ordnung einleiten wird, ist derzeit eher unwahrscheinlich. Vieles spricht für das Gegenteil, eine neue Ära globaler Konflikte. Die USA und der Westen versuchen derzeit mit allen – auch militärischen – Mitteln, ihre Hegemonialposition zu verteidigen, „wie die aktuelle Vorwärtsverteidigung der absteigenden Hegemonialmacht mit ihren multiplen Interventions- und Kriegsschauplätzen deutlich vor Augen führt.“ (Komlosy 2013, 6/7) Die USA versuchen, ihre ungebrochene militärische Überlegenheit zu nutzen, um den Verlust wirtschaftlichen Einflusses zu kompensieren (Grätz 2013, 30). Handelspolitik und militärisches Drohpotential werden verknüpft, der Aufbau einer „ökonomischen Nato“ (H. Clinton, zit. bei Schmid 2014, 17/18) steht auf der Tagesordnung. Dass diese Entwicklung ohne größere militärische Konflikte ablaufen wird, wie Andrea Komlosy hofft, ist eine optimistische Annahme. Dies ist umso unwahrscheinlicher, wie bei globalen Interessenkonflikten von den Akteuren auf nationale, ethnische und religiöse Identitäten zurückgegriffen wird. Obwohl die Ursachen der Konflikte in der Regel ökonomischer und sozialer Natur sind, so beinhaltet ihre Verknüpfung mit national, ethnisch und religiös gefärbten Motiven immer eine Tendenz zur Verselbständigung: Wirtschaftliche, politische und soziale Konflikte können zumindest zeitweise durch Kompromisse befriedet werden, nicht aber ethnisch-religiös gefärbte. Die Mobilisierung nationaler und religiöser Vorurteile zur Durchsetzung von Interessen erschwert die Konfliktregulierung. Unter solchen Bedingungen wird es schwer, Konflikte unter Verweis auf gegenseitige ökonomisch-ökologische Abhängigkeiten zu begrenzen bzw. Kompromisse zu finden: Wenn es angeblich um grundlegende ‚Werte‘ geht – dieses Muster ist bei der Agitation für

---

<sup>7</sup> Komlosy dagegen meint, dass China dazu in der Lage wäre, u.a. „weil die frühere imperiale bzw. hegemoniale Position in der Struktur der Gesellschaft und der Mentalität der Bevölkerung nachwirkt und in der Situation eines hegemonialen Wandels im Weltsystem neu belebt werden kann.“ (2013, 5)

‚humanitäre‘ Interventionen auch hierzulande bekannt – dürfen wirtschaftliche oder politische Rücksichten keine Rolle spielen. Das Bedürfnis, sich seiner Identität durch Abgrenzung gegen andere zu versichern, wächst in dem Maße, wie die Gruppen sich näher rücken (müssen). Das gilt im Kampf für ‚Freiheit‘, ‚Demokratie‘ und ‚Marktwirtschaft‘ ebenso wie beim Schutz des ‚wahren Glaubens‘ oder bei der Verteidigung der ‚richtigen‘ Lebensweise.

## Literatur

- Abelshauser, Werner (2007): Deutsche Wirtschaftsgeschichte – Von 1945 bis zur Gegenwart, Bonn
- Adams, Barbara/Luchsinger, Gretchen (2014): Den Multilateralismus neu einfordern, in: Informationsbrief Weltwirtschaft & Entwicklung, W&E-Hintergrund, Juni
- Altvater, Elmar (2014): BRICS-Konkurrenz für IWF und Weltbank, in: Informationsbrief Weltwirtschaft & Entwicklung, W&E-Hintergrund, August
- El-Zaim, Issam (1986): Die Verschuldung der Dritten Welt: Überblick und aktuelle Tendenzen, in: IMSF/ASK (Hrsg.), Die Dritte Welt in der Schuldenkrise – Rolle der Bundesrepublik – Diskussion um Alternativen, Frankfurt/M., S. 37-59
- Goldberg, Jörg/Leisewitz, André/Reusch, Jürgen (2014): Was bringt die Große Koalition? In: Z 97, März 2014, S. 148-165
- Grätz, Jonas (2013): The De-Westernisation of Globalisation, in: Centre for Security Studies, ETH Zürich, Strategic Trends 2013. Key Developments in Global Affairs, S. 15-35
- Huffschmid, Jörg (2009): Nach der Krise: Das Ende des Finanzmarktkapitalismus?, in: Z 78, Juni 2009, S. 37-51
- Komlosy, Andrea (2013): Hegemonialer Wandel im Weltsystem: der Aufstieg Chinas, GIGA Focus 04/2013, Hamburg
- Maddison, Angus (2006): The World Economy: Volume 1: A Millennial Perspective, 2001; Volume II: Historical Statistics, 2003; Reprint OECD, Paris
- Nölke, Andreas (2014): Brasilien, Indien, China und die Institutionen der globalen Wirtschaftsregulierung, in: Nölke, Andreas/May, Christian/Claar, Simone (Hrsg.), Die großen Schwellenländer. Ursachen und Folgen ihres Aufstiegs in der Weltwirtschaft, Wiesbaden, S. 413-431
- Schmid, Fred (2014): TTIP und TPP – der Handelsimperialismus der G 7, in: Wirtschafts-Nato TTIP Stop! Der globale Wettbewerb würde noch verheerender, ISW-Report Nr. 97, München, S. 16-25
- UNCTAD (2014): World Investment Report 2014. Investing in the SDGs: An Action Plan, Geneva
- UNDP (2013): Bericht über die menschliche Entwicklung 2013. Der Aufstieg des Südens: Menschlicher Fortschritt in einer ungleichen Welt, Berlin
- Wahl, Peter (2014): Der kranke Mann des Multilateralismus, in: Z 98, August 2014, S. 8-17
- WTO (2014): Annual Report. Trade and Development: Recent Trends and the Role of the WTO, Geneva

*Heinz Petrak*

## **SMK-Theorie und gegenwärtige Weltwirtschaftskrise<sup>1</sup>**

Die Analysen in den kommunistischen Parteien bzw. in den sozialistischen Ländern waren stark von der Erwartung des baldigen Endes des Kapitalismus getragen. Interesse an Gesellschaftswissenschaft entsteht bei Politikern immer dann, wenn sie nicht mehr weiter wissen. In den 1960er Jahren war die Nachkriegskonzeption beider deutscher Staaten gescheitert – beide konnten sich nicht auf das ganze Deutschland ausdehnen, und die Mauer dokumentierte, dass das längere Zeit so sein werde. In der BRD formulierte Egon Bahr das Konzept „Wandel durch Annäherung“, in der DDR wurde die Stamokap-Theorie entwickelt, aus der Erkenntnis heraus, dass der Kapitalismus noch lange Zeit existieren werde. Für die Theorieentwicklung in der DDR war charakteristisch, dass die Arbeit am Projekt Stamokap und die am Projekt „Neues ökonomisches System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft“ gleichzeitig geleistet wurden, d.h. die Konzepte für das Verständnis der neuen Phase des Kapitalismus und die für die Gestaltung des Sozialismus wurden parallel und zeitgleich entwickelt. Hinzu kam die Auseinandersetzung mit China, in deren Zentrum die Frage Krieg-Frieden stand, ob ein mit Atomwaffen geführter Weltkrieg zwischen den beiden Systemen unvermeidlich war oder nicht. Die damalige Position Mao Zedongs war, dass die künftige sozialistische Welt auf den Trümmern eines durch den Imperialismus ausgelösten Atomkrieges (so die damalige chinesische Formulierung) errichtet werden müsse. Insofern implizierte die Frage nach dem Stamokap immer auch die nach der Friedensfähigkeit des Kapitalismus. Zugleich gab es einen internationalen Zusammenhang der Debatte zur Kapitalismus-Theorie, bei dem für die DDR die Sowjetunion und die Debatten unter den Linken Frankreichs eine besondere Rolle spielten. Hinzu kamen die Diskussionsstränge in Deutschland, aus Sicht der SED mit den westdeutschen Kommunisten einerseits und Teilen der SPD (Jusos) andererseits. Die SPD-Führung wiederum hatte die Stamokap-Debatte als kommunistische Zumutung identifiziert und ahndete Beteiligung innerhalb der Partei mit Parteistrafen und Ausschlussverfahren.

---

<sup>1</sup> Die folgenden Überlegungen stellte Heinz Petrak bei einer Tagung des „Gesprächskreises Frieden und Sicherheitspolitik“ der Rosa-Luxemburg-Stiftung am 31. Mai 2012 zur Diskussion. Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine vom Verfasser autorisierte Zusammenfassung seines Vortrags durch Erhard Crome, dem wir für die Abdruckerlaubnis danken. Heinz Petrak, der im September d. J. verstorben ist, arbeitete am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Er gehörte zum Kreis jener Wissenschaftler in der DDR, die seit den 1960er Jahren die Theorie des „Staatsmonopolistischen Kapitalismus“ entwickelt hatten. Petrak war u.a. Koautor von „Imperialismus heute“ (1965), „Die USA und Westeuropa“ (1968, zus. mit A. V. Kirsanov), „Der Imperialismus der BRD“ (1971); „Proletariat in der BRD“ (1974), „Staatsmonopolistischer Kapitalismus und Opportunismus“ (1979).

## I.

Einer der inhaltlichen Diskussionspunkte damals war, ob der Stamokap nur Merkmal des Imperialismus (im Leninschen Sinne als „höchstes Stadium“ des Kapitalismus) war, oder eine „neue Phase“ in der Entwicklung des Kapitalismus. Da jedoch die These von der „allgemeinen Krise des Kapitalismus“ nicht aufgegeben wurde, war der Blick für das richtige Verstehen der fortbestehenden Entwicklungspotentiale des Kapitalismus verbaut. Die damalige Position des Autors und anderer war: Wenn das veränderte Wechselverhältnis zwischen Staat und Monopolen alle vier Momente des kapitalistischen Reproduktionsprozesses (Produktion, Distribution, Austausch und Konsumtion) erfasst und prägt, haben wir es mit einer neuen Phase des Kapitalismus zu tun. Dabei ist der Staatsanteil am Nationaleinkommen deutlich gestiegen; er betrug zu Friedrich Engels' Zeiten in den entwickelten kapitalistischen Ländern etwa 10 Prozent, heute etwa 50 Prozent (wenngleich in Produktion und Distribution unterschiedlich). Diese Relation hat sich mit dem Übergang zum Neoliberalismus qualitativ nicht verändert, vielleicht um zwei bis drei Prozent verringert.

Der Zusammenhang zwischen Stamokap und Friedensfähigkeit des Kapitalismus bestand immer: Kriegskapitalismus (bei dem Waffenproduktion und Kriegsführung im Zentrum stehen) ist immer staatsmonopolistischer Kapitalismus, aber Stamokap nicht immer Kriegskapitalismus. Wenn wir heute die neuen Rüstungsprogramme Russlands sehen, ergeben sich drei Fragen: (1) Lläuft Russland wieder in die vom Westen aufgestellte Falle des Wettrüstens? (2) Handelt es sich dabei um ein Trägheitsmoment aus der Zeit des Kalten Krieges? Oder (3) sind dies neue zwischen-imperialistische Widersprüche? Der Kriegskapitalismus ist immer politisch herbeigeführt und kann daher politisch bekämpft werden. Schon Marx forderte den Kampf gegen den reaktionärsten Teil der Bourgeoisie – das ist heute das, was Juan Bosch den „Pentagonismus“ genannt hat.

Die Hauptbedrohungen der Menschheit heute sind:

1. Das Atomproblem – die nach wie vor vorhandenen strategischen Atomwaffen und die nicht geregelte Endlagerung der „friedlichen“ Nutzung des Atoms. Aber Frieden durch Abrüstung bleibt das zentrale Problem.
2. Die ökologische Frage – der Frieden des Menschen mit der Umwelt.
3. Arbeitslosigkeit und Armut in der Welt (Unterbeschäftigung, Hunger, Kindersterblichkeit – Arbeit für alle ist die zentrale Frage). Das ist mit der Friedensfrage verbunden: die derzeitigen Staatsschulden der USA bzw. der BRD entsprechen in etwa den kumulierten Rüstungsausgaben seit 1945.

## II.

Das Wesen der derzeitigen Weltwirtschaftskrise ist die Krise des extensiven Reproduktionstyps: die Ausdehnung des Menschen und die Ausdehnung des kapitalistischen Reproduktionstyps über den gesamten Erdball begannen vor etwa 500 Jahren. Dieser Prozess kommt jetzt zu einem Ende. Die Lösung be-

steht im Übergang zu einem intensiv erweiterten Reproduktionstyp bei Reduzierung des Wachstums bzw. dann der Weltbevölkerung. Aber auch dieser Übergang ist nicht notwendig identisch mit einem Ende der kapitalistischen Produktionsweise. Er vollzieht sich in Form vieler verschiedener Krisen. Der Übergang wird mehrere Generationen dauern und sicherlich das 21. Jahrhundert prägen. Die derzeitige Krise bestätigt die Annahmen der Stamokap-Theorie: die Krisenbearbeitung erfolgte durch den Staat (ohne ihn geht es nicht), und sie erfolgte im Interesse der großen Monopole bzw. Oligopole. Die Herrschenden wissen aber im Grunde nicht, was sie tun, weil sie nicht verstanden haben, dass es – zumindest in den Ländern Westeuropas und Nordamerikas – um den Übergang zu einem intensiv erweiterten Reproduktionstyp geht.

Eine Kernfrage in der Krisenbearbeitung müsste sein, die Kosten für die erste und die dritte Lebensphase zu vergesellschaften. Das geht nicht mehr ohne Staat und ist nicht über den individuellen Lohn zu regeln. In Dänemark wurde das verstanden; dort erhalten Studenten für ihren Lebensunterhalt Geld vom Staat dafür, dass sie studieren – das ist aber noch Nachwirkung des jahrzehntelang vorherrschenden sozialdemokratischen Gesellschaftsmodells. In Deutschland dagegen wird immer noch über die Einführung von Studiengebühren diskutiert, obwohl Wissen die einzige wirkliche Ressource ist, über die dieses Land verfügt, und die Zahl der Hochschulabsolventen pro tausend Einwohner in Japan zum Beispiel deutlich höher liegt. Man weiß auch in Deutschland, dass es ohne Finanzierung der ersten Lebensphase keine zweite gibt – in der die Menschen produzieren, Familien gründen, Kinder aufziehen usw. Das Geld wird aber der dritten Phase weggenommen. Das wiederum ist nicht nur ein ethisches Problem, auch hier sind die Möglichkeiten extensiver Entnahme begrenzt, und es ist ein politisches Problem.

Ein weiteres zentrales Problem hängt mit der Arbeitswerttheorie zusammen. Neben dem absoluten und relativen Mehrwert gibt es im Grunde eine dritte Art Mehrwert, die mit dem Übergang von relativ einfacher zu komplizierter Arbeit verbunden ist. Das hat Marx en passant zwar auch schon behandelt, aber nicht ausgearbeitet. Ökonomisch geht es darum, dass je komplizierter eine Arbeit ist, sie desto mehr Wert pro Stunde schafft. Theoretisch gibt es keine Obergrenze für den Grad der Kompliziertheit der Arbeit. Die Kapitaleigner wissen das. Deshalb schaffen sie ein Überangebot an Hochqualifizierten, damit die Kapitaleseite von der Seite der Arbeit nicht erpressbar ist. Dieses „Überangebot“ etwa in Spanien ist also kein Defekt, sondern eine Folge der derzeitigen Entwicklung im Stamokap. Nordafrika hat aber gezeigt, dass dieses Potential nicht immer beherrschbar bleibt.

Was das Finanzsystem betrifft, wird derzeit oft so getan, als sei die kapitalistische Wirtschaft Opfer der Finanzindustrie. Das ist nicht so. Die Mittel, mit denen da spekuliert wird, kommen ursprünglich aus der „Realwirtschaft“. In der Zeit des Stamokap und des Neoliberalismus ist die Relation entstanden, dass 600 Billionen US-Dollar Finanztiteln 60 Billionen US-Dollar Realwirtschaft weltweit im Jahr gegenüberstehen. Diese Diskrepanz ist nicht durch Aus-



buchen zu lösen. Deshalb bedeutet im Stamokap Krisenbearbeitung, die Ausschläge flacher zu halten: nicht so tiefe Krisen und nicht so hohe Aufstiege.

### III.

Die Linke hat seit zwanzig Jahren eine Aversion gegen theoretische Arbeit. Mit der Wahrnehmung, mit dem realen Sozialismus habe die Theorie versagt, griff ein „Alles oder Nichts“ um sich: entweder dogmatische Fortführung der alten Annahmen des Marxismus-Leninismus oder völliges Verwerfen. Antworten gibt es aber nur, wenn die Linke zur theoretischen Arbeit zurückkehrt. Die Theorielosigkeit ist nicht nur eine der Ursachen der „Strömungen“ in der Linkspartei, sie ist ein weltweites Problem. Ohne neue theoretische Arbeit gibt es aber auch keinen politischen Neuanfang. So kommt die Linkspartei jetzt immer nur bis zum Linkskeynesianismus und bleibt dort hängen, weil viele meinen, bei Marx sei nichts mehr zu holen. Der Kern des Problems aber ist, dass Keynes den Kapitalismus erhalten und nicht seine Beseitigung denken wollte und in der Sphäre der Zirkulation verbleibt. Die derzeitige Krise aber zeigt, dass die Möglichkeiten der Regulierung durch die Finanzsphäre erschöpft sind. Der Staat muss seine regulierende Funktion erweitern, von der Zirkulation in die Produktion vorstoßen. Dem stehen aber die derzeitigen Dogmen der Wirtschaftswissenschaft entgegen. So lange dieser Konflikt anhält, hält aber auch die Krise an.

Im Weltsystem hat dieser Prozess inzwischen begonnen. Ein Weg ist „Rationierung“; das begann mit Fischfangquoten, geht weiter mit dem Zugang zu Tiefseeböden – die Staaten bestimmen, wer was bekommt, und die Firmen müssen sich daran halten. Der Trassenbau in Deutschland mit der „Energie-wende“ ist etwas ähnliches: Der Staat agiert als Gesamtkapitalist, ist wesentlicher Teil der kapitalistischen Reproduktion. Auch deshalb ist es für die Linke wichtig, in den Parlamenten zu sein und an den Entscheidungen beteiligt zu sein, sie zu beeinflussen.

„Was ist Sozialismus?“ Diese Frage steht mit Blick auf die hier umrissene historische Dimension nicht, sondern: Was für ein Kapitalismus? Wir dürfen uns das im 21. Jahrhundert nicht als einen systemischen Bruch vorstellen, nicht als Systemwechsel, sondern als einen schrittweisen Prozess. Wer ist heute der Hauptgegner? Der „Pentagonismus“; von den USA geht die Hauptgefahr aus, dort herrscht der Militärisch-Industrielle Komplex. Es gibt ihn in vielen Ländern, aber herrschen tut er nur in den USA. Deshalb ist eine „Regionalisierung“ des Kapitalismus – in Asien, durch Zusammenarbeit Deutschlands mit Russland, in Gestalt der EU – ein Gegenmoment. Im Sinne dieser Regionalisierung brauchen die USA wiederum Lateinamerika, dringender als früher, stoßen dort aber auf starke Gegenkräfte. Wenn die drei wichtigsten Aufgaben sind: Ökologisch leben, sinnvolle Arbeit für alle und Frieden, dann ist das Friedensproblem das drängendste. Und gerade hier liegt die aus den USA kommende Hauptgefahr. Bei aller Verflechtung zwischen den USA und der EU, die USA haben kein Interesse an einem starken „Euro-Staat“, der die EU

werden sollte, weil er Konkurrent ist. Am stärksten fürchten die USA – wie Brzezinski geschrieben hat – den Zusammenschluss der eurasischen Staaten.

Hier ist noch einmal auf die Friedensfähigkeit zu kommen. Der deutsche Imperialismus ist ein Beispiel für den Übergang von einem extensiven zu einem intensiven Reproduktionstyp. Im 20. Jahrhundert hatte der deutsche Imperialismus in zwei Weltkriegen den Ansatz, durch Eroberung des Raumes stärker zu werden. Seit 1945 ist er im Raum so klein wie nie zuvor, die wirtschaftliche Leistung aber war noch nie so groß. Die USA haben nach 1945 den raschen wirtschaftlichen Aufschwung der BRD und Japans gefördert, weil sie „Damm gegen den Kommunismus“ sein sollten. Das Heranzüchten von Konkurrenten war ihnen dabei egal. Jetzt sind sie aber da. Beide zeigen, dass der extensive Reproduktionstyp Ursache von Kriegen ist, während die Friedensfähigkeit auf der intensiven Reproduktion beruht. Der Kapitalismus will dafür die komplizierte Arbeit nutzen, deren Voraussetzungen aber nicht bezahlen. Insofern leben wir in mehrerer Hinsicht in einer Übergangszeit, in der beides noch nebeneinander besteht und das Ringen um den weiteren Weg in Konflikten ausgetragen wird.

Informativ, knapp und klar:



**Ossietzky**

Die Schaubühne seit 1905  
Die Weltbühne seit 1918  
Ossietzky seit 1998

»Der Krieg ist ein besseres Geschäft als der Friede. Ich habe noch niemanden gekannt, der sich zur Stillung seiner Geldgier auf Erhaltung und Förderung des Friedens geworfen hätte. Die beutegierige Canaille hat von eh und je auf Krieg spekuliert.«

*Carl von Ossietzky in der Weltbühne vom 8. Dezember 1931*

**Ossietzky** erscheint alle zwei Wochen in Berlin – jedes Heft voller Widerspruch gegen angstmachende Propaganda, gegen Sprachregelung, gegen das Plattmachen der öffentlichen Meinung durch die Medienkonzerne, gegen feigen Selbstbetrug.

**Ossietzky** unter Mitarbeit von Daniela Dahn und Rainer Butenschön. Herausgegeben von Rolf Gössner, Ulla Jelpke, Arno Klönne, Otto Köhler und Eckart Spoo

**Ossietzky** – die Zeitschrift, die mit Ernst und Witz das Konsensgeschwafel der Berliner Republik stört.

---

**Ossietzky Verlag GmbH** • [ossietzky@interdruck.net](mailto:ossietzky@interdruck.net)  
Siedendolsleben 3 • 29413 Dähre • [www.ossietzky.net](http://www.ossietzky.net)

## Piketty: Verteilungsgeschichte des 20. Jahrhunderts

### Verpackung und Kern

Die schnelle und große Publizität von Thomas Pikettys Buch „Le Capital au XXI<sup>e</sup> siècle“ (2013), englisch: „Capital in the Twenty-First Century“ (2014), deutsch „Das Kapital im 21. Jahrhundert“<sup>1</sup>, ist für einige Zeit geeignet, Anspruch und Leistung dieses Werks eher zu verdecken. Es wurde und wird bisher vor allem als politisches Ereignis behandelt. Paul Krugman, assistiert von Joseph Stiglitz, präsentierte es als das wichtigste Buch des Jahrzehnts, und vor dem Hintergrund ihres Wirkens für eine keynesianische Wirtschaftspolitik kann das auch als eine Art Propaganda in eigener Sache verstanden werden. Piketty selbst ist offenbar damit einverstanden: in zahlreichen Interviews stellte er dar, dass die Ungleichheit zunehme, und forderte, diese Tendenz durch steile Progression bei der Einkommen-, Vermögens- und Erbschaftsteuer umzukehren. (In einigen Ländern verbunden damit, dass eine Vermögensteuer überhaupt – wieder – eingeführt wird.) Dass diese Diagnose und Therapie sich noch vor seinem eigenen Hervortreten auch woanders fand – in Deutschland z.B. bei Sahra Wagenknecht, in den Vorschlägen der Abteilung Wirtschaftspolitik von ver.di sowie der Memorandumgruppe „Alternative Wirtschaftspolitik“ und in der Bewegung „Umfairteilen“ –, hätte sogar geeignet sein können, die Neugier auf das Buch da und dort herabzustimmen: nichts Neues. Ebenfalls nicht überraschend war die sofortige Aburteilung durch marktliberale Ökonomen. Hierher gehört auch der schnelle, schließlich aber nicht durchdringende Versuch der „Financial Times“, Piketty fehlerhaften Umgang mit Zahlen vorzuhalten.<sup>2</sup> Den umgekehrten Reflex zeigten da und dort Marxisten, die im Tagesgeschäft sich längst auf keynesianische Rezepte verwiesen sehen: sie finden es nützlich, sich auf Piketty stützen zu dürfen. Verwunderlich ist da eher die Kritik durch Peter Bofinger, Heiner Flassbeck, Ulrike Herrmann und Friekerike Spiecker: allesamt Keynesianer(innen), werfen sie dem Verfasser von „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ wissenschaftliche Unzulänglichkeit vor. Bofinger behauptet, das von Piketty vorgelegte Zahlenmaterial widerlege dessen eigene Behauptung, dass die Rendite im 20. Jahrhundert geringer gewesen sei als das Wachstum.<sup>3</sup> Hier könnte man auf den Gedanken verfallen, der Kri-

---

<sup>1</sup> Thomas Piketty, Das Kapital im 21. Jahrhundert. Aus dem Französischen von Ilse Utz und Stefan Lorenzer. München: C.H.Beck 2014, 816 Seiten mit 97 Grafiken und 18 Tabellen. 29,95 Euro. In der deutschen Übersetzung fehlt leider ein Sachregister, das in der englischen mit dem Personenregister kombiniert ist.

<sup>2</sup> <http://www.ft.com/cms/s/2/e1f343ca-e281-11e3-89fd-00144feabdc0.html#axzz33AcW6VWd>; siehe auch: <http://www.theguardian.com/business/2014/may/26/thomas-piketty-financial-times-dishonest-criticism-economics-book-inequality> [Zugriff: 15. 10. 2014].

<sup>3</sup> <http://www.spiegel.de/spiegel/vorab/bofinger-wirft-piketty-schwere-fehler-vor-a-972643.html>

tiker habe das Buch nicht gründlich gelesen. Bofinger übersieht, dass Piketty die Entwicklung der Rendite und auch das Verhältnis von Kapitalbestand zu Einkommen als Kurven, bei welchen der Endpunkt etwas niedriger liegt als der Anfang, darstellt – doch was passierte dazwischen? Das aber ist der Clou der Argumentation. Ulrike Herrmann urteilte in der „taz“ wegwerfend: „Als Theoretiker kann man Piketty abhaken, trotzdem ist der Hype tröstlich. Offenbar ist die Mehrheit nicht mehr bereit, die Selbstbereicherung der Eliten zu tolerieren.“<sup>4</sup> Immerhin ist sie nicht bereit, der politischen Nützlichkeit ein (aus ihrer Sicht) theoretisches *sacrificium intellectus* zu bringen. Ihre Beobachtung, dass die Ursachen kapitalistischer Akkumulation bei Piketty nicht untersucht werden, ist zutreffend. Erstaunlich ist aber, dass sie ihm als positives Gegenbeispiel John Maynard Keynes, der das gleiche Manko hat, gegenüberstellt.

Heiner Flassbeck und Friederike Spiecker gaben bekannt, Pikettys Buch erst gar nicht lesen zu wollen, da seine wirtschaftstheoretische Basis ungenügend sei.<sup>5</sup> Wenn er behauptete, schwaches Wachstum erhöhe den Quotienten aus Kapital und Einkommen, versäume er zu fragen, ob es nicht auch umgekehrt sein könne: dass also ein Überhang an nicht investiertem Kapital das Wachstum beeinträchtigt. Dem ist zuzustimmen. Mit dem von ihnen erhobenen Vorwurf aber, Piketty sei ein Anhänger der Theorie, die eine beliebige Ersetzbarkeit von Arbeit durch Kapital und umgekehrt behauptet, werden sie Opfer ihrer genügsamen Lektüre, die sich eben auf den einen von ihnen herangezogenen Aufsatz beschränkt. Im Buch liest man es anders, zwar nicht in seinem theoretischen, aber in seinem – tatsächlich wichtigeren – historischen Teil. Hier entsteht immer wieder eine aufklärende Reibung zwischen von ihm geteilten neoklassischen Annahmen und seinen Daten, zum Beispiel wenn er feststellt, die Supergehälter von Managern in Nordamerika und Europa könnten doch wohl nicht mit der Grenzproduktivität ihrer Arbeit erklärt werden – angesichts des nunmehr schon seit vielen Jahren geringen Wachstums der Volkswirtschaften in diesen Regionen.

Daran, dass Piketty an einem Anspruch gemessen wird, auf dessen Einlösung sein Werk mit seinen empirischen Erhebungen – zugänglich nicht nur im umfangreichen Buch, sondern in sehr reichhaltigen Zusammenstellungen im Internet<sup>6</sup> – gar nicht angelegt wurde, ist er keineswegs unbeteiligt. Der Titel – „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ – erinnert nicht zufällig an Marx' Hauptwerk. Über dieses sagte Piketty in einem Interview: „Das ‚Kapital‘ von Karl Marx ist ein dunkles Werk. Es ist sehr schwer zu verstehen. Marx hat interessante Frühwerke geschrieben. In Bezug auf die Entwicklung des Kapitalismus lag er aber

[Zugriff: 15. 10. 2014].

<sup>4</sup> <http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=me&dig=2014%2F06%2F03%2Fa0089&cHash=5203bd5077da87f203bb1afb9d25a973> [Zugriff: 15. 10. 2014].

<sup>5</sup> <http://www.flassbeck-economics.de/thomas-piketty-und-die-kapital-einkommens-relation-much-ado-about-nothing/> [Zugriff: 15. 10. 2014].

<sup>6</sup> <http://piketty.pse.ens.fr/fr/capital21c>

schlichtweg falsch. Ihm fehlte eine solide Datenbasis.<sup>7</sup> Das Thema, das Marx dem ersten Band seiner Untersuchung gesetzt hat: „Der Produktionsprozess des Kapitals“, liegt jenseits von Pikettys Interesse. Er fragt nicht, wie Kapital entsteht, sondern wie es verteilt wird, wie sich seine Erträge zu anderen Einkommen verhalten und wie es sich vermehrt. Für Letzteres reicht ihm die Grenznutzentheorie weitgehend aus. Kapital ist für ihn identisch mit Vermögen, das seinerseits aus allem auf Märkten handelbarem Eigentum in privater, aber auch öffentlicher Hand besteht. Das Material, welches Piketty Marx voraus hat, ist die „World Top Incomes Database“. Sie sammelt die Ergebnisse aller Steuererhebungen seit dem 18. Jahrhundert, die die Vermögenswerte der Reichen erfasst haben. Piketty betont selbst, dass diese Quellen uneinheitlich sind. Je mehr er sich um Vollständigkeit bemüht, umso größer werden die Lücken, auf die er stößt und die er benennt. Für das 19. Jahrhundert ist das Material noch am besten für Frankreich, nicht weil Piketty Franzose ist, sondern wegen der gründlichen Datenerhebungen, die von der Revolution 1789ff. angestoßen wurden. Zu den sympathischen kulturellen Zügen des Buchs gehört, dass der offenbar auch belletristisch belesene Piketty neben den Zahlen zusätzlich große Romanliteratur – vor allem Jane Austen und Balzac – für Belege heranzieht. Als dürftig schätzt er die Datenbasis für Deutschland im 19. Jahrhundert ein: Der Föderalismus verhinderte lange Zeit eine zentralstaatliche Steuerverwaltung. Aber auch für die anderen Länder gilt: Wirklich valides Material (in den von Piketty gezeigten Grenzen) gibt es erst für das 20. Jahrhundert. Für das 21. Jahrhundert, das dem Buch immerhin einen Teil seines Titels gibt, kann Piketty nur mit Fortschreibungen seiner Statistiken der Vergangenheit arbeiten. Damit weist seine Analyse unweigerlich verschiedenartige Schärfengrade auf: Für das 18. und 19. Jahrhundert ist der Autor trotz des enormen Sammlerfleißes immer wieder auf Konjekturen angewiesen, im 20. Jahrhundert kann er sich auf inzwischen hervorragendes Material stützen, wobei dieses nach Durchsetzung der Digitalisierung zwischenzeitlich wieder etwas dünner wurde, da bisherige lange Reihen abgebrochen wurden. Für den vor uns liegenden Teil des 21. Jahrhunderts aber muss er es zwangsläufig bei Prognosen bewenden lassen. Piketty selbst stellt fest, dass die Geschichte die stabilste Grundlage seiner Arbeit sei. Für die von ihm formulierte Strenge des empirischen Anspruchs kann er deshalb letztlich nur ein historisches Werk vorlegen: für das 20. Jahrhundert.

## Zwischen Kuznets und Marx

In der Einleitung grenzt sich Piketty von zwei Theoretikern ab: der eine sei ein Apokalyptiker (Karl Marx), der andere ein Märchenerzähler (Simon Kuznets). Für Marx führe die Entwicklung des Kapitalismus zu immer mehr Ungleichheit, Kuznets sehe dagegen den Markt als den Ort, der Egalität schaffe. Beide Auffassungen konnten sich auf zeitgenössische scheinbare Evidenz stützen. Bis zum zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts nahm die Ungleichheit

<sup>7</sup> <http://www.fr-online.de/wirtschaft/interview-thomas-piketty--die-mittelklasse-schrumpft-weiter-,1472780,27372008.html> [Zugriff: 15. 10. 2014].

zu, in der Mitte des zwanzigsten wurde sie geringer. Piketty versucht beide Tendenzen in eine historische Gesamtentwicklung einzufügen.

## Gesetze und Befunde

Ein zentraler Zusammenhang für Piketty ist das Kapital-Einkommens-Verhältnis. (76) Das Vermögen ist eine Bestands-, das Einkommen – das sich aus Kapitalerträgen und Arbeitserträgen zusammensetzt – eine Fließgröße. Multipliziert man ihren Quotienten ( $\beta$ ) mit der Rendite ( $r$ ), ergebe sich der Anteil ( $\alpha$ ) der Kapitalerträge am Volkseinkommen, als Formel:  $\alpha = r \times \beta$ . Diese bezeichnet Piketty als das „erste grundlegende Gesetz des Kapitalismus“. (78-83) Der Anteil des Kapitaleinkommens am Volkseinkommen muss dann wachsen, wenn der Quotient  $\beta$  wächst. Entsteht Überakkumulation, müsste allerdings die Rendite fallen, so dass diese Tendenz wieder umgekehrt werde. Jedoch vollziehen sich die beiden Prozesse ungleichmäßig: die Zunahme nicht mehr investierten Kapitals ist stärker als das Sinken der Profitrate. Dadurch sinkt das Wachstum ( $g$ ). Es entwickelt sich geringer als die Rendite. Der Formel  $r > g = \text{Rendite} > \text{Wachstum}$  kombiniert Piketty mit dem „Gesetz des kumulativen Wachstums“. Dieses besagt, „dass ein schwaches kumulatives jährliches Wachstum über einen sehr langen Zeitraum zu einer beträchtlichen Steigerung führt.“ (108) Daraus folgt allerdings auch, dass eine Differenz zwischen Renditen und Wachstum sich in gleicher Weise kumuliert. Dies führt Piketty zu einem Ergebnis, das er als „[D]ie zentrale These dieses Buches“ bezeichnet, nämlich „dass ein scheinbar geringer Abstand zwischen der Kapitalrendite und der Wachstumsrate langfristig sehr große und destabilisierende Auswirkungen auf Struktur und Dynamik des Ungleichgewichts in einer Gesellschaft haben kann“ (110).

Piketty kombiniert ein „Gesetz“ – nämlich des kumulativen Wachstums – mit zwei Befunden: erstens dem Vorsprung der Rendite-Entwicklung vor derjenigen des Wachstums und zweitens dem immer höheren Quotienten aus Kapital und Einkommen. Er kann aber letztlich die Ursache von  $r > g$  und damit auch der Überakkumulation (so könnte man Letzteres in Marxscher Terminologie nennen) nicht erklären. Es handelt sich also tatsächlich lediglich um empirische Befunde, ohne dass diesen zugrunde liegende Gesetzmäßigkeiten benannt würden. Pikettys „Erstes grundlegendes Gesetz des Kapitalismus“ ist in Wirklichkeit kein Gesetz, sondern ein Algorithmus. Durchaus in der neoklassischen Tradition verbleibend, kann er als Ursache der Profite nur die Grenzertragsfähigkeit des Kapitals nennen. Von da aus führt aber kein Weg zur Erklärung der Überakkumulation. Seine Ergebnisse versetzen den Autor deshalb in eine Art permanenten Staunens über einen logisch nicht fassbaren Zustand, woraus sich letztlich sogar eine Art ethischer Impuls speist: Eintreten für gesellschaftliche Stabilität und „die Sache der Ärmsten“. (790-792)

## Die U-Kurve und der Bruch Anfang der 1970er Jahre

Mit dieser theoretischen Ausstattung macht sich Piketty auf, die Geschichte des Kapitalismus seit ca. 1800 zu schreiben. Seine Annahme, dass es vorher

kaum Wachstum gegeben habe, lässt sich, da Daten in einer seinem hohen Anspruch genügenden Weise nicht zur Verfügung stehen, weder falsifizieren noch verifizieren. Für die dreihundert Jahre des Handelskapitalismus 1500-1800 nimmt er nur geringfügige Zunahme an. Seit der Antike und bis ca. 1500 geht er von einem Wachstum von Null aus. Dies ist eine sehr grobe Annahme. Die „Produktivkraftrevolutionen“ des Feudalismus seit dem 11. Jahrhundert (allmähliche breite Durchsetzung der Dreifelderwirtschaft, eiserner Wendepflug, Mühlentechnik, das Interesse der westlich der Elbe von der Leibeigenschaft befreiten Bauern und der Copyholder in England an gesteigerter Erzeugung), die immerhin zusätzliches Kapital erzeugten und für Allokation in neuen Wirtschaftszweigen bereitstellten, behandelt er nicht. Selbst ein Wachstum im niedrigen Dezimalbereich muss, nimmt man das „Gesetz des kumulativen Wachstums“ ernst, über einen Zeitraum von 1500 Jahren doch schließlich große Konsequenzen haben.

Seine Stärke entfaltet das Buch, wenn Piketty ausschließlich Geschichte des 20. Jahrhunderts schreibt. Das Werk gewinnt dann eine nachgerade epische Statur wie die von seinem Verfasser so geschätzten großen Romane nicht nur des 19., sondern auch des 20. Jahrhunderts (genannt werden von ihm Henry James und Alexej Tolstoi). Es empfiehlt sich durchaus, es auch unter diesem kulinarischen Aspekt zu lesen, doch ist zu fürchten, dass viele Menschen – auch manche Teilnehmerinnen und Teilnehmer der gegenwärtigen hektischen Debatte – nicht die Mühe hierfür finden. Als nützlicher und durchaus gut geschriebener Extrakt muss ihnen dann wohl eine zeitgleich mit der deutschen Übersetzung erschienene Kurzfassung von Stephan Kaufmann und Ingo Stützle empfohlen werden.<sup>8</sup>

Thomas Pikettys große historische Erzählung zeigt uns Folgendes:

Im gesamten 19. Jahrhundert nahm das Kapital-Einkommen-Verhältnis ständig zu. Die Bezüge aus Vermögen (in großem Maß auch aus Erbschaften) stiegen stärker als diejenigen aus Arbeit, die Wachstumsrate blieb immer mehr hinter der Profitrate zurück, unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg erreichten Überakkumulation und Ungleichheit ihren Höhepunkt. Die Lohnquote sank.

Zwei Weltkriege und die Weltwirtschaftskrise beendeten diesen Zustand. Riesige Vermögensbestände wurden im „Zeitalter der Katastrophen“ 1914-1945 (Hobsbawm), mit dem bei Piketty unter dem Gesichtspunkt der Gleichheit eine Goldene Ära anbrach, vernichtet. Diese setzte sich bis Anfang der siebziger Jahre durch sozialstaatliche Maßnahmen fort. Zentraler Hebel war die Besteuerung von hohen Einkommen und großen Vermögen, Piketty spricht sogar

<sup>8</sup> Stephan Kaufmann, und Ingo Stützle, Kapitalismus: Die ersten 200 Jahre. Thomas Pikettys „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ – Einführung, Debatte, Kritik, Berlin 2014. Vgl. (S. 103/104) auch folgende Bemerkung: „Einem Bericht des Wall Street Journals zufolge, rangierte *Capital in the 21st Century* nicht nur auf der Bestsellerliste ganz weit vorne, sondern belegt auch Platz 1 im Ranking jener Bücher, deren Lektüre vorzeitig beendet wird (Abbruchquote: 97,6 %) – das sagen zumindest die Amazon-Daten über das Leseverhalten auf dem hauseigenen E-Book-Reader Kindle.“

von einer Art Fiskalrevolution. Das Kapital-Einkommen-Verhältnis und die Rendite sanken, die Lohnquote stieg, die Arbeit wurde gegenüber dem Kapital aufgewertet. Auch aus Arbeitseinkommen konnten – wenngleich kleinere – Vermögen gebildet werden, es entstand eine gut ausgebildete „vermögende Mittelschicht“ (offenbar in hohem Maße teilentwöhnt mit der nicht von Piketty, wohl aber vom IMSF in seiner Klassen- und Sozialstruktur-Studie [1972-1975] so genannten Massenschicht der Intelligenz). Sie sei „die größte Neuerung des 20. Jahrhunderts.“ (342)

Auslöser dieser Entwicklung waren außerökonomische Schocks (zwei Weltkriege), die Weltwirtschaftskrise 1929-1933 und umverteilende staatliche Maßnahmen. Dass die infolgedessen spätestens ab 1945 für einige Jahrzehnte sich ausbreitende Auffassung, mit der Vernichtung und Bändigung von Kapital sei dieses seinem Ende nahe, eine Täuschung war, wird von Piketty nicht stark herausgearbeitet. Betroffen waren Geld- und Immobilienvermögen, nicht aber das Industriekapital, das ebenso aufgewertet wurde wie die Arbeitskraft.

Als nach 1970 die langfristige Wirkung des Schocks aufhörte und eine neue, marktradikale Wirtschaftspolitik die Maßnahmen der vorangegangenen Jahrzehnte revidierte, erhob sich die U-Kurve von ihrer Talsohle und erreicht gegenwärtig bei allen Indikatoren – beim Kapital-Einkommen-Verhältnis, bei der Relation von Rendite und Wachstum, bei der Lohnquote – nahezu den Stand von 1913. Noch gibt es Unterschiede: In die Kapitalmasse gehen auch die Vermögen der neu entstandenen „vermögenden Mittelschicht“ ein, wodurch die Konzentration gemildert ist. Eine weitere Neuerung: Der Anteil von sehr hohen Arbeitseinkommen am Gesamteinkommen ist im Vergleich zum 19. Jahrhundert gestiegen. Aber auch diese Ausnahmen könnten Episoden sein: Eine neue Schicht von Supermanagern ist entstanden, deren Riesengehälter und Boni zu Vermögen werden. Die Bedeutung der Erbschaften nimmt allmählich wieder die früheren Ausmaße an.

Durch die Aussetzung der früheren Sozialstaatspolitik wird das Verhältnis  $r > g$ , das Kapitalismus-immanent ist, wieder in seine alte Gültigkeit eingesetzt. Es könne nur durch gegensteuernde Politik behoben oder doch modifiziert werden. Dies ist Thema des letzten Teils von Thomas Pikettys Buch.

## **Meritokratischer Kapitalismus**

Der vierte Teil des Bandes: „Die Regulierung des Kapitals im 21. Jahrhundert“, ist Thema der gegenwärtigen Debatte, so dass die ihm vorausgehenden 624 Seiten wie eine Einleitung erscheinen. Umgekehrt verhält es sich mit der wissenschaftlichen Bedeutung. Die Ausführungen zum „Sozialstaat des 21. Jahrhunderts“, zur progressiven Einkommenssteuer, zur globalen Kapitalsteuer und zur Tilgung der Staatsschuld durch Umlage auf die großen Vermögen sind in ihrer Gesamtheit eine Programmschrift, keine Forschung. Von bisherigen Entwürfen gleicher Intention unterscheiden sie sich durch den Umfang der hier aufgestellten und in einen systematischen Zusammenhang gebrachten Forderungen. Immerhin hat aber bereits Jörg Huffs Schmid mit seinem Buch



„Politische Ökonomie der Finanzmärkte“ (1999, 2. Aufl. 2002) Ähnliches versucht. Dass Piketty jetzt eine ungleich höhere Resonanz erzielt, hat nicht nur mit wirkungsvollerem Marketing und effizientem Networking zu tun, sondern auch mit dem Zeitpunkt: Seit der Krise 2007ff. drängt sich der Reformbedarf so auf, dass eine neue keynesianische Wende zumindest nicht mehr verpönt, sondern das Reden über sie sogar gängig ist. Hinzu kommt – unabhängig davon – populäre bis populistische voyeuristische Empörung über Supervermögen und -einkommen, die in diesem Werk Belege finden kann.

Das bei Piketty feststellbare eigentümliche, gleichsam „verkehrte“ Verhältnis von Forschung und operativer Argumentation findet sich auch in großen Werken der Vergangenheit: Adam Smith argumentierte gegen den Merkantilismus, Marx für die Revolution. Sie haben damit in ihrer eigenen Zeit und über diese hinaus große politische Wirkung erzielt. Als diese schließlich erlosch, blieb der wissenschaftliche Ertrag. Mit Piketty kann es ebenso geschehen. „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ wird dann vor allem als Geschichtsbuch gewürdigt werden. Dass es – wie ihm zuweilen vorgeworfen wird – seinem Titel nicht gerecht wird – in seinem validen Teil handelt es nicht vom 21., sondern vom 20. Jahrhundert, und der Begriff „Kapitalismus“ wird nicht geklärt – fällt dann nicht mehr ins Gewicht. Das Reformprogramm wird dann nur noch eine – wenngleich sehr lang geratene Fußnote – zu einem großen historischen Werk sein.

Aktuell allerdings ist auch auf die Lücken hinzuweisen, die das politische Programm aufweist.<sup>9</sup>

Eine neue Senkung des Kapital-Einkommen-Verhältnisses im 21. Jahrhundert soll laut Piketty nicht noch einmal durch eine außerökonomische Katastrophe herbeigeführt werden, sondern durch ein System von Reformen. Die Machtfrage, die damit gestellt ist, wird von ihm nicht thematisiert.

Gleiches gilt für die Bestimmung des politischen Subjekts, das eine solche Wende durchsetzen kann.

Pikettrys Vorschläge betreffen bisher nur die Sekundär-, nicht die Primärverteilung. Die Frage, wie die Riesenvermögen entstehen, um deren Verteilung jetzt gestritten wird, wird von ihm nicht gestellt. Nicht nur bei den Börsengewinnen und Zinsen handelt es sich um arbeitslose Einkommen, sondern dies gilt auch für den Mehrwert, der in der theoretischen Konzeption dieses Autors zwingend keinen Platz finden kann. Das ist nicht verwunderlich und ihm nicht vorzuwerfen. Wie gezeigt, bedurfte es des Schocks der Krise 2007ff., damit zumindest eine Minderheit der Ökonomenzunft und das Feuilleton auf Korrekturbedarf in der Sekundärverteilung aufmerksam wurden. Dass sie von sich aus nun auch den Mehrwert (wieder-)entdecken sollten, ist von ihnen nicht zu verlangen, solange nicht irgendeine Arbeiterbewegung selbst dieses Thema auf die Tagesordnung zu setzen imstande ist und stattdessen z.B. in Deutsch-

---

<sup>9</sup> Georg Fülberth, Vier offene Fragen. In: Neues Deutschland vom 13. Oktober 2014. S. 5.

land die Industrie- und Exportgewerkschaften IG Bergbau, Chemie, Energie Standortkorporatismus betreiben und zumindest in ihren Spitzen Pikettys Vorschläge sogar als unvereinbar mit ihrer jetzigen Politik ansehen müssen. Vorschläge für Verteilungskämpfe primärer Art gibt es bei ihm nicht. Als Verfechter eines meritokratischen Kapitalismus ist er gegen ererbte Riesenvermögen, nicht aber gegen Reichtum, der von Generation zu Generation neu als Mehrwert abgepresst wird, und die Ungleichheit, die daraus für die Dauer eines Unternehmerlebens entsteht – im Gegenteil.

Ist Pikettys Diagnose zutreffend, schließe seine Therapie aber nicht an, könnte sich herausstellen, dass ganz große Reformen doch nur durch die Prügelpädagogik externer Schocks – die in Wirklichkeit gar nicht extern sind, sondern sich aus ungehemmter Kapitalakkumulation ergeben – zustande kommen. Dann wäre er – gegen seinen Willen – keiner gewesen, der etwas bewegt hat, sondern eine Cassandra.

## Der Staat

### Rolle – Funktion – Charakter

#### Marx/Engels-Anthologie zur Natur des Staates

Hermann Klenner ★ **Staatstheoretische Probleme im Werk W. I. Lenins** Jupp Schleifstein ★ **Der Staats- und Rechtsbegriff bei Paschukanis** A. Kerkemeyer und A. Fisahn ★ **Der Staat als gesellschaftliches Verhältnis – Einführendes zur Staatstheorie von Nicos Poulantzas** Daniel Bratanovic ★ **Integration und Klassenkampf – Zur Ambivalenz defensiver Demokratisierung** David Salomon ★ **Zu Schellemanns Zyklus „Staat und Revolution“** Richard Hiepe

Weitere Themen u. a.:

John Pilger, Von Pol Pot zum „Islamischen Staat“ | Hannes Hofbauer, Über Hintergründe und Ablauf der Ukraine-Krise | Frieda Park, Der Kapitalismus ist sicher in den Händen der Schottischen Nationalpartei | Ingar Solty, „Brot, Kuchen und Bäckerei“ – Kai Degenhardt zum 50. Geburtstag | Anne Rieger, Mobbing am Arbeitsplatz | Kai Köhler, Literarische Propaganda im Jahr 1914 | Phillip Becher, Die „Bewegung der bewaffneten Reaktion“ – Faschismusdeutung der italienischen Kommunisten | Georg Fülberth, Welches Kapital?



Einzelpreis 9,50 €  
Jahresabo 48,00 €  
ermäßigtes Abo 32,00 €

**Neue  
Impulse  
Verlag**

Hoffnungstraße 18  
45127 Essen  
Tel.: 0201-23 67 57

## Globalisierung und Digitale Revolution – Totengräber des Realsozialismus?

### I.

Als in den 1950er und 1960er Jahren das fordistische Akkumulationsmodell, gekennzeichnet durch standardisierte Massenproduktion und eine vor allem quantitative Ausdehnung des Konsums seinen Höhepunkt erreichte, schlug der anfänglich zwischen dem kapitalistischen und sozialistischen Weltsystem dominierende „Kalte Krieg“ in Entspannung, der die wechselseitigen Beziehungen zunächst dominierende Wirtschaftskrieg in ökonomischen Wettbewerb um. Unter dem Eindruck eines beginnenden Zeitalters der friedlichen Koexistenz wurden im Westen die Aussichten beider Wirtschaftssysteme, in Konkurrenz zueinander zu bestehen, einer sorgfältigen Überprüfung unterzogen. Die Fähigkeit der Zentralplanung, die Investitionen in wirtschaftsstrategisch wichtige Sektoren zu lenken – in die so genannten Schwerpunktzweige – und durch eine gezielte Forschungs- und Bildungspolitik komplexe Entwicklungsaufgaben erfolgreich zu lösen (wie sie etwa Gagarins Weltraumflug symbolisierte) führten im Westen zu (in Fachkreisen, nicht in den Medien geäußerten) Befürchtungen, dass sich das Planwirtschaftssystem doch als überlegen herausstellen könnte. Tatsächlich erlaubte die Zentralplanwirtschaft eine Konzentration der Investitionsmittel und der Forschungs- und Entwicklungsausgaben, wie sie unter der Bedingungen der Regulierung der Wirtschaft über den Markt nicht herzustellen war, weshalb in allen Ländern des Westens der Staat stärker in die Wirtschaftslenkung einbezogen wurde. Das führte zu einer Mischung von Regulierung über den Staat und durch den Markt, die von Samuelson und anderen Ökonomen des Westens, allesamt von Keynes beeinflusst, als Mixed Economy gekennzeichnet wurde.

An volkswirtschaftlichen Wachstumsraten gemessen gewann der Osten – vor allem die Sowjetunion, auch die osteuropäischen „Volksdemokratien“ und etwas langsamer selbst die von Reparationen und Spaltungsdisproportionen gebeutelte DDR – gegenüber den USA bzw. der BRD an Wettbewerbsfähigkeit, die UdSSR in bestimmten High-Tech-Bereichen (Rüstungs- und Weltraumforschung) auch qualitativ. Die im Auftrage der östlichen Wirtschaftsgemeinschaft RGW Anfang der 1960er Jahre entwickelten „Generalperspektiven bis 1980“ sahen nicht von ungefähr ein Ein- und Überholen der kapitalistischen Ökonomien vor.<sup>1</sup>

Bereits in den 1960er Jahren wurde in den Staaten Osteuropas ein Nachlassen beim Wachstumstempo und bei der Aneignung des wissenschaftlichen Fortschritts erkennbar, was die betroffenen Länder auf Steuerungsdefizite zurück-

---

<sup>1</sup> Vgl. Jörg Roesler, Von der Generalperspektive zum Neuen Ökonomischen System, in: Mannheimer Berichte, 33/1987, S. 9.

fürten. Sie (alle osteuropäischen Staaten bis auf Rumänien und Albanien) bemühten sich, diese durch die Einführung „neuer ökonomischer Systeme“ zu beseitigen.

Die Wirtschaftsreformen verfolgten vor allem drei Ziele: Stärkung des Leistungsprinzips auf der Ebene der Branchen, Betriebe und Produzenten, stärkere Orientierung an den Konsumbedürfnissen der Verbraucher und Konzentration der Investitionsmittel auf jene Zweige, die für die rasche wissenschaftlich-technische Entwicklung eine Schlüsselstellung einnahmen – die so genannten Fortschrittsindustrien.

Auf die Notwendigkeit der Integration der Anforderungen der wissenschaftlich-technischen Revolution in die damals verbreiteten Sozialismusvorstellungen hat mit seltener Deutlichkeit ein in seiner Art wohl einmaliges Dokument, das über das Denken der osteuropäischen – konkret der tschechoslowakischen – Reformen Auskunft gibt, hingewiesen, der Richta-Report. Der 1964 in Prag verfasste, programmatisch als „politische Ökonomie des 20. Jahrhunderts“ betitelt Bericht, der „die Auswirkungen der technisch-wissenschaftlichen Revolution auf die Produktionsverhältnisse“ zum Thema hatte, nahm kein Blatt vor den Mund: „Der Entscheidungskampf um den Sozialismus wird derzeit auf dem Boden der Voraussetzungen des produktions-technischen und wissenschaftlichen Fortschritts ausgetragen, der zahlreiche ungewohnte Situationen und Anforderungen mit sich bringt.“<sup>2</sup> Gleichzeitig wurde in dem Report auch die Zuversicht ausgedrückt, dass die sozialistischen Staaten, wenn sie alle Anstrengungen unternehmen würden, zur technologischen Führerschaft befähigt seien und dass es (nur) dem sozialistischen System gelingen werde, auf Dauer den Anforderungen der wissenschaftlich-technischen Revolution gerecht zu werden. Die unbegrenzte Entfaltung der Produktivkräfte sei nunmehr „die technische Herausforderung der kommunistischen Revolution“.

Der Ruf aus Prag fand Gehör. Nicht nur das tschechoslowakische, auch die Wirtschaftsreformprogramme der anderen osteuropäischen Staaten reagierte auf Anzeichen des Bruchs der fordistisch geprägten Verlaufskurve in der Entwicklung ihrer Ökonomien und betonten die Notwendigkeit die nunmehrigen Schlüsselindustrien, d. h. Elektrotechnik, Elektronik und wissenschaftlichen Gerätebau vorrangig zu entwickeln.

## II.

Der Fordismus erlebte seine Blütezeit in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten. Der offene Ausbruch der „Krise des Fordismus“ wird von Wirtschaftswissenschaftlern und Wirtschaftshistorikern auf die Jahre 1973-1975 fixiert, als in den Ökonomien der kapitalistischen Staaten durch einen Erdölpreisschock ausgelöste Turbulenzen in einem seit der Weltwirtschaftskrise von 1928ff nicht mehr erfahrenen Ausmaße Jahrzehnten stabiler ökonomischer Entwicklung ein

---

<sup>2</sup> Radovan Richta u. Kollektiv, Richta-Report. Politische Ökonomie des 20. Jahrhunderts, Frankfurt/Main 1971, S. 77.

Ende setzten. Die Wirtschaftskrise machte in ihren weltweiten Auswirkungen auch deutlich, dass der Krisenbekämpfung wie der Wirtschaftspolitik überhaupt im nationalen Rahmen zukünftig Grenzen gesetzt waren.

Auch die realsozialistischen Volkswirtschaften konnten sich den Auswirkungen der Krise nicht entziehen, zumal sie seit Beginn der 1970er Jahre begonnen hatten, ihre Wirtschaften stärker in die kapitalistische Weltwirtschaft zu integrieren.

Die 1973/75 unschwer erkennbare Tendenzwende in der wirtschaftlichen Entwicklung stellte die meisten Staaten der Welt vor „schwerste wirtschaftliche Herausforderung“. Die Widersprüche des Fordismus traten in beiden Wirtschaftssystemen hervor. Weltweit wurde deutlich, dass der Fordismus unter den Bedingungen fortschreitender Globalisierung und durch die sich über die Mikroelektronik verwirklichende digitale Revolution seine organisatorischen, physischen und auch psychischen Grenzen erreicht hatte. Die sozialistisch und die kapitalistisch wirtschaftenden Staaten hatten unterschiedliche objektive Voraussetzungen, den neuen Herausforderungen zu begegnen. Sie unterschieden sich darüber hinaus durch ihre Wahrnehmung der neuen Situation.

In den Ländern des Westens wurde die Veränderungen des Akkumulationsregimes bald als eine Zäsur wahrgenommen, die neue Risiken für die bestehende Wirtschaftsordnung in sich trug, auf die unverzüglich reagiert werden musste. Die Regierungen der realsozialistischen Länder reagierten dagegen kaum. Dieselbe Wirtschaftskrise 1973/75, die im Westen als existentielle Herausforderung betrachtet wurde, wertete der Osten als Aufforderung, an dem „krisenfesten“ Planungssystem festzuhalten und – um es zu sichern – keine weiteren Wirtschaftsreformen mehr zuzulassen. In erster Linie in Polen und der DDR hatten die als übermäßig strapaziös empfundenen Anstrengungen zur Ausrichtung des Akkumulationsregimes auf die Anforderungen der wissenschaftlich-technischen Revolution den Unwillen großer Teile der Bevölkerung hervorgerufen und die politische Elite zum Verzicht auf eine eigenständige Modernisierungsstrategie veranlasst. Die Wirtschaft wurde Anfang der 1970er Jahre erneut auf ein Lenkungssystem eingeschworen, dass weitsichtige Wirtschaftswissenschaftler und Politiker Mitte der 1960er Jahre als nicht länger zukunftsträchtig und zunehmend ineffektiv eingeschätzt hatten.

An die Stelle einer eigenständigen Stellung am Weltmarkt trat die importduzierte Modernisierung. Danach sollte neueste Technik – wenn möglich schlüsselfertige Betriebe – aus dem Westen importiert und die aufgenommenen Kredite mit den Erlösen aus den Exporten eines wesentlichen Teils der Erzeugnisse dieser Betriebe in den Westen zurückgezahlt werden.

Die Hinwendung zur Wirtschaft im Westen war auch Ausdruck dessen, dass die Versuche einer tief greifenden Wirtschaftsintegration im Osten bereits Mitte der 1960er Jahre gescheitert waren. 1962 hatte es unter Chruschtschow, nachdrücklich unterstützt von Ulbricht, Pläne gegeben, die sich weitgehend auf den Warenaustausch beschränkende wirtschaftliche Zusammenarbeit im Rahmen der Teilnehmerstaaten des „Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe“ (RGW) bis zu einer „exakten Kooperationsplanung“, geleitet von einem zu bil-

denden „einheitlichen Planungsorgans, das hohe Autorität und große Rechte besitzen“ sollte, weiter zu entwickeln.<sup>3</sup> Das hätte es erlaubt, Erzeugnisse innerhalb des RGW über Ländergrenzen hinaus jeweils in jenen Betrieben bzw. Regionen zu produzieren, wo für deren Fertigung die besten Voraussetzungen herrschten. Das Outsourcing im Rahmen einer „sozialistischen Globalisierung“ war aber Mitte der 1960er Jahre wegen des heftigen Widerstandes eines Teil der RGW-Länder, vor allem Rumäniens, aber auch Polens, nicht zustande gekommen. Wiederholungsversuche gab es nicht – auch nicht, als sich zwischen den Ländern des Westens ab Mitte der 1970er Jahre das weltweite Outsourcing – begünstigt durch die Informationstechnik der digitalen Revolution – als Bestandteil des postfordistischen Akkumulationsregimes durchsetzte.

Die durch unzureichende Zusammenarbeit innerhalb des RGW gewissermaßen provozierte Politik der Kooperation kleinerer osteuropäischer Länder mit westlichen Unternehmen und Staaten nicht nur auf dem Handels-, sondern auch auf dem Ausrüstungssektor wurde auch dann noch fortgesetzt, als sich durch die Weltwirtschaftskrise von 1973/75 (und die darauf folgende Krise von 1980-1982) die zunächst in Warschau, Berlin, Budapest durchaus als günstig eingeschätzten Geschäftsbedingungen für die Bewältigung der wissenschaftlich-technischen Revolution mittels importinduzierter Modernisierung ins Negative geändert hatten. Solange die negativen Folgen dieser Politik des kreditfinanzierten wissenschaftlich-technischen Fortschritts nicht auf eine Zahlungsunfähigkeit der osteuropäischen Staaten hinzusteuern schienen – d. h. bis zum Beginn der 80er Jahre – waren die negativen Seiten dieser neuen Wirtschaftspolitik nicht offensichtlich und es wurde die Illusion genährt, dass man – anders als die krisengeschüttelten Wirtschaften des Westens – im Osten Planwirtschaft so weiter betreiben könne wie bisher.

Die Politik des „Weiter so!“ wurde auch im führenden Land des Realsozialismus von Parteichef Breschnew verfolgt. Dort schuf der Export von hochpreisigem Erdöl und Erdgas ein finanzielles Polster, das es der UdSSR gestattete, bei nachlassender Konkurrenzfähigkeit in der verarbeitenden Industrie „weiter zu wirtschaften“.

Seit der Verschuldungskrise Anfang der 80er Jahre mussten sich aber alle anderen realsozialistischen Staaten Europas den durch die Krise des Fordismus geschaffenen neuen Realitäten stellen, so wie es die Staaten der Westens bereits in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre getan hatten.

### III.

Abgesehen von den deutlichen Unterschieden in der subjektiven Bereitschaft, die neuen Herausforderungen zu erkennen, wiesen beide Systeme auch objek-

---

<sup>3</sup> Jörg Roesler, Supranational oder intergovernmental. Historische Erfahrungen mit Zusammenhängen auf dem Weg zu den Vereinigten Staaten von Europa, in: Forschungsinstitut der Internationalen Wissenschaftlichen Vereinigung Weltwirtschaft und Weltpolitik. Berichte, Juli-August 2012, S. 97.

tiv unterschiedliche Voraussetzungen aus, um den Übergang zum neuen, durch digitale Revolution und Globalisierung charakterisierten Akkumulationssystem zu bewältigen.

Wesentliche Transformationsmerkmale haben die Sozialwissenschaftler Fuchs und Hofkirchner 2002 so charakterisiert: „Die standardisierte Massenproduktion wurde immer stärker durch eine diversifizierte Qualitätsproduktion ersetzt, die sich durch Kundenorientierung und kleine Stückzahlen von hoher Qualität charakterisieren lässt. Produziert wird immer häufiger mit einer flexiblen Fertigungsmaschinerie, die individuell gefertigte Produktserien im Rahmen einer Just-in Time-Produktion ermöglicht. Produktionseinheiten folgen heute immer weniger einem zentralistischen Aufbau, sondern differenzieren sich immer stärker aus. Der Produktionsprozess wird zunehmend in autonom von einander abwickelbare Teile zerlegt, die in selbständige betriebliche Einheiten gegliedert sind. ... Auf die gesamtbetriebliche Organisationsstruktur bezogen zeigt sich eine Tendenz zum Outsourcing, d. h. zur Auslagerung von Teilen der Produktion in Subunternehmen und günstige Zulieferfirmen. Das moderne kapitalistische Unternehmen und die Ökonomie bekommen immer stärker Netzwerkcharakter.“<sup>4</sup>

Es wurde schon gesagt, dass weder die Lenkungsinstitutionen des Realsozialismus noch die des Realkapitalismus Mitte der 1970er Jahre den veränderten Anforderungen entsprachen. Doch die marktwirtschaftlich dominierte „Mixed Economy“ der westlichen Staaten wies deutlich günstigere strukturelle Ausgangsbedingungen für den notwendig werdenden Anpassungsprozess an die Erfordernisse des Postfordismus auf als die nach ihrem Ausflug in eine Art „mixed economy“ unter planwirtschaftlichen Vorzeichen (mit Ausnahme Ungarns) in den 1970er Jahren wieder zentral gelenkten osteuropäischen Planwirtschaften. In den westlichen Ländern ging es gewissermaßen um eine Rückentwicklung in Richtung dezentraler, autonomer Lenkungsstrukturen, die bereits einmal bestanden hatten. Ideologisch spiegelte sich diese Entwicklung in dem Übergang von der neokeynesianistischen zur neoliberalen Ideologie des Wirtschaftens wider. Die realsozialistischen Länder hatten komplettes Neuland zu betreten oder sich auf Reformkonzepte zurückzubedenken, die wenige Jahre zuvor noch als gescheitert angesehen und abgeschafft worden waren. Der bekannteste Versuch letzterer Art war Gorbatschows 1985 verkündete Perestroika, die sich ideologisch an Lenins Neuer Ökonomischer Politik orientierte, also an die sowjetische Wirtschaftspolitik vor der Durchsetzung der Zentralplanwirtschaft durch Stalin. In der DDR lagen dem von Regierungschef Modrow Anfang 1990 verkündeter Übergang von der „Kommandowirtschaft einer zentralistischen Direktivplanung zu einer sozial und ökologisch orientierten Marktwirtschaft“ Ideen der Wirtschaftsreform der 1960er Jahre, des NÖS, zugrunde. Die Realisierung dieser Projekte gelang nicht mehr, da die Reformen zu spät kamen. Abge-

---

<sup>4</sup> Christian Fuchs/Wolfgang Hofkirchner, Postfordistische Globalisierung, in: Z 50 (Juni 2002), S. 155.

sehen einmal von kapitalen handwerklichen Fehlern bei der Einführung der Perestroika erwies sich die Wirtschaft beider Länder nach einer Periode nur langsamen Wachstums in den 80er Jahren als zu schwach, um die Umstrukturierungen ohne große, die Funktionstüchtigkeit der gesamten Volkswirtschaft gefährdende Verluste und damit unweigerlich verbundener Einschnitte im Lebensstandard der Bevölkerung zu bewältigen.

Das Scheitern des Realsozialismus lässt sich aber nicht nur ökonomisch erklären. Schon vorher hatten die Regierungen der osteuropäischen Staaten weitgehend das Vertrauen und die Unterstützung der Mehrheit der Bevölkerung verloren. Doch nicht nur der Masse der Bevölkerung war die Zuversicht verloren gegangen, dass sich der Sozialismus als das überlegene Wirtschafts- und Gesellschaftssystem beweisen könnte, sondern auch maßgeblichen Teilen der politischen Elite.

Letzteres äußerte sich unter anderen darin, dass in der Sowjetunion an Stelle von Chruschtschows optimistischen, mobilisierenden Vorhersagen, wann die Sowjetunion in den Kommunismus, in das Zeitalter uneingeschränkter Bedürfnisbefriedigung eintreten werde, Breschnews Politik kleiner Schritte zur Verbesserung der Lebenslage trat. In der DDR wurden Ulbrichts Ein- und Überholzielsetzungen gegenüber der BRD in den Fünf- bzw. Siebenjahrplänen durch Honeckers „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ abgelöst, die versprach, wirtschaftliches Wachstum sofort in materielle und soziale Verbesserungen umzumünzen. Der ökonomische Wettbewerb mit Westdeutschland fiel dabei im Rahmen einer Politik der „Abgrenzung“ vom anderen Deutschland völlig unter den Tisch. Die sozialistische Perspektive reduzierte sich unter Honecker auf die schrittweise Verbesserung des Lebensstandards.

Die Beschränkung der sozialistischen Zukunftsperspektive auf den konsumtiven Bereich erwies sich längerfristig als eine Fehlentscheidung gravierenden Ausmaßes: Während in den 1970er und 80er Jahren die Regulierung der Wirtschaft wieder auf das Niveau der Zentralplanung der 50er Jahre zurückgebracht worden war, setzten sich die in den 60er Jahren unter den Bedingungen der Reform eingeleiteten Veränderungen der Konsumtionsweise fort. Der Verbrauch der Bevölkerung begann sich gegenüber der Produktionsweise autonom in Richtung der Bedürfnisstrukturen in Westeuropa bzw. Nordamerika zu entwickeln. Diese richteten sich stärker als in den 50er Jahren auf Qualität und Vielfalt aus, und wechselten rascher mit der Mode bzw. mit den sich zunehmend auch in Konsumgütern der Informations- und Unterhaltungstechnik materialisierenden Fortschritten der digitalen Revolution. Damit gerieten die Anforderungen, die die Bevölkerung in den sozialistischen Ländern an den Konsum stellte, in Gegensatz zur vorherrschenden Produktionsweise. Selbst wenn die osteuropäischen Regierungen erhebliche Mittel (und seien es geborgte) für die Steigerung des Konsums einsetzten, konnten sie das Warenangebot in den Läden qualitativ nicht mehr befriedigen. Zu der Erfahrung der Unterlegenheit auf produktionstechnischem Gebiet kam die des Zurückbleibens im Konsumniveau hinzu. Kein Wunder also, wenn die Masse der Bevöl-



kerung der realsozialistischen Staaten, als sie Ende der 1980er Jahre zwischen beiden Systemen wählen konnte, sich in den ersten demokratischen Wahlen, die Plebisziten über die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung gleich kamen, für die offensichtlich zukunftsreichere im Bereich von Wissenschaft und Technik und die für die Bedürfnisbefriedigung entsprechend dem ausgewählten Konsummodell günstigere entschied, d. h. für den Kapitalismus.

#### IV.

War die historische Niederlage des Realsozialismus unvermeidlich, der ökonomische Misserfolg im Osten gewissermaßen genetisch bedingt?

Aus der historischen Analyse ergibt sich, dass der Realsozialismus wirtschaftlich nicht gescheitert ist, weil er grundsätzlich die falschen Strukturen – einheitliches Staatseigentum bzw. Zentralplanung – aufwies, sondern weil er sich in den 1970er und 80er Jahren nicht in der Lage erwies, diese Strukturen auf die grundsätzlich veränderten Produktions- und Konsumtionsbedingungen einzustellen, also eine Mixed Economy umgekehrter, d. h. von der Planwirtschaft her und weiter von ihr dominierter Art aufzubauen.

Dafür, dass der Realsozialismus seinerzeit dazu prinzipiell in der Lage gewesen wäre, sprechen die in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre in Richtung Mixed Economy unternommenen Wirtschaftsreformen in Ungarn (Neuer ökonomischer Mechanismus) und der DDR (Neue Ökonomische Politik). Während diese Reformen nur kurzfristig (DDR) bzw. mittelfristig (Ungarn) wirkten, ist es China und Vietnam gelungen, Mixed Economies zu schaffen, die sich – bei allen Wandlungen in der Wirtschaftspolitik über die Jahre – als wirtschaftlich erfolgreich und politisch stabil erwiesen haben. In China leitete Parteichef Deng diesen Reformkurs Ende der 1970er Jahre ein. Vietnams Doi Moi (= Erneuerung)-Reformen begannen – nach der Beendigung des Krieges und dem Abbruch eines heute als verfehlt bezeichneten, ein Jahrzehnt währenden Versuchs, die Wirtschaft auf der Grundlage des zentralplanwirtschaftlichen Modells zu entwickeln – in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre und haben dort ebenfalls zu einer Mixed Economy geführt, die dem Land wirtschaftlichen Erfolg und politische Stabilität beschert.

Wenn darüber nachgedacht wird, wie einer neuer Sozialismusversuch in Europa im Bereich der Ökonomie aussehen sollte, dann sind, so lange sich die Wirtschaftsentwicklung unter den produktionstechnischen Bedingungen des Postfordismus vollzieht, die in beiden asiatischen Ländern praktizierten Regulationsregime für die Ökonomie von Interesse, aber auch die seitens der Reformen in den 1960er Jahre angestrebten bzw. teilweise realisierten „neuen ökonomischen Mechanismen“.

Werner Goldschmidt

## Alle reden von der Digitalen Revolution – wir nicht?

*„... wenn die Weberschiffe selber webten und die Zitherschlägel von selber die Zither schlugen, dann freilich bedürfte es für die Meister nicht der Gehilfen und für die Herren nicht der Sklaven.“*

Aristoteles, Politik, (1253b, 39-40-1254a)

*„In ihrer konkreten Bedeutung ist ... unter Automation die vollkommene Technisierung des Arbeitsprozesses zu verstehen mit dem Ziel, letztlich jede bislang manuell geleistete Arbeit durch die Arbeit einer Maschine zu ersetzen, dieser aber zugleich auch die Bedienung, Steuerung und Überwachung des Produktionsprozesses so weit zu übertragen, dass vom Beginn der Arbeit bis zum fertigen Erzeugnis bzw. bis zum gewünschten Ergebnis kein menschlicher Eingriff mehr erforderlich ist.“*

H. Schachtschabel,  
Automation in Wirtschaft und Gesellschaft,  
Reinbek b. Hamburg 1964, S. 13.

Soweit wird's – auch durch die 'digitale Revolution' – jedenfalls so bald nicht kommen, und schon gar nicht wird sich die kapitalistische Klassengesellschaft von selbst auflösen, wie es uns Sozialgurus vom Schlage eines Jeremy Rifkin seit einiger Zeit weismachen wollen. In der Verlagswerbung zu seinem neuesten Bestseller<sup>1</sup> heißt es: „Der Kapitalismus geht seinem Ende entgegen. Das geschieht nicht von heute auf morgen, aber dennoch unaufhaltsam. Und die Zeichen dafür sind längst unübersehbar: sinkende Produktionskosten, Share Economy, Internet der Dinge. Jeremy Rifkin, Visionär und Bestsellerautor, fügt die Koordinaten der neuen Zeit endlich zu einem erkennbaren Bild zusammen. Aus unserer industriell geprägten erwächst eine globale, gemeinschaftlich orientierte Gesellschaft. In ihr ist Teilen mehr wert als Besitzen, sind Bürger über nationale Grenzen hinweg politisch aktiv und steht das Streben nach Lebensqualität über dem nach Reichtum.“

Dass so etwas Leser ansprechen soll und wohl auch tatsächlich findet, kann indessen als Symptom dafür gelten, dass es in breiten Bevölkerungskreisen – und nicht nur hierzulande, schließlich sind Rifkins Elaborate auch in den angelsächsischen Ländern, wenn nicht weltweit, erfolgreich – ein großes und offenbar wachsendes Unbehagen an den ökonomischen, sozialen, politischen,

---

<sup>1</sup> J. Rifkin, Die Null-Grenzkosten-Gesellschaft. Das Internet der Dinge, kollaboratives Gemeingut und der Rückzug des Kapitalismus, Frankfurt/New York 2014.

kulturellen und naturzerstörerischen Auswirkungen des globalen Kapitalismus gibt – und deshalb auch die Suche nach Alternativen Konjunktur hat. Der Anschein, dass es sich bei Rifkins Elaboraten um so etwas wie eine ‘konkrete Utopie’ (Erhard Eppler) handeln könne, hat damit zu tun, dass Rifkin nicht nur die verbreiteten Sehnsüchte nach einer besseren, gerechteren und ökologisch vertretbaren Organisation der Gesellschaft bedient, sondern sich auf Prozesse und Tendenzen stützt, deren – wenngleich eher diffuser – Realitätsgehalt längst im Massenbewusstsein angekommen ist.

## I.

Niemand wird heute ernsthaft bezweifeln, dass der Computer, das Internet, Künstliche Intelligenz, Smartphones und Tablets, Social Media, Cloud-Computing, Big und Smart Data etc. seit nunmehr gut drei Jahrzehnten die Arbeits- und Lebenswelt der meisten Menschen weltweit und vielfach grundlegend verändert haben und wohl kaum auch, dass wir vor neuen Entwicklungssprüngen auf diesem Gebiet stehen. Jede seriöse Prognose der weiteren Entwicklung der ‘digitalen Revolution’ und ihrer ökonomischen und sozialen Folgen, ebenso wie jeder glaubwürdige Entwurf einer gesellschaftlichen Alternative zum herrschenden System des Kapitalismus, ohne die es keine längerfristig erfolgreiche anti-kapitalistische Bewegung geben wird, muss sich auf die konkrete Analyse des gegenwärtigen Standes und der sich darin abzeichnenden Perspektiven stützen.

Von daher wären dezidiert marxistische Analysen des Standes und der heute vorhersehbaren Entwicklung von Technik und Technologie (mit einem Schwerpunkt auf Computer und Computerwissenschaft im weitesten Sinne) auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens, vor allem aber der Produktivkraftentwicklung, nicht nur von theoretischem, sondern auch von hohem politisch-praktischem Interesse. Dort aber klafft – von wenigen Ausnahmen abgesehen<sup>2</sup> – zumindest hierzulande<sup>3</sup> eine bemerkenswerte Lücke. Während an marxistischen Analysen des Finanzkapitalismus, der finanzgetriebenen Akkumulation und der dadurch ausgelösten großen Wirtschaftskrise seit 2007ff. kein Mangel herrscht<sup>4</sup>, beschränken sich die darauf fußenden Alterna-

<sup>2</sup> Etwa das ‘Projekt Automation und Qualifikation’ aus den späten 1970er und frühen 1980er Jahren: Vgl. F. Haug u.a., *Widersprüche der Automationsarbeit*. Ein Handbuch, Berlin 1987, wo aber die ‘digitale Revolution’ nur in ihren allerersten Anfängen (CAD/CAM, Roboter usw.) berücksichtigt werden konnte. Aktueller z.B.: D. Sauer, *Arbeit im Übergang. Zeitdiagnosen*, Hamburg 2005. Auch ders., *Arbeit im Übergang – Gesellschaftliche Produktivkraft zwischen Entfaltung und Zerstörung* ([http://www.grundrisse.net/grundrisse48/arbeit\\_im\\_uebergang.htm](http://www.grundrisse.net/grundrisse48/arbeit_im_uebergang.htm))

<sup>3</sup> Nach meinem Eindruck aber auch anderswo. Auf die weitgehend empiriefreien Spekulationen zur ‘immateriellen Arbeit’, etwa im italienischen Postoperaismus, soll hier nicht eingegangen werden.

<sup>4</sup> Wobei übrigens die Frage nach der technischen (und mathematischen: Algorithmen) Basis des globalisierten Finanzkapitalismus und der für ihn typischen Spekulation (Casino-Kapitalismus) bis hin zum Hochfrequenzhandel – ohne dessen Bedeutung hier überbewerten zu wollen – zu meist gar nicht erwähnt wird. Es ist das Verdienst des von W. F. Haug propagierten Begriffs ‘Hightech-Kapitalismus’, diese gemeinsame Grundlage von ‘Realwirtschaft’ und ‘Finanzwirt-

tiventwürfe und sozialen Forderungen weitgehend auf Vorschläge zur Entmachtung der Banken, zur Regulierung der Finanzmärkte, zur progressiven Besteuerung von Einkommen, Vermögen und Erbschaften etc., deren sozial-ökonomische Bedeutung keineswegs geleugnet werden soll<sup>5</sup>, die aber insgesamt kaum über die gegenwärtige Form der kapitalistischen Produktionsweise hinausweisen, ja sie, wie bei Piketty, sogar stabilisieren sollen.<sup>6</sup>

Immerhin sind aber Marxisten – zumindest der heute älteren Generation – jene Passagen aus den ‘Grundrissen’ noch geläufig, in denen es heißt: „Sobald die Arbeit in unmittelbarer Form aufgehört hat, die große Quelle des Reichtums zu sein, hört und muß aufhören die Arbeitszeit sein Maß zu sein und daher der Tauschwert [...]. Die *Surplusarbeit der Masse* hat aufgehört die Bedingung für die Entwicklung des allgemeinen Reichtums zu sein, ebenso wie die *Nichtarbeit der Wenigen* für die Entwicklung der allgemeinen Mächte des menschlichen Kopfes. Damit bricht die auf dem Tauschwert ruhende Produktion zusammen ...“.<sup>7</sup> Wenn also in einem solchen Stadium der Entwicklung von Wissenschaft und Technologie, wie es vor Jahren noch ziemlich unbeholfen hieß, ‘der Gesellschaft die Arbeit ausgeht’, ist zwar möglicherweise diese Form der Gesellschaft, nicht aber sind die menschlichen Individuen historisch obsolet geworden. Im Gegenteil: „Der *Diebstahl an fremder Arbeitszeit, worauf der jetzige Reichtum beruht*, erscheint miserable Grundlage gegen diese neuentwickelte, durch die große Industrie selbst geschaffne.“<sup>8</sup> Auf der nämlich die objektiven Voraussetzungen entstanden sind für die „freie Entwicklung der Individualitäten“ durch „die Reduktion der notwendigen Arbeit der Gesellschaft zu einem Minimum, der dann die künstlerische, wissenschaftliche etc. Ausbildung der Individuen durch für sie alle freigewordne Zeit und geschaffnen Mittel entspricht.“<sup>9</sup> Hieraus ergibt sich die theoretisch entscheidende Fragestellung nach dem Übergang zu einer höheren Gesellschaftsformation, der nachzugehen sich lohnte.<sup>10</sup>

---

schaft’ betont zu haben. Zuletzt: W. F. Haug, Hightech-Kapitalismus in der großen Krise, Hamburg 2012.

<sup>5</sup> Man denke an die von sozialen Bewegungen wie Occupy Wall Street u. a. ausgelöste, hierzulande durch die diversen Armutsberichte der Bundesregierung noch verstärkte und durch die fundierten Untersuchungen Thomas Piketty wissenschaftlich unterstützte Ungleichheitsdebatte. Th. Piketty, *Das Kapital im 21. Jahrhundert*, München 2014.

<sup>6</sup> Vgl. Georg Fülberth, Piketty: *Verteilungsgeschichte des 20. Jahrhunderts*, im vorliegenden Heft; J. Bischoff/B. Müller, *Piketitys Kapital im 21. Jahrhundert. Der moderne Kapitalismus – eine oligarchische Gesellschaft?*, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 9/2014; R. Rilling, Thomas Piketty und das Märchen vom Gleichheitskapitalismus, in: *Blätter für dt. und int. Politik*, 59. Jg., H. 11/2014, S. 81-91.

<sup>7</sup> K. Marx, *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie*, Berlin 1953, S. 593.

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Vgl. W. Goldschmidt, ‘Kommunismus’ – ein falsch verstandener Begriff? Überlegungen zur Dialektik von Individualität und Kollektivität bei Marx, in: *Z 96*, Dezember 2013, S. 90-105 (Teil I), und *Z 97*, März 2014, S. 166-181 (Teil II).

„... die politische Ökonomie ist nicht Technologie.“<sup>11</sup> Das hinderte Marx keineswegs daran, sich mit Fragen der Technologie ausführlich zu beschäftigen. Den berühmten Überlegungen von Marx in den ‘Grundrissen’, den ‘Manuskripten von 1861-1863’, sowie den ausführlichen Passagen des ‘Kapital’ über den Arbeitsprozess, die Kooperation, über Manufaktur, Maschinerie und große Industrie liegen umfangreiche Studien über Theorie und Geschichte der Technologie und der Naturwissenschaften zugrunde, die Marx in Brüssel und später in London betrieben hat.<sup>12</sup> Wenn Marx in seiner ‘Kritik der politischen Ökonomie’ auf die Grenzen der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie verweist, wenn er die Schranken einer auf Wert- und Mehrwertproduktion beruhenden Produktionsweise benennt, so liegt diesen Überlegungen keinesfalls ein technologischer Determinismus zugrunde. Die technische Revolution schafft allenfalls die materiellen Voraussetzungen der sozialen: „In schneidenden Widersprüchen, Krisen, Krämpfen drückt sich die wachsende Unangemessenheit der produktiven Entwicklung der Gesellschaft zu ihren bisherigen Produktionsverhältnissen aus. Gewaltsame Vernichtung von Kapital, nicht durch ihm äußere Verhältnisse, sondern als Bedingung seiner Selbsterhaltung ist die schlagendste Form, worin ihm advice gegeben wird, to be gone and to give room to a higher state of social production.“<sup>13</sup>

## II.

Dies alles ist, vor allem unter akademischen Marxisten, wohlbekannt und kaum einer wird die ‘philosophische’ Bedeutung dieser Überlegungen offen in Frage stellen. Und doch erscheinen sie – angesichts der manchmal überwältigenden technologischen Realität des gegenwärtigen Kapitalismus – seltsam wirklichkeitsfremd. Insbesondere wenn man bedenkt, dass ausgerechnet der ehemals sich als real bezeichnende Sozialismus nicht zuletzt an der mangelhaften Entwicklung der Produktivkräfte im Vergleich zur eigentümlich anhaltenden (‘schumpeterschen’) Dynamik des Kapitalismus zugrunde ging. Wer angesichts der heutigen Verhältnisse auf die Diskussion zurückblickt, die noch in den 1970er Jahren über die Revolution der Produktivkräfte in der damaligen DDR zwischen Jürgen Kuczynski und Wolfgang Jonas Mitte der 1970er Jahre geführt worden war<sup>14</sup>, wird aus dem Staunen über die vermeintliche ‘Naivität’ oder den Dogmatismus damaliger DDR-Marxisten kaum herauskommen. Jürgen Kuczynski fragte sich – ein knappes Jahrzehnt, bevor die Halbleiter-Industrie der DDR sich an der Produktion von 256MB-Chips verhub<sup>15</sup>: „Kann die wis-

<sup>11</sup> K. Marx, Grundrisse, a.a.O., S. 7.

<sup>12</sup> Vgl. K. Marx, Die technologisch-historischen Exzerpte. Historisch-kritische Ausgabe, hg. v. H.-P. Müller, Frankfurt/M./Berlin/Wien 1982. Jetzt zuverlässiger in MEGA<sup>2</sup>, Abt. IV, Bde 6 (Brüssel), 9 (Londoner Hefte) und später.

<sup>13</sup> K. Marx, Grundrisse, a.a.O., S. 635f.

<sup>14</sup> J. Kuczynski, Vier Revolutionen der Produktivkräfte. Theorien und Vergleiche. Mit kritischen Bemerkungen und Ergänzungen von Wolfgang Jonas, Berlin 1975.

<sup>15</sup> Zu den realhistorischen Bedingungen dieses Problems vgl. J. Roesler in diesem Heft.

senschaftlich-technische Revolution unter den Produktionsverhältnissen des Kapitalismus durchgeführt werden?“<sup>16</sup> Und seine Antwort lautete lapidar: „Die wissenschaftlich-technische Revolution wird unter dem staatsmonopolistischen Kapitalismus [man muss dazu wissen, dass für Kuczynski Lenins These vom staatsmonopolistischen Kapitalismus als ‘unmittelbare Vorstufe zum Sozialismus’ noch immer galt – WG] nicht durchgeführt und kann auch theoretisch [sic] nicht durchgeführt werden.“ Niemals werde die WTR „ein solches Ausmaß in der kapitalistischen Produktion erreichen können, dass man sagen kann: der Mensch steht neben dem Produktionsprozess, ist nur noch ihr Wächter und Regulator.“<sup>17</sup> Hier wurde Marx’ theoretische – und bis zu einem gewissen Grade wohl auch spekulative – Analyse aus den ‘Grundrissen’ als empirische Prognose missverstanden und damit überstrapaziert.

Das alles aber hinderte Kuczynski und Jonas freilich keineswegs daran – gestützt auf Marx ‘Grundrisse’ – , theoretisch bemerkenswert klare und prinzipiell auch heute – unter den Bedingungen der ‘digitalen Revolution’ – noch geltende Überlegungen zum ‘Kernprozess’ der WTR anzustellen, wie sie allerdings schon früher, gegen Ende der 1960er Jahre, in dem von ihnen nicht genannten Richta-Report enthalten waren.<sup>18</sup>

So heißt es bei Jonas: „Die Begründung der Wissenschaft von den dynamischen Regelprozessen und die Entwicklung der Elemente der Steuer- und Regeltechnik leiteten gegen Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts einen revolutionären Prozess im Bereich der gesellschaftlichen Produktivkräfte ein, dessen ganze Tragweite und Auswirkung heute noch nicht im vollen Umfang übersehen werden kann. Kernprozess dieser beginnenden revolutionären Umgestaltung ist die Automatisierung der Produktion. Die wissenschaftlich-technische Revolution ist genauso wenig wie die Industrielle Revolution des Kapitalismus eine nur technische Revolution, sie erfasst und wandelt die gesamte Struktur der Gesellschaft.“ Jonas betont – noch ohne Ahnung von der zukünftigen Bedeutung der Computer etc. –, „dass das entscheidende Glied, von dem die ganze gesellschaftliche Umwälzung ausgeht“, die Steuer- und Regeleinrichtungen innerhalb des automatischen Maschinensystems sind. „Durch die Einführung technischer Steuer- und Regeleinrichtungen schiebt der Mensch in dem Auseinandersetzungsprozess mit der Natur wiederum ein neues Element der gesellschaftlichen Produktivkräfte zwischen sich und die Natur. Seine Stellung in diesem Auseinandersetzungsprozess, seine Stellung zur Natur, das heißt seine Stellung als Produktivkraft, wird verändert. *Der Mensch scheidet als Glied des produktionstechnischen Systems aus dem unmittelbaren Produktionsprozess, dem eigentlichen Fertigungsprozess, aus.* All die qualvollen psychisch und physisch so belastenden Routinefunktionen, die höchste Konzentration bei gleichzeitiger unendlicher Monotonie abverlangten, die geistige

---

<sup>16</sup> Kuczynski, a.a.O., 118-127.

<sup>17</sup> Kuczynski, a.a.O., 127.

<sup>18</sup> R. Richta u.a. (Hg.), Politische Ökonomie des 20. Jahrhunderts. Die Auswirkungen der technisch-wissenschaftlichen Revolution auf die Produktionsverhältnisse, Frankfurt/M. 1971.

und körperliche Beweglichkeit erforderten, aber zugleich Geist und Körper durch die auf die Spitze getriebene Vereinseitigung verkümmern ließen, übergibt der Mensch einem technischen System. *Der Mensch tritt neben den Fertigungsprozess als sein Arrangeur und Konstrukteur. Der eigentliche Fertigungsprozess ist zu einem geschlossenen System der vom Menschen zweckgerichtet aufeinander wirkenden Naturgewalten geworden, vergegenständlichte Wissenschaft des Menschen, der dank der 'List der Vernunft' die Naturkräfte aneinander so abarbeiten lässt, dass die von ihm gewünschte Veränderung der Naturstoffe vollzogen wird.*“ (Hervorh. WG)<sup>19</sup>

Dies alles sollte freilich nach Kuczynski unter den sozial-ökonomischen Verhältnissen des Kapitalismus nicht möglich und vor allem mit seinen positiven sozialen Folgen nur sozialistischen Verhältnissen vorbehalten sein. Heute aber stehen wir unter neoliberal entfesselten finanzkapitalistischen Verhältnissen mitten in einer Produktivkraftrevolution, die alle wesentlichen Merkmale der von Kuczynski, Jonas oder im Richta-Report als 'wissenschaftlich-technisch' bezeichneten Revolution aufweist, ja sie tendenziell noch hinter sich zu lassen scheint. Denn mit dem Kernprozess der heute in Deutschland als Industrie 4.0 (anderswo unter anderem Logo: 'smart factory', 'integrated industry', 'industrial internet') propagierten und prognostizierten Etappe der kapitalistischen Produktivkraftentwicklung, dem 'Internet der Dinge', wird – sofern man deren Propagandisten glauben darf – der Mensch (als lebendiger Träger der Arbeitskraft) nicht einmal mehr als 'Wächter und Regulator' des unmittelbaren Produktionsprozesses (allenfalls als 'Retter in letzter Instanz', vergleichbar dem Staat in der Finanzkrise) benötigt werden, denn gerade das 'Überwachen' und 'Regulieren' des Maschinensystems, der ganzen Fabrik und selbst darüber hinaus, wird als Spezifikum der technischen (digitalen) Selbstregulation im 'Internet der Dinge' (IdD) der Industrie der nahen Zukunft angesehen.

Gegenüber solch euphemistischen Technikprognosen, insbesondere, wenn sie – wie im Falle des Projekts 'Industrie 4.0' – von interessierter Seite vorgetragen werden<sup>20</sup>, ist Skepsis angebracht, nicht zuletzt auch was den Zeithorizont anbelangt. Ob sich das 'Mooresche Gesetz', wonach sich die Leistungsfähigkeit (oder Komplexität) integrierter Schaltkreise (als 'stoffliche' Grundlage der digitalen Revolution) ca. alle ein bis zwei Jahre verdoppelt, auch auf das hochkomplexe Zusammenwirken von Computer-Hard- und 'immaterieller' Software, d.h. auf die potentielle Produktivität der digitalisierten Produktion übertragen lässt, ist keineswegs ausgemacht. Dennoch wäre es ein fataler Irrtum, die Dynamik der Entwicklung auf diesem Gebiet zu unterschätzen, auch und gerade in der aktuellen Periode des Umbruchs vom Internet als Kommu-

<sup>19</sup> W. Jonas zit. nach Kuczynski, a.a.O. 114f.

<sup>20</sup> Das Projekt 'Industrie 4.0' wird schließlich von der deutschen. Industrie gemeinsam mit halbstaatlichen Forschungseinrichtungen (Fraunhofer-Gesellschaft u.a.) und der Bundesregierung durchgeführt und von letzterer auch finanziell unterstützt, um die industrielle Wettbewerbsfähigkeit für die Zukunft gegenüber Konkurrenzprojekten wie dem „Industrial Internet Consortium“ (IIC) verschiedener US-Konzerne zu sichern.

nikationsmedium zwischen Menschen (allenfalls zwischen Mensch und Maschine) zum 'Internet der Dinge' in der industriellen Produktion. Dabei handelt es sich um die dynamische Vernetzung von 'realer' (stofflich, dinglich existierender) 'Welt' (in Form von Produkten und Produktionsmittel) und 'digitaler Welt' (symbolisch in Form von Programmen, Algorithmen etc. repräsentierter 'Welt') zu einem 'cyber-physischen System'.<sup>21</sup>

Nun gilt zwar – trotz eifriger Propaganda – noch immer: „Keiner weiß genau, was Industrie 4.0 ist, aber jeder redet darüber.“<sup>22</sup> Die Praktiker haben jedoch durchaus konkrete Vorstellungen: „Es geht bei Industrie 4.0 um zwei entscheidende Dinge. Am Ende soll erreicht werden, dass die Produkte mit den Maschinen kommunizieren. Heute wird eine Produktionsanlage so automatisiert, dass sie in kurzer Zeit einen hohen Durchlauf hat. Große Stückzahlen in kurzer Zeit, Skaleneffekte stehen im Vordergrund. Dazu reicht es, die Anlagen individuell zu steuern. Künftig soll die Anlage – der Roboter, das Band, das Bearbeitungszentrum – nicht nur an jedem Werkstück den Arbeitsgang vornehmen, den man ihr einprogrammiert hat. Künftig wird die Produktionsanlage selbst erkennen, was sie an dem neuen Werkstück zu machen hat. Dazu muss das Werkstück seine Visitenkarte in Form eines elektronischen Chips, einer funktechnisch ablesbaren Kennung oder eines ablesbaren Strichcodes ähnlich wie im Supermarkt an sich tragen. Die Maschine erkennt die Visitenkarte und weiß, was zu tun ist. Es wird nicht mehr jedes Werkstück gleich bearbeitet, sondern individuell. Theoretisch geht es nicht um immer größere, sondern um kleinere Serien oder im Extrem um automatisierte, individuelle Einzelfertigung. Wenn aber jede Bearbeitungsmaschine selbst erkennt, was an einem Werkstück zu tun ist, kann sich mit der gleichen Technik auch jedes Werkstück seine Bearbeitungsmaschine suchen, also spontan freie Kapazitäten auswählen, und muss nicht einem lange vorher ausgearbeiteten Produktionsplan folgen. Die Produktion wird effizienter. Diese enge und direkte Verknüpfung von Produkt und Produktion funktioniert aber nur, wenn die Dualität gegeben ist. Das bedeutet, zu jedem realen Objekt muss es ein virtuelles Abbild geben. Jedes Produkt, jede Maschine muss digital erfasst sein, damit sie später mit anderen Maschinen oder Werkstücken kommunizieren kann. Kommunizieren können die beiden nur auf der virtuellen Ebene. Die Gemeinsamkeit von physisch realem Bild und digitalem Abbild bezeichnen Experten als cyberphysikalisches Produktionssystem. Bis hierher ist noch nicht einmal das Internet im Spiel. „Industrie 4.0 geht auch ohne Internet“<sup>23</sup> ...

---

<sup>21</sup> Die ersten Ansätze des IdD werden sich voraussichtlich – vermutlich sogar früher als in der industriellen Produktion – auch in anderen Bereichen (Lagerhaltung, Logistik und Verkehr, Haushalt etc.) durchsetzen.

<sup>22</sup> Kai Schewpe, Geschäftsführer Arbeitspolitik des Verbands Südwestmetall, zit. n. FAZ v. 27.10.2014, S. 20.

<sup>23</sup> Gemeint ist hier, dass anstelle des World-Wide-Web zunächst auch das (fabrik- oder unternehmensinterne) Intranet benutzt werden kann. Die temporäre Einschränkung reflektiert das aktuelle Misstrauen der dt. Industrie gegenüber der digitalen Industriespionage sog. freund-feindlicher Mächte.



Aber mit Internet geht es noch besser und vor allem weiter, weil Internet die Möglichkeiten der Kommunikation in der Fabrik kombiniert mit der Kommunikation mit anderen Fabriken, mit Lieferanten und Kunden.“<sup>24</sup>

### III.

Natürlich haben die Gewerkschaften die großen und für die industriellen wie für die Dienstleistungsbeschäftigten vielfach bedrohlichen Konsequenzen dieser neuen Etappe der digitalen Revolution längst erkannt, wie die zahlreichen Arbeitskreise, Konferenzen etc. der letzten Jahre belegen.<sup>25</sup> Aber dabei ging es, und kann es wohl auch unter den derzeitigen sozial-politischen Bedingungen nur um die Frage der Mitgestaltung und sozialen Abfederung der nach wie vor kapitalistisch bestimmten Produktivkraftrevolution im Beschäftigteninteresse gehen. Aber wenn das prognostizierte 'Internet der Dinge' in der Industrie und im Dienstleistungssektor in den kommenden ein bis zwei Jahrzehnten tatsächlich auch nur annähernd jenen quantitativen und qualitativen Wandel hervorbringt, wie von seinen Protagonisten verkündet, stellen sich die in (II) angedeuteten Diskussionen der 1960/1970er Jahre nach den sozialen Folgen von Automation und wissenschaftlich-technischer Revolution bis hin zur Problematik des Formationswechsels nunmehr auf weitaus höherem Entwicklungsniveau erneut. Gewiss nicht als Tagesaufgabe, wohl aber als perspektivisch mittel- und längerfristige Herausforderung für eine marxistisch fundierte, strategisch orientierte Politik. Denn das oben von dem Vertreter von Siemens zuletzt genannte Potential der 'digitalen Revolution' weist prinzipiell weit über die von ihm genannte Unternehmensperspektive, ja über eine von Konkurrenz und Ausbeutung der Arbeitskraft geprägte Gesellschaft hinaus auf eine Produktionsweise, in der frei assoziierte Individuen ihre produktiven wie allseitigen Beziehungen untereinander und zur Natur in ihrer Gesamtheit auf demokratische, solidarische und zugleich rationelle Weise zu regeln in der Lage wären, einer Gesellschaft, in der 'Big- und Smart Data' (als digitale Basis gesellschaftlicher Planung) nicht vorwiegend als Bedrohung, sondern als Chance begriffen werden könnten. Dies in einer programmatischen Alternative auf wissenschaftlicher Basis für eine große Mehrheit der Menschen glaubhaft deutlich zu machen, wäre eine – freilich nur diskursiv und gemeinsam – zu lösende Aufgabe für Marxisten im ersten Drittel des 21. Jahrhunderts.

---

<sup>24</sup> S. Russwurm, Vorstandsvorsitzender des Sektors Industrie und Mitglied im Vorstand der Siemens AG, zit. n. G. Giersberg, Eine Vision auf dem Weg zur Wirklichkeit, in: FAZ v. 3. 7. 2013, S. U3.

<sup>25</sup> Die IG-Metall hat im September 2014 gemeinsam mit der Hans-Böckler-Stiftung bereits ihre 6. Konferenz zu den sozialen Folgen von 'Engineering und IT' veranstaltet.

*Wolfgang Pomrehn*

## **Umweltpolitik: Kann die Industriegesellschaft noch rechtzeitig umgebaut werden?**

Als Ende der 1960er Jahre in Westdeutschland und anderswo die Jugend anfang zu rebellieren und kommunistische Organisationen aller Art wie Pilze nach einem warmen Regen aus dem Boden schossen, da stand Umweltschutz nicht gerade oben an auf den Listen ihrer Forderungen. Es dauerte ein paar Jahre, bis das wachsende Unbehagen über die industrielle Entwicklung in Teilen der Öffentlichkeit auch die Linke erreichte.

Dabei war manches Umweltproblem damals viel augenfälliger als es heute oft der Fall ist. In den meisten Flüssen und Seen musste das bis dahin weit verbreitete Baden verboten werden, die Binnenfischerei litt unter der grassierenden Wasserverschmutzung durch ungeklärte Industrie- und Haushaltsabwässer, Müllverbrennungsanlagen pusteten ihre Gifte nahezu ungefiltert in die Luft und ließen Flusssäure sowie Dioxine vom Himmel regnen und Entschwefelungsanlagen für Kohlekraftwerke waren noch ein Fremdwort.

Zu dieser wachsenden Grundsorge in Teilen der Bevölkerung kam noch eine Frage hinzu, nämlich die nach der Tragfähigkeit der bisherigen industriellen Entwicklung. 1972 machte eine im Auftrag des Club of Rome durchgeführte Studie von sich reden. Der lange Nachkriegsboom ging langsam zu Ende, und nun schwante es vielen, dass es nicht ewig so weiter gehen konnte. „Die Grenzen des Wachstums“<sup>1</sup> zeigten auf, dass exponentielles Wachstum in einer begrenzten Welt schon relativ rasch zur Erschöpfung führen muss. Zwei der seinerzeit durchgerechneten Szenarien sahen einen Zusammenbruch der Weltwirtschaft für etwa Mitte dieses Jahrhunderts voraus. Verdeutlichen lässt sich das vielleicht am Beispiel der chinesischen Kohle: Chinas bekannte Reserven – weltweit die zweitgrößten – reichen, setzt man den konstanten Verbrauch von 2010 voraus, bis zur Mitte des Jahrhunderts. Steigt der Verbrauch aber weiter wie zuletzt um zehn bis 15 Prozent jährlich, dann wäre schon Anfang bis Mitte der 2030er Jahre Schluss.

### **Die Anti-Atom-Bewegung**

Heute ist das Bewusstsein über die Endlichkeit der natürlichen Ressourcen weit verbreitet und in der Linken wenig umstritten. Doch seinerzeit taten sich traditionelle Linke und insbesondere die Gewerkschaften zunächst schwer mit dieser neuen Form der Industriekritik. Besonders letztere waren noch Ende der 1970er Jahre auf dem ersten Höhepunkt der Anti-AKW-Bewegung stramm auf Atomkurs, und einige linke Organisationen sollten sich noch eine

---

<sup>1</sup> Meadows, Dennis, Donella H. Meadows und Erich Zahn: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, 1972.

ganze Zeit im – für den Rest der Bewegung unterhaltsamen – Spagat zwischen Beteiligung an der westdeutschen Anti-AKW-Bewegung und Rechtfertigung von Atomkraftwerken – je nach Ausrichtung – in der DDR oder in China üben.

Doch als sich die Auseinandersetzung um den Bau von Atomkraftwerken rasch zuspitzten; als im Februar 1975 ganz im Südwesten der Republik bei dem Dörfchen Wyhl Bürger mit der Besetzung einer AKW-Baustelle begannen, die neun Monate andauern sollte, konnten sich die Linken nicht einfach heraushalten. Die Anti-AKW-Bewegung wuchs rasch zu einer in zahllosen lokalen Initiativen und verschiedenen bundesweiten Netzwerken organisierten Massenbewegung heran und konnte letztlich eine ganze Reihe von Erfolgen erzielen: 24 ursprünglich geplante AKW wurden nicht gebaut oder gingen zumindest nicht ans Netz, wie der Schnelle Brüter in Kalkar. Eine Wiederaufbereitungsanlage – wesentliches Element eines vollständigen Atomprogramms und wichtig für den Bau von Atombomben – wurde erst im niedersächsischen Gorleben und dann im bayerischen Wackersdorf verhindert. Und schließlich: Ohne diese hartnäckige und tief in der Bevölkerung verankerte Anti-AKW-Bewegung hätte die schwarz-gelbe Bundesregierung im Frühjahr 2011 nach der multiplen Reaktorkatastrophe im japanischen Fukushima nicht ihren nur wenige Monate zuvor gefassten Beschluss zur Laufzeitverlängerung der AKW bis in die 2030er und 40er Jahre zurückgenommen.

## **Andere Umwelt-Großkonflikte**

Die Atomkraftnutzung war jedoch nicht der einzige Umwelt-Großkonflikt, der in dieser Zeit virulent wurde. Andere waren: Das so genannte Waldsterben, die von den FCKWs (Fluorchlorkohlenwasserstoffen) angegriffene, UVb-Strahlung abhaltende Ozonschicht in der Stratosphäre, der sommerliche Ozon-smog am Boden und vor allem der Klimawandel. Dass derlei Dinge durchaus auch im Kapitalismus in den Griff zu bekommen sind, hat sich an den FCKWs und der Ozonschicht gezeigt. Nach erheblichen Protesten in den Industriestaaten und einigen Jahren zäher Verhandlungen wurde 1987 das Montreal Protokoll unterzeichnet, das für das schrittweise Auslaufen der FCKW-Produktion sorgte. Die Stoffe sind zwar langlebig, aber inzwischen zeichnet sich der Erfolg dieser Politik ab. Hier spielten Umweltorganisationen wie Greenpeace eine wichtige Rolle. Seit einigen Jahren wird das sommerliche Ozonloch über der Antarktis nicht mehr größer. Die Voraussetzungen waren allerdings vergleichbar einfach: Es ging lediglich um die Interessen einer überschaubaren Zahl von Chemiekonzernen, Ersatzstoffe waren bekannt und Alternativ-Technik im Prinzip bereits entwickelt.

## **Zentrales Problem: Klimawandel**

Ganz anders die Verhältnisse im Klimakonflikt: Hier geht es ans Eingemachte, an die Interessen der Automobil-, Energie- und Chemieindustrie, der zentralen Kräfte des Kapitals also, aber auch an den Kern der industriellen Le-

bensweise. Erst durch die Erschließung neuer Energieressourcen jenseits von einfachen Wind- und Wassermühlen sowie tierischer Kraft, war die Entwicklung der Produktivitätskräfte auf das heutige Niveau möglich. Das Problem dabei: Diese Ressourcen sind meist fossiler Art, das heißt, es handelt sich um Kohle, Erdgas oder Erdölprodukte, und bei deren Verbrennung entsteht Kohlendioxid (CO<sub>2</sub>). Nur rund die Hälfte dieses Spurengases wird derzeit von den Ozeanen und der Biosphäre aufgenommen, während die andere Hälfte für viele Jahrhunderte in der Atmosphäre verbleibt, sich dort anreichert und als Treibhausgas wirkt.

Im Prinzip wissen Wissenschaftler schon seit dem 19. Jahrhundert, dass diese Gase in der Atmosphäre die Wärmeabstrahlung der Erdoberfläche absorbieren und damit die untersten Luftschichten erwärmen. Ohne sie lägen die Temperaturen der Atmosphäre im globalen Mittel nicht bei rund 14,6 Grad Celsius wie jetzt, sondern eher bei -15 Grad Celsius, und die Erde wäre ein Eisplanet, auf dem sich nie Leben hätte entwickeln können. Vor allem Wasserdampf und das besagte CO<sub>2</sub> verhindern das. Letzteres ist auch ein natürlicher Bestandteil der Atmosphäre - aber, und das ist der springende Punkt, industrielle Aktivitäten des Menschen sowie im geringeren Umfang auch die Entwaldung führen zu einem Anstieg der CO<sub>2</sub>-Konzentration in der Atmosphäre. 270 Millionstel Volumenanteile (ppm) hatte sie zu Beginn der Industrialisierung betragen, 2014 waren es hingegen im Jahresmittel voraussichtlich schon rund 400 ppm. Etwa 80 ppm sind allein seit Ende der 1950er Jahre hinzugekommen.

Erste Diskussionen über den Einfluss der industriellen Abgase auf das globale Klima gab es in den 1920 und 1930er Jahren, die aber wieder erloschen. Auf der Nordhalbkugel folgte nach einer Erwärmung in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts eine Abkühlung, die bis zum Ende der 1960er Jahre anhalten sollte. Noch war der Einfluss des CO<sub>2</sub> gering und wurde von der natürlichen Variabilität des Klimas überlagert.

Unter anderem mangelte es zu jener Zeit auch noch sehr an Daten, um überhaupt den Zustand des Klimasystems beurteilen zu können. Zum Beispiel werden etwas über 90 Prozent der von den zusätzlichen Treibhausgasen eingefangenen Energie in den Ozeanen gespeichert, und über diese hat die Wissenschaft erst seit den 1990er Jahren einen halbwegs passablen Überblick. CO<sub>2</sub> wird erst seit den späten 1950er Jahren kontinuierlich gemessen, und zu dieser Zeit belebte sich auch allmählich die wissenschaftliche Diskussion über den Einfluss der von den Menschen in die Atmosphäre geblasenen Treibhausgase. Die ersten Computer machten in den 1960er Jahren die Berechnungen einfacher Klimamodelle möglich. Ende der 1970er Jahre wurden dann die ersten internationalen Workshops zum Thema im Rahmen der Weltmeteorologieorganisation abgehalten, und Vorbereitungen für eine erste Weltklimakonferenz getroffen.

1979 legte dann die US-amerikanische Akademie der Wissenschaften einen ersten Bericht vor, der zu dem Schluss kommt, dass bei einer Verdoppelung des CO<sub>2</sub>-Gehalts in der Atmosphäre die globale Mitteltemperatur um 1,5 bis

4,5 Grad Celsius über das vorindustrielle Niveau steigen wird. Noch im gleichen Jahr starteten die ersten internationalen Klimaforschungsprogramme, und ein Jahr später widmete der vom seinerzeitigen US-Präsidenten Jimmy Carter in Auftrag gegebene und auch in der westdeutschen Umweltbewegung viel gelesene Bericht „Global 2000“<sup>2</sup>, dem Thema ein Kapitel. Etwas später, in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre wurde der Klimawandel auch in der westdeutschen Öffentlichkeit zu einem wichtigen Thema, und hiesige Klimawissenschaftler nahmen sich des Themas immer mehr an. (Auch in der DDR gab es entsprechende Forschung. Inwiefern der Klimawandel Thema der öffentlichen Debatte war, entzieht sich meiner Kenntnis.)

## Herausforderung für die Politik

Seinerzeit sprach man übrigens noch vom drohenden Klimawandel. Die meisten Meteorologen vermieden es noch, die sich seit Beginn der 1970er erneut deutlich in den Daten zeigende globale Erwärmung mit den zusätzlichen Treibhausgasen zu erklären. Nach damaligem Kenntnisstand hätte sie genauso gut Ausdruck natürlicher Fluktuationen sein können. Heute, 35 Jahre später ist klar, dass der Wandel längst begonnen hat: „Der menschliche Einfluss auf das Klimasystem ist klar und die jüngsten Treibhausgasemissionen aus menschlichen Aktivitäten sind die höchsten in unsere Geschichte. Jüngste Klimaveränderungen hatten verbreitete Auswirkungen auf menschliche und natürliche Systeme“<sup>3</sup>, heißt es in der am 1. November 2014 veröffentlichten Zusammenfassung des neuesten Berichts des sogenannten Weltklimarats.

Dieser Weltklimarat oder genauer: der Zwischenstaatliche Ausschuss für Fragen des Klimawandels IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change) war 1988 gegründet worden, und hat seitdem in fünf großen Sachstandberichten jeweils den Stand der internationalen Forschung zu den Ursachen, Mechanismen, möglichen Auswirkungen und Verhinderungsmöglichkeiten des Klimawandels zusammen gefasst. 1988 wurde auch die erste Enquetekommission des damals noch westdeutschen Bundestags zum Thema ins Leben gerufen. Sie und ihre Nachfolgerinnen produzierten bis 1995 mehrere tausend Seiten Berichte zum Thema „Schutz der Erdatmosphäre“. Darin hieß es schon 1992: „Die wissenschaftlichen Erkenntnisse lassen keinen anderen Schluss mehr zu: Anthropogene Emissionen verursachen die zunehmende Erwärmung der Erdatmosphäre. Wissenschaftler warnen bereits seit zwei Jahrzehnten eindringlich vor den katastrophalen Folgen der Temperaturerhöhung. Inzwischen ist diese Sorge wissenschaftlich bestätigt.“<sup>4</sup>

---

<sup>2</sup> Barney, Gerald O. Et al., 1980: The Global 2000 Report to the President, Washington. Auf Deutsch noch im gleichen Jahr bei Zweitausendeins, Frankfurt a.M.

<sup>3</sup> Intergovernmental Panel on Climate Change: Fifth Assessment Synthesis Report: Climate Change 2014 Synthesis Report, Approved Summary for Policymakers. Genf 2014.

<sup>4</sup> Enquete-Kommission „Schutz der Erdatmosphäre“ des deutschen Bundestages (Hrsg.), Bonn 1992.

Die Schlussfolgerung, die die hiesige politische Führung daraus zog war ambivalent. Zum einen wurde das Problem unumwunden eingestanden – etwas, womit viele Politiker in den USA, aber auch in Tschechien oder Polen noch heute erhebliche Schwierigkeiten haben – und große Versprechen gemacht. Zum anderen waren die effektiv ergriffenen Maßnahmen marginal. Hinter großen Worten, einer im Vergleich zu früheren Jahrzehnten großzügigen Unterstützung für die Klimaforschung und hektischer Scheinaktivität auf der internationalen Bühne – Bundeskanzler Helmut Kohl spielte sich zum Beispiel zum großen Beschützer des brasilianischen Regenwaldes auf – wurde die eigene Tatenlosigkeit verborgen. Dabei kam den Bundesregierungen in den 1990er Jahren zugute, dass die Treibhausbilanz Deutschlands durch die Annexion und Deindustrialisierung der DDR erheblich aufgehübscht wurde. Durch sie sanken die deutschen Treibhausgasemissionen um rund zehn Prozent, ohne dass auch nur eine einzige Klimaschutzmaßnahme ergriffen wurde.

Immerhin gab es aber 1991 – zehn Jahre nach einem ähnlichen Gesetz in Dänemark – das erste Einspeisegesetz, das es Windkraftanlagenbesitzern ermöglichte, ihren Strom ins Netz zu schicken. Und die Bundesregierung hatte einen gewissen Anteil daran, dass 1992 auf dem großen Erdgipfel für Umwelt und Entwicklung die UN Klimaschutzrahmenkonvention unterzeichnet werden konnte. Damit gibt es nun die formal die völkerrechtliche Verpflichtung, eine „gefährliche Eingriffe in das Klimasystem“<sup>5</sup> zu verhindern. Findige US-Diplomaten kamen allerdings schon bald darauf, dass die von der Konvention vorgesehene Forderungen an die Industriestaaten, ihre Emissionen auf das Niveau von 1990 zu begrenzen, als nicht verbindlich anzusehen sind. Tatsächlich haben die USA sich bis heute auf keine Begrenzung ihrer Treibhausgasemissionen eingelassen, die abgesehen von einigen Ölförderstaaten zu den weltweit höchsten pro Kopf der Bevölkerung gehören.

Für die Bundesrepublik kam der Offenbarungseid 1995. Bundesumweltminister Klaus Töpfer hatte die Vertragsstaaten der Klimakonvention zur ersten der seitdem jährlich stattfindenden Klimakonferenzen nach Berlin eingeladen. Eigentlich hätte er als Gastgeber den Entwurf für ein Protokoll vorlegen sollen, für einen Ausführungsvertrag zur Konvention also. Doch Töpfer war mit seinem Vorschlag im Bundeskabinett an seinen Kollegen aus dem Wirtschafts- und Verkehrsressort gescheitert. Die fanden am Klimaschutz keinen Gefallen, weil er die Interessen der deutschen Energie- und Automobilkonzerne erheblich tangierte. Deutschland hatte also zur Berliner Konferenz seine Hausaufgaben nicht gemacht, und Töpfer war zuvor zurückgetreten, um sich die Blamage zu ersparen. Stattdessen wurde Angela Merkel als neue Umweltministerin vorgeschickt, die sich auf der Konferenz lediglich darum kümmerte, dass das Sekretariat der Klimakonvention in Bonn angesiedelt wird. Außerdem versuchte sie, wenn auch vergebens, Atomkraft als klimafreundliche Technik in die Konferenzdokumente zu schmuggeln.

5

---

United Nation Framework Convention on Climate Change, Article 2.

Das Klimaschutz-Protokoll kam dann erst zwei Jahre später im japanischen Kyoto zustande und trat erst 2005 in Kraft. Trotz seines weitgehend zahnlosen Inhalts wurde es von den USA nie ratifiziert – wohl aber entgegen oft gehörter Behauptungen von Staaten wie China und Indien. 2012 ist es ausgelaufen, und lange nicht alle Industriestaaten haben die in dem Protokoll enthaltenen, ohnehin nur mäßigen Verpflichtungen zur Reduktion ihrer Emissionen erfüllt. Deutschland steht formell etwas besser da, aber hier war man auch von einem hohen Niveau gestartet. Derzeit werden hierzulande pro Kopf und Jahr noch immer etwas über elf Tonnen CO<sub>2</sub>-Äquivalente in die Luft geblasen. Das meiste davon ist CO<sub>2</sub>, und die anderen Treibhausgase werden entsprechend ihrer Klimawirksamkeit in CO<sub>2</sub> umgerechnet. Das ist zwar eine Minderung von rund 23 Prozent gegenüber 1990, aber immer noch Lichtjahre von den 1,5 Tonnen pro Kopf und Jahr entfernt, die bis 2050 erreicht sein müssen.

## Auseinandersetzung um die Energiewende

Aber dennoch ist die Ausgangslage für effektiven Klimaschutz eigentlich nicht so schlecht. Erneuerbare Energieträger liefern 2014 voraussichtlich bereits rund 30 Prozent des Nettostromverbrauchs, und das ist besonders wichtig. Der Energiesektor ist nämlich mit 40 Prozent der größte Posten in der deutschen Treibhausgasbilanz. Bis 2050 sind 100 Prozent Erneuerbare in der Elektrizitätswirtschaft möglich, hat mit eher konservativen Annahmen der für die Bundesregierung arbeitende Sachverständigenrat für Umweltfragen (SRU) vorgerechnet.<sup>6</sup> SRU-Mitglied Olav Hohmeyer von der Uni Flensburg kommt mit etwas ehrgeizigeren Zielen sogar zu dem Schluss, dass der vollständige Umstieg schon bis 2030 möglich ist.

Das Problem ist allerdings, dass den Energiekonzernen damit der größte Teil ihres Stromgeschäfts wegbricht. Insbesondere mit dem schädlichsten aller Brennstoffe, der Braunkohle, die RWE, Vattenfall und Mibrag von der öffentlichen Hand so gut wie geschenkt bekommen, würden diese noch gerne möglichst lange weiter Geschäfte machen. Auch die neuen Steinkohlekraftwerke sollen noch möglichst lange weiter laufen, und deshalb hat die große Koalition im Sommer 2014 mit der Novelle des Erneuerbare-Energien-Gesetzes den Ausbau der erneuerbaren Energieträger erheblich verlangsamt: Biogas wurde nahezu völlig ausgebremst und bei der Fotovoltaik tröpfelt der Ausbau nur noch vor sich. Und das, obwohl sich Solarmodule in den letzten vier Jahren um rund 75 Prozent verbilligt haben. Strom aus neuen Solaranlagen wird zur Zeit je nach Anlagenart und -größe nur noch mit etwas über acht bis unter 13 Cent pro Kilowattstunde vergütet. Gerade jetzt, wo er billig wird, wird der Solarausbau also ausgebremst. Auch der Ausbau der Windenergie an Land könn-

---

<sup>6</sup> Sachverständigenrat für Umweltfragen: Wege zu 100% erneuerbaren Stromversorgung, Berlin 2011.

<sup>7</sup> Hohmeyer, Olav, Sönke Bohm, Gesine Bökenkamp und Frauke Wiese: Atomausstieg 2015 und regionale Versorgungssicherheit – Kurzgutachten, Flensburg 2011.

te schon bald in Bedrängnis kommen, weil die Bundesregierung versucht, Ausschreibe- und Quotenmodelle einzuführen, die den Neubau begrenzen und vor allem größere Akteure bevorzugen würde, also zum Beispiel Fondsgesellschaften gegenüber lokalen Genossenschaften.

Auf der internationalen Ebene hat der Druck der Energie-, Chemie- und Automobilkonzerne dazu geführt, dass sich die EU nur auf ein windelweiches Klimaschutzziel für 2030 geeinigt hat, mit dem sie nun in die Verhandlungen für ein neues Klimaschutzabkommen geht. Die 40 Prozent Reduktion vom 1990er Niveau – von heute gesehen etwa minus 21 Prozentpunkte – sind viel zu wenig, um andere Staaten, vor allem die USA unter Druck zu setzen. Sie würden nämlich bedeuten, dass die EU bis 2030 nicht einmal die Hälfte des Weges geschafft hätte, der bis 2050 zurückzulegen ist. Von der nächsten Klimaschutzkonferenz 2015 sollte man daher nicht zu viel erwarten. Klimaschutz muss in den einzelnen Ländern, vor allem in den großen Industriestaaten, durchgesetzt werden.

Die Fronten, an denen dies geschehen wird, sind vielfältig. Das Aufhalten neuer Tagebaue im Rheinland und in der Lausitz gehört ebenso dazu wie die Verhinderung neuer Kohlekraftwerke, die in den letzten Jahren tatsächlich an zahlreichen, wenn auch nicht allen Standorten gelungen ist. Übrigens auch in den USA, wo Klimaschützer sich im Augenblick vor allen auf die Keystone-XL-Pipeline eingeschossen haben, die große Mengen kanadischen Teersand-Öls in die USA pumpen soll. Hier wie dort spielt sicherlich auch die Kontrolle über die Stromversorgung eine wichtige Rolle. Kann diese entmonopolisiert und zurück in die Verantwortung der Kommunen geholt werden? Können die Stadtwerke demokratischer verwaltet werden? Kann die technisch eigentlich nahe liegende Regionalisierung der Versorgung mehr Wertschöpfung in der Fläche binden und der immer stärkeren Konzentration des Wohlstands entgegenwirken? Oder wird auch in der Energiewirtschaft eine EU-weit wirkender Markt fetischismus zum Wohle von Konzernen und großen Kapitalfonds durchgesetzt? Und vor allem: Wird der Umbau der Energiewirtschaft schnell genug geschehen, um den Klimawandel noch im erträglichen Rahmen zu halten und die Weltwirtschaft vor schweren Preisschocks zu bewahren, die bei einer Verknappung der Ressourcen zu erwarten sind?



## Klassenverhältnisse: Aktivierung der Konkurrenz

### I. Verschiebungen in der Sozialstruktur

In den Sozialstruktur- und Klassenverhältnissen der (alten) Bundesrepublik haben sich in den zurückliegenden vierzig Jahren wesentliche Veränderungen vollzogen. Dabei geht es sowohl um offenbar langfristige Trends der Sozialstrukturveränderung wie auch um deutliche Brüche. Das ist in dieser Zeitschrift in einer ganzen Reihe von Beiträgen diskutiert und dargestellt worden und muss im Einzelnen nicht wiederholt werden.<sup>1</sup> Dieser Sachverhalt wird inzwischen auch in der zeitgeschichtlichen Forschung zur Kenntnis genommen, ohne die tiefer liegenden Ursachen zu erfassen.<sup>2</sup>

Zu den scheinbar eindeutigen („säkularen“) Langfristtrends gehört bei den Erwerbstätigen nach Stellung im Beruf – die arbeitsrechtlichen Kategorien haben freilich sehr oberflächlichen Charakter – der mehr oder weniger kontinuierliche Rückgang der Arbeiterbeschäftigung und der enorme Zuwachs der Angestelltenbeschäftigung. Mitte der 1980er Jahre kehrte sich das quantitative Verhältnis ihres jeweiligen Anteils an der Gesamtbeschäftigung um. Der Arbeiteranteil fiel in der alten BRD von 42 Prozent 1970 auf 37 Prozent 1980, der Angestelltenanteil stieg von 37 auf 43 Prozent. 2013 liegt diese Relation bei 23 zu 60 Prozent.<sup>3</sup> Dies wird mit dem generellen Trend der wachsenden Bedeutung des tertiären (Dienstleistungs-) Sektors und dem quantitativen Bedeutungsverlust des Bereichs der materiellen Produktion – also der Industrielandschaft bzw. des „produzierenden Gewerbes“ der amtlichen Statistik – in Zusammenhang gebracht. Abelshäuser konstatiert: „1965 stand die westdeutsche Industrielandschaft im Zenit ihrer relativen Ausdehnung: 59 Prozent aller Erwerbstätigen waren in ihr beschäftigt“. <sup>4</sup> Michael Schumann zufolge ist „Mitte der 1970er Jahre ... jene Schnittstelle erreicht, an der der sekundäre Sektor seine 70jährige Dominanz verliert.“ <sup>5</sup> Beiden Autoren ist bewusst, dass mit dem Strukturwandel der Arbeit, der wachsenden Bedeutung der vor- und nachgelagerten Sektoren der materiellen Produktion, dem größeren Gewicht

---

<sup>1</sup> Vgl. zuletzt in komprimierter Form Dieter Boris, Langfristige Trends der Sozialstrukturentwicklung als Hintergrund der Intelligenzanalyse (Thesen), in: Z 96 (Dezember 2013), S. 19-26.

<sup>2</sup> Vgl. z.B. Anselm Döring-Manteuffel/Lutz Raphael, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte nach 1970, Göttingen 2001, 2008; Moren Reitmayer/Thomas Schlemmer, Die Anfänge der Gegenwart. Umbrüche in Westeuropa nach dem Boom, München 2014.

<sup>3</sup> Destatis 2014 (Mikrozensus-Daten). Die Mikrozensus-Daten weichen aus Erhebungsgründen von jenen der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (VGR) im einzelnen ab, was hier und im Folgenden aber belanglos ist, da es nur um Trendangaben geht.

<sup>4</sup> Werner Abelshäuser, Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Von 1945 bis zur Gegenwart, München 2011 (2. A.), S. 310.

<sup>5</sup> Michael Schumann, Das Jahrhundert der Industriearbeit. Weinheim und Basel 2013, S. 7.

aller Bereiche der „immateriellen“, geistigen Arbeit für die materielle Produktion selbst die schematische Aufteilung in einen „sekundären“ und einen „tertiären“ Sektor an Erklärungskraft verliert. Im Dienstleistungssektor wird in vielen Bereichen zudem materiell produziert (Transport, Reparatur, Kochen, Reinigungstätigkeiten, Unterhalt von Infrastruktur und Umwelt u.a.m.), viele industrielle Dienstleistungen sind de facto nur ausgelagerte Bereiche der materiellen Produktion.<sup>6</sup>

Dennoch ist eindeutig, dass mit der Durchrationalisierung der materiellen Produktionssphäre und mit wachsender Produktivität der lebendigen Arbeit dieser Bereich einen viel größeren Überbau nützlicher (Bildung, Kultur, Pflege, div. Versorgungsdienste), aber auch unproduktiver und z.T. parasitärer Tätigkeiten (Sicherheits- und ideologische Apparate, Finanz- und Spekulationssphäre usw.) tragen kann. Dazu kommt die Ausweitung der Tätigkeiten, die für den ersten Lebensabschnitt von besonderer Bedeutung sind – die gesamte Sphäre der gesellschaftlich zu bewältigenden Kinderbetreuung, Erziehung und Qualifikation – wie der Care-Tätigkeiten, die mit wachsendem Gesundheitsverschleiß in der Arbeitswelt und der zeitlichen Ausdehnung der dritten Lebensphase „nach der Rente“ an Bedeutung gewinnen und gleichfalls nicht mehr allein familial zu bewältigen sind. Insofern ist die Ausweitung der Dienste zu Lasten der materiellen Produktion durchaus Realität, wenn auch auf nicht so spektakulärem Niveau, wie in der amtlichen Statistik ausgegeben.

Einige andere Trends verweisen eher auf Diskontinuitäten. Seit den 1970er Jahren wächst die Zahl der Erwerbstätigen im Gegensatz zu den 1960er Jahren wieder dauerhaft (1970 annähernd 26 Mio., 1990 über 29 Mio., in der BRD nach 1990 von knapp 37 Mio. im Jahr 2000 auf über 40 Mio. 2012), zugleich steigt die Zahl der Erwerbslosen schubweise an (amtliche Erwerbslosenquote 1970 = 0,6 Prozent, 1990 = 6,3 Prozent; 2000 = 9,2 Prozent, 2010 = 7 Prozent). Die Erwerbslosenquote war seit 1950 kontinuierlich gefallen und hatte, mit der kleinen Ausnahme der Jahre 1966/67, bis Anfang der 1970er Jahre einen Tiefpunkt erreicht. Seit den 1980er Jahren nimmt die Zahl der Selbstständigen wieder zu (ihr Anteil an den Erwerbstätigen liegt 1970 noch deutlich über 10 Prozent, 1980 bei 8,6 Prozent und steigt bis annähernd 11 Prozent 2010). Dies hängt in erster Linie mit dem Zuwachs sog. „Solo-Selbständiger“ zusammen, die keine Beschäftigten haben und z.T. nur Niedrigsteinkommen erzielen, ist also eher verdeckte Prekarität.<sup>7</sup> Insgesamt zeigt sich, dass Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre in den für die Sozialstrukturentwicklung grundlegenden Wirtschaftsstrukturen offenbar Verwer-

<sup>6</sup> Zur Kritik der Kategorien, Einstufungen und Berechnungen von materieller Produktion und Diensten im Rahmen der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (VGR) und Neuberechnung der Sektoren vgl. Jörg Miehe, Zur Struktur der Erwerbstätigkeit und gesellschaftlichen Arbeitsteilung in der BRD von 1957/1970 bis 2005, in: E. Lieberam/J. Miehe (Hrsg.), Arbeitende Klasse in Deutschland. Macht und Ohnmacht der Lohnarbeiter, Bonn 2011, S. 81-160.

<sup>7</sup> Daten nach Destatis (Mikrozensus). Vgl. Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, Memorandum 2014, Köln 2014, S. 56f.; Tab. A3.

fungen stattgefunden haben, die für die weitere Entwicklung von Belang sein sollten.

## II. Übergang zur intensiv erweiterten Reproduktion

Für die Nachkriegsprosperität in den 1950er und 1960er Jahren spielte die kontinuierliche Verfügbarkeit zusätzlicher lebendiger Arbeitskraft, die in den Ausbau des expandierenden Produktionsapparates integriert werden konnte, eine wesentliche Rolle. Diese Phase war auch im Kernbereich der Wirtschaft, der Industrie, durch ein hohes Maß an extensiver Reproduktion des Kapitals<sup>8</sup> gekennzeichnet. Die Quellen zusätzlicher Arbeitskraft – kriegsbedingte Zuwanderung (Vertriebene und Flüchtlinge); der hohe Ausgangssockel an Arbeitslosen (noch 1950 lag die AL-Quote bei über 12 Prozent); der vergleichsweise hohe Bestand an agrarischen Arbeitskräften – waren mit dem Rückgang der AL-Quote auf unter 1 Prozent Anfang der 1960er Jahre weitgehend versiegt. Das galt auch für den Zustrom qualifizierter Arbeitskräfte aus der DDR, der 1956/57 bei ca. 270.000 jährlich gelegen hatte. Er verminderte sich in den Folgejahren und brach mit dem Mauerbau 1961 abrupt ab.<sup>9</sup> Dafür konnten aus Südeuropa seit Mitte der 1950er Jahre (Italien) bzw. Anfang der 1960er Jahre (Spanien, Griechenland, Türkei) – weitgehend unqualifizierte – Arbeitskräfte zu Hunderttausenden angeworben werden. Die Ausländerquote an den Beschäftigten stieg bis Mitte der 60er Jahre auf annähernd 5, bis zum Jahr des Anwerbestopps (1973) auf fast 12 Prozent (2,5 Mio.). In Branchen mit hoher Ausländerbeschäftigung wie der Automobilindustrie machte sie über 25 Prozent der Beschäftigten aus (1970). Aber gerade dort war die extensive Erweiterung der Kapazitäten mit sinkender Arbeitsproduktivität verbunden.<sup>10</sup>

In der Industrie der BRD nimmt die Beschäftigtenzahl zwischen 1950 und 1960 um 64 Prozent zu, in der nächsten Dekade dagegen nur noch um 6,5 Prozent.<sup>11</sup> In den 1950er Jahren wächst das Bruttoanlagevermögen je Industriebeschäftigten („Kapitalintensität“) um 34 Prozent, im folgenden Jahrzehnt dagegen viel stärker, um 72 Prozent.<sup>12</sup> Das verweist auf die rasch wachsende Bedeutung der technischen Rationalisierung für die Steigerung des Wirtschaftswachstums. Jeder einzelne Beschäftigte bewegt eine größere Masse an Produktionsmitteln (an fixem Kapital); damit kann auch eine überproportional wachsenden Masse an Roh- und Hilfsstoffen (Vorprodukte, d.h. zirkulierendes Kapital) verarbeitet werden, Voraussetzung steigender Produktivität. Hier zeigt sich, am ausgeprägtesten im Kernbereich der Wirtschaft, der Übergang zu einer vorwiegend inten-

<sup>8</sup> Idealtypisch charakterisiert als „wachsende Nachfrage nach Arbeitskraft ... bei gleich bleibender Zusammensetzung des Kapitals“ (Karl Marx, *Das Kapital*, Bd. I, in: MEW 23, S. 640).

<sup>9</sup> Jörg Roesler, *Geschichte der DDR*, Köln 2012, S. 52f.

<sup>10</sup> Vgl. Abelshäuser, a.a.O., S. 320ff.

<sup>11</sup> Stat. BA, *Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972*, Stuttgart u.a. 1972, S. 176.

<sup>12</sup> Vgl. IMSF, *Klassen- und Sozialstruktur der BRD 1950-1970*, Teil II., 1. Halbb., Frankfurt am Main 1974, S. 81, 83, 131.

siv erweiterten Reproduktion, der in den folgenden Jahren auch für die anderen Wirtschaftsbereiche Bedeutung erlangt. Die weitere Wirtschaftsentwicklung vollzieht sich unter Bedingungen, die von einem – trotz zunehmender Erwerbstätigenzahl – abnehmendem Arbeitsvolumen (gemessen in gesamtwirtschaftlich geleisteten Arbeitsstunden) gekennzeichnet sind.

**Tab. 1: Erwerbstätige, Arbeitsvolumen, BIP und Arbeitsproduktivität – Veränderungen 1961-2010 (in Prozent)**

Dekade	Erwerbstätige	Arbeitsvolumen (geleistete Arbeitsstunden)		BIP (preisber.)	Arbeitsprod. je Erwerbst.
		insgesamt	je Erwerbst.	durchschn. jährl. Veränd.	
<b>Frühere BRD</b>					
1961-1970	- 0,2	- 7,1	- 9,1	4,5	4,3
1971-1980	1,6	- 8,2	- 10,9	2,9	2,6
1981-1990	9,2	- 0,1	- 9,9	2,3	1,4
<b>BRD nach 1990</b>					
1991-2000	1,3	- 3,8	- 6,5	1,5	1,3
2001-2010	3,3	- 1,6	- 4,3	1,0	0,6

Ber. n.: Stat. BA, Datenreport 1992, S. 97; Stat. BA, Datenreport 2013, S. 115; Stat. BA, FS 18, R. 1.5, S. 14, 47; IAB-FB-A2, pers. Mitt.

Das durchschnittliche Jahresarbeitsvolumen der Erwerbstätigen geht in der alten BRD pro Dekade um etwa 10 Prozent zurück. Dies hat z.T. mit Arbeitszeitverkürzung, z.T. mit der Zunahme von Teilzeitbeschäftigung zu tun. Nach 1990 setzt sich dieser Trend, wenn auch etwas abgeschwächt, fort. Da die Gesamtbeschäftigung ansteigt, ist der Rückgang des Arbeitsvolumens des gesellschaftlichen Gesamtarbeiters geringer. Das hier am Bruttoinlandsprodukt (BIP) gemessene Wachstum der Wirtschaft ergibt sich bei insgesamt rückläufigem Arbeitsvolumen aus der steigenden Arbeitsproduktivität.<sup>13</sup>

Intensiv erweiterte Reproduktion heißt auch: Wachsender gesellschaftlicher Bedarf an qualifizierter Arbeitskraft (materielle Produktion, Bildung/Ausbildung, Gesundheitswesen usw.). Dies ist der Hintergrund der starken Ausweitung der Studierenden-Zahlen (von 500.000 1970 auf 2,5 Mio. 2012) und des steigenden Anteils qualifizierter und hochqualifizierter Arbeitskräfte bei den Erwerbstätigen.<sup>14</sup>

<sup>13</sup> Intensiv erweiterte Reproduktion: „Relative Abnahme des variablen Kapitalteils im Fortgang der Akkumulation“, womit der Punkt erreicht ist, „wo die Entwicklung der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit der mächtigste Hebel der Akkumulation wird“ (Karl Marx, Das Kapital, Bd. 1, a.a.O., S. 650).

<sup>14</sup> Vgl. Dieter Boris, a.a.O., und weitere Beiträge in Z 96. Michael Vester u.a. schätzen für 1991 bzw. 2009 den Anteil der Erwerbstätigen mit Hochschulbildung auf ca. 10 bzw. 19 Prozent; von Erwerbstätigen mit „höherer Fachausbildung“ auf ca. 21 bzw. 26 Prozent; von Erwerbstätigen mit Fachlehre („Lehrberufe“) auf 45 bzw. 30 Prozent und von an- und ungelernen Erwerbstätigen auf

### III. Sozialpolitische Kräfteverhältnisse

In den 1960er und beginnenden 1970er Jahren hatten niedrige Arbeitslosigkeit und Arbeitskräftemangel die Lohnabhängigen und ihre Gewerkschaften sozialpolitisch in eine relativ starke Verhandlungsposition gebracht. Dazu kam die Konstellation des Kalten Krieges, die wegen der Auseinandersetzung mit der DDR keinen allzu großen Druck auf die westdeutschen Beschäftigten gestattete. Mit dem konjunkturellen Einbruch 1966/67 begann sich der Zyklus von Konjunktur und Krise in der BRD wieder stärker auszuprägen. Es kam zu Kurzarbeit, zum (moderaten) Ansteigen der Arbeitslosigkeit und zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik auch zum Absinken der Nettolohn- und Gehaltssumme in der Industrie. Einer der ersten Akte der 1966 ins Amt gelangten Großen Koalition bestand im Versuch der lohnpolitischen Einbindung der Gewerkschaftsvorstände durch sog. „lohnpolitische Orientierungshilfen“, die den Lohnanstieg in den folgenden Jahren bremsen sollten.<sup>15</sup>

Die Einbindung der Belegschaften und ihrer Gewerkschaften war aber nicht so leicht wie gedacht. Die nach der Krise durch inner- und zwischenbetriebliche Lohndifferenzen ausgelösten Septemberstreiks (1969) in der Eisen- und Stahlindustrie, in Teilen des Steinkohlebergbaus und einer Reihe größerer Betriebe der Metallverarbeitenden Industrie signalisierten ein wiedererwachtes Selbstbewusstsein in vielen Belegschaften. Auch in den folgenden Jahren mit niedriger Arbeitslosigkeit und hohem Arbeitskräftebedarf – zwischen 1960 und 1973 überstieg die Zahl der offenen Stellen die Zahl der registrierten Arbeitslosen i.d.R. um ein Vielfaches<sup>16</sup> – konnten bei Arbeitskämpfen z.T. beachtliche Lohnsteigerungen durchgesetzt werden: 1973/74 wurden z.B. in der Druckindustrie, im öffentlichen Dienst und der Metallindustrie Lohnerhöhungen von über 11 Prozent erstreikt (allerdings vor dem Hintergrund eines Anstiegs der Inflationsrate bis auf 7,1 Prozent 1973). Die bereinigte Lohnquote (Anteil der Lohn- und Gehaltssumme am Volkseinkommen) stieg zwischen 1968 und 1974 von 70 auf 76 Prozent – es war dies „die Periode mit dem längsten Anstieg der Lohnquote nach 1945. Niemals zuvor und nie wieder danach veränderte sich das Volkeinkommen derart deutlich.“<sup>17</sup> In dieser Phase

---

24 bzw. 25 Prozent. Vgl. Michael Vester/Sonja Weber-Menges, Zunehmende Kompetenz, wachsende Unsicherheit, Forschungsbericht Hans-Böckler-Stiftung, Mai 2014, S. 42ff.

<sup>15</sup> Wolfgang Krüger, Sozialpartner an der Leine, in: Die Zeit v. 10. März 1967, S. 34. Solche Lohnleitlinien waren Teil von Schillers „Konzertierter Aktion“, Ausdruck stärkerer Indienstnahme des Staates zur Einbindung der „Sozialpartner“ und Steuerung der Konjunkturpolitik, wie sie mit dem Eintritt der SPD zuerst 1966 in die große Koalition unter Kiesinger, dann ab 1969 mit der SPD/FDP-Koalition als Form zunehmender staatsmonopolistischer Intervention erwartet und unternommen wurde. „Bundeswirtschaftsminister Karl Schiller“, schrieb die „Zeit“, „hat sich ein großes Programm vorgenommen. Es ist unmöglich, dem weiteren Verlauf des von ihm dirigierten Konzerts ohne erregte Spannung zu folgen.“

<sup>16</sup> 1962 um das 2,7fache, 1970 um das 4,3fache. Danach ging die Schere immer weiter auf. Vgl. Stat. BA, Datenreport 1992, S. 102f.

<sup>17</sup> Holger Gorr, Kräfteverhältnisse im Spiegel der Tarifpolitik. Die Jahre 1973 bis 1975 als Wendepunkt, in: Z 57, März 2004, S. 113-123, hier: S. 113/114. Dies gilt im Übrigen nicht nur für

konnten die Gewerkschaften Hunderttausende neuer Mitglieder gewinnen: Die IG Metall nahm von 1,96 Mio. Mitgliedern 1968 auf 2,59 Mio. 1974 zu, die DGB-Gewerkschaften insgesamt von 6,4 auf 7,4 Mio..<sup>18</sup> Diese Konstellation ist nach der Krise 1974/75 passé. Der steile Anstieg der Arbeitslosigkeit stärkt die Position der Unternehmer. Die Arbeitskämpfe, die in hohem Maße von der neuen Generation an Gewerkschaftsmitgliedern, die im vorhergehenden Jahrzehnt in die Gewerkschaften gekommen sind, getragen werden, nehmen in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre zu, sie werden härter (Aussperrungen), aber es wird schwerer, lohn- und arbeitszeitpolitische Erfolge durchzusetzen. Anfang der 1980er Jahre bewegen sich die Lohnabschlüsse in der Größenordnung der Inflationsrate. Eine expansive Lohnpolitik ist nicht mehr realisierbar. 1984 konnte der Einstieg in die Wochenarbeitszeitverkürzung in der Metall- und Druckindustrie im Kampf um die 35-Stunden-Woche durchgesetzt werden, aber zum Preis von moderaten Lohnabschlüssen und Zugeständnissen an die Flexibilisierungsforderungen der Unternehmer.<sup>19</sup> Der gewerkschaftliche Organisationsgrad geht in den Folgejahren zurück (1980: 35 Prozent; 2013: 18 Prozent), ebenso die Tarifbindung der Betriebe (in Westdeutschland 1995/96: 54 Prozent, 2010: 34 Prozent; in Ostdeutschland 28 bzw. 17 Prozent).<sup>20</sup>

#### IV. Expansion des prekären Sektors

Seit der Krise 1974/75 gehen die Arbeitslosenzahlen in der alten BRD steil nach oben. Die Verfügbarkeit von Arbeitskräften erweist sich für das Kapital nicht mehr als das zentrale Problem. Ihre Möglichkeiten, die Konkurrenz unter den Lohnabhängigen zu aktivieren und für sich nutzbar zu machen, sind nun ungleich größer und werden mit dem sukzessiven Übergang zum Neoliberalismus sozialpolitisch massiv gefördert (Deregulierung der Arbeitsmärkte, Abbau des Sozialstaats, „Hartz-Reformen“ usw.). Es geht darum „Wettbewerb als Lebensform“ in allen gesellschaftlichen Bereichen durchzusetzen.<sup>21</sup>

Die Sozialstrukturentwicklung wird von diesen Trends geprägt und kommt diesem Interesse entgegen. Sie wird mit Blick auf die Arbeitswelt als zunehmende Aufspaltung der Gesellschaft in eine Zone mit relativ geschützter Vollzeitbeschäftigung und intakten sozialen Netzen einerseits und „eine Zone

die BRD, sondern auch für Japan, die USA und die EU15 in der Gesamtperiode 1960 bis 2012. Die bereinigte Lohnquote kann als bester verteilungspolitischer „Indikator“ des Kräfteverhältnisses zwischen Lohnarbeit und Kapital angesehen werden. Überall erweisen sich die Jahre 1974/1975 als Wendepunkt.

<sup>18</sup> Holger Gorr, a.a.O., S. 117.

<sup>19</sup> Gert Hautsch, Klaus Pickshaus, Klaus Priester, Der Arbeitskampf um die 35-Stunden-Woche. „Flexi“-Konzept des Kapitals und die Zukunft der Gewerkschaften, Frankfurt/M. 1984 (Soziale Bewegungen. Analyse und Dokumentation des IMSF, H.16).

<sup>20</sup> Klaus Dörre, Das deutsche Jobwunder. Vorbild für Europa? Rosa-Luxemburg-Stiftung, Büro Brüssel, 2014, S. 13.

<sup>21</sup> Tyl Necker, Wettbewerb als Lebensform, in: Bundesverband deutscher Banken, Dem Land Richtung geben: Führung, Eigenverantwortung, Wettbewerb, Köln 1998, S. 53-58.

der Prekarität, die sich sowohl durch unsichere Beschäftigung als auch durch erodierende soziale Netze“ auszeichnet, charakterisiert.<sup>22</sup> Am unteren Rand findet sich die Zone der endgültig aus der Erwerbsarbeit ausgeschiedenen.

Erwerbslosigkeit: Zwischen 1991 und 2013 liegt die Quote der registrierten Arbeitslosen<sup>23</sup> nicht unter 7,3 (1991) bzw. 7,5 Prozent (2013) und steigt zwischenzeitlich auf 13 Prozent (2005). Die Bundesanstalt für Arbeit berechnet angesichts der großen Zahl an verdeckter Arbeitslosigkeit auch die „Unterbeschäftigung“<sup>24</sup>, deren Quote 2010 11,2 Prozent und 2013 8,9 Prozent beträgt.

„Atypisch Beschäftigte“: Zwischen 1991 und 2010 geht die Zahl der Normal- oder Vollzeit-Beschäftigten um fast 3,3 Mio. oder mehr als 12 Prozent zurück. Im gleichen Zeitraum expandiert der Bereich der „atypischen“ (zeitlich befristeten, Teilzeit- oder geringfügigen) Beschäftigung um rd. 3,1 Mio. (73 Prozent Zuwachs).<sup>25</sup> Bei den befristet Beschäftigten liegt der Frauen- bzw. Männeranteil bei jeweils etwa 50 Prozent. Von den Teilzeitbeschäftigten waren dagegen 2010 87 Prozent Frauen, von den geringfügig Beschäftigten 77 Prozent. Insgesamt macht der Frauenanteil bei den atypischen Beschäftigungen etwa drei Viertel aus. Die Ausweitung der Frauenerwerbstätigkeit erfolgt zu einem beachtlichen Teil über die geringfügigen und TZ-Beschäftigungen.

„Unterbeschäftigung“ (4,9 Mio.) und „atypisch Beschäftigte“ (7,3 Mio.) umfassen 2010 zusammen 12,2 Mio. Personen. Das sind 29 Prozent der annähernd 42 Mio. Erwerbspersonen, zusammen mit den „Solo-Selbstständigen“ (2,2 Mio.) etwa 34 Prozent. Dies dürfte auch in etwa die Größenordnung des prekären Sektors sein.

In der Ausweitung des prekären Sektors kann man die Haupttendenz in den Veränderungen der Sozialstruktur der letzten Jahrzehnte sehen. Sie dürfte ebenso Ausdruck wie Hauptfaktor der Reaktivierung der Konkurrenz in der Gesellschaft insgesamt und in der Arbeitswelt sein. Sie wirkt als äußerer Druck disziplinierend in die Zone der relativ geschützten Vollzeitbeschäftigung und Normalarbeitsverhältnisse hinein, und sie findet dort ihr Pendant in den neuen Rationalisierungsstrategien, wie sie als „indirekte Steuerung“ und als Hineintragen kapitalmarktorientierter Steuerungsformen in die Betriebe und Unternehmen beschrieben werden.<sup>26</sup>

<sup>22</sup> Klaus Dörre, a.a.O., S. 17.

<sup>23</sup> Anteil der Arbeitslosen an der Gesamtzahl der abhängigen zivilen Erwerbspersonen.

<sup>24</sup> „Unterbeschäftigung“: Registrierte Arbeitslose plus „Personen, die nicht als arbeitslos gelten, weil sie Teilnehmer an einer Maßnahme der Arbeitsmarktpolitik oder in einem arbeitsmarktbedingten Sonderstatus (z.B. kurzfristige Arbeitsunfähigkeit) sind.“ Dies sind 2010 einschl. Kurzarbeit 4,9 Mio. Personen (davon 66 Prozent registrierte Arbeitslose), 2013 3,9 Mio. (AL-Anteil 75 Prozent). Bundesagentur für Arbeit, Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung Deutschland und Länder, Jahreszahlen 2013.

<sup>25</sup> Destatis 2014, Mikrozensus-Ergebnisse. 2010: 2,8 Mio. befristet, 4,9 Mio. Teilzeit, 2,5 Mio. geringfügig beschäftigt, zusammen (bei Mehrfachnennung) 7,3 Mio. Beschäftigte.

<sup>26</sup> Vgl. Dieter Sauer, Die organisatorische Revolution, Hamburg 2013.

*Ursula Schumm-Garling*

## **Veränderte Geschlechterbeziehungen?**

Rückblickend über 40 Jahre die Beziehungen der Geschlechter nachzuzeichnen provoziert die Frage: Hat es Veränderungen gegeben – und wenn ja, welche? Rekonstruieren wir den historischen Ablauf, stoßen wir einerseits auf eine Reihe von Errungenschaften, andererseits auch auf hartnäckige Reste patriarchalischer Vorstellungen – und auf viele Widersprüche.

### **I.**

Der gegenwärtige Diskurs wird einerseits geprägt durch traditionelle Sichtweisen andererseits durch den Wunsch – vor allem von Frauen – sich als autonome Individuen zu begreifen. Die Debatte um Frauenrechte als Menschenrechte reicht weit zurück. So entpuppte sich die Deklaration der Menschenrechte während der Französischen Revolution in der Praxis schnell als eine Deklaration von Männerrechten, insbesondere der bürgerlichen Männer. Es ist deswegen wichtig, auf diese lange Tradition hinzuweisen, weil Elemente des „mittelalterlichen Patriarchalismus“ (Weber 1907) im deutschen Familienrecht bis in das Ende der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hineinreichen. Die Ehefrau durfte bis 1977 nur dann berufstätig sein, wenn dies mit den Interessen der Familie und des Ehemannes vereinbar war. Dem Ehemann kam das Entscheidungsrecht in allen Fragen des Ehe- und Familienlebens zu, und er hatte das Recht, die von der Frau eingegangenen Arbeitsverhältnisse zu kündigen, selbst gegen ihren erklärten Willen.

Das traditionelle Bild vom Verhältnis der Geschlechter ist durch einen scharfen Dualismus der Geschlechter gekennzeichnet: auf Grund sog. wissenschaftlicher Recherchen wurden anatomische und physiologische Unterschiede zur Legitimation für patriarchalische Normen der hierarchisch getrennten Lebenswelten von Frauen und Männern genutzt. Dieses Bild scheint weitgehend überwunden, obwohl auch heute von konservativer Seite dezidiert frauenfeindliche Argumente wiederbelebt werden.

Die soziale Ungleichheit der Geschlechter wurde systematisch in den siebziger Jahren durch die Frauenbewegung und die Frauenforschung thematisiert. Vor diesem Hintergrund konnte die Sichtweise auf Geschlechterbeziehungen rekonstruiert und der Wandel normativer Vorstellungen über geschlechtsspezifische Ungleichheit in den Blick genommen werden. Die allgemeinen Prinzipien von Gleichheit und Gerechtigkeit und damit verbunden die Forderungen nach gleichen Bedingungen und Chancen in Bildung, Arbeit, in Wissenschaft und politischer Teilhabe konnten so formuliert werden. Zugleich war es so möglich, nach sozialen Ursachen von Diskriminierung und Ausgrenzung zu suchen und nach Möglichkeiten ihrer Beseitigung zu fragen.

Judith Butlers Verdienst ist darin zu sehen, dass sie die bestehende Geschlechterordnung als Produkt der Zuschreibung bestimmter Merkmale als typisch



männlich bzw. typisch weiblich auflöst und auf ethnische, kulturelle und klassenspezifische Differenzen zurückführt. Sie stellt die Binarität der Geschlechterordnung radikal in Frage, sie ordnet sie vielmehr einer sozialen Geschlechtsidentität zu. Dies führt in Folge zur Unterscheidung von biologischem Geschlecht (Sex) und sozialem Geschlecht (Gender). Ein zentraler Einwand gegenüber Butler lautet, dass sie sich auf symbolische Repräsentationsformen von Geschlecht konzentrierte und nicht auf Themen, mit denen Frauen täglich konfrontiert sind.

## II.

Ökonomische Entwicklungen und die Geschlechterverhältnisse sind auf das engste miteinander verbunden. Auseinandersetzungen in den Geschlechterverhältnissen sind immer auch Kämpfe um ökonomische und soziale Ressourcen, durch die Identitätsentwürfe und Lebensstile materiell abgesichert werden. Obwohl hervorgehoben werden muss, dass gegenüber der fordistischen Periode ein Wandel zu verzeichnen ist, bleiben eine Reihe von Problemen und Widersprüchen. In Diskussionen bis Mitte der siebziger Jahre wird thematisiert, dass die meist männlichen Familiernährer einen Familienlohn erhielten und die Frauen am Erwerbsleben nur sehr eingeschränkt teilnahmen. Die schon zu Beginn der Industrialisierung – verstärkt in der fordistischen Periode – erfolgte Trennung von privat und öffentlich d.h. von Haushalt und Erwerbsarbeit, und damit die Zuordnung der Lebensbereiche in die Zuständigkeit der beiden Geschlechter hatte das Ergebnis, dass Frauen die in der Regel unbezahlten Reproduktionsarbeiten leisteten. Im Zuge der Liberalisierung und der häufiger auftretenden ökonomischen Krisen wurden Löhne und sozialstaatliche Leistungen zunehmend zur Disposition gestellt. Die für die Absicherung aller Familienmitglieder existierenden sozialstaatlichen Leistungen wurden nach und nach reduziert.

Zu eben dieser Zeit wurde von Vertreterinnen der Frauenbewegung heftige Kritik an dem fordistischen Lebensmodell geübt; allerdings – wie sich später herausstellte – mit einem zwiespältigen Ergebnis: durch einseitige Interpretationen gelang es, neue Formen von Ungleichheit und Ausbeutung zu rechtfertigen; darauf hat vor allem Nancy Fraser aufmerksam gemacht. Die feministische Kritik an der fordistischen Periode habe, so Fraser, dem Kapitalismus zu einer Neuorientierung verholfen. Insbesondere die Kritik am „Familiernährermodell“ und die Kritik am Familienlohn waren gedacht als Kritik an der ökonomischen Abhängigkeit der Frauen von den Männern. Die Folge zunehmender Frauenerwerbstätigkeit war in der Realität, dass Frauen im flexiblen Kapitalismus Lohnarbeit unter prekären Bedingungen leisten mussten. Die Kritik an der Fokussierung auf die klassenbedingte Ungleichheit und die Betonung der nicht ökonomischen bzw. kulturellen Unterdrückung wie häuslicher Gewalt oder sexuelle Nötigung habe dazu geführt, dass sich der Feminismus einseitig auf die Geschlechtsidentität zu Lasten elementarer Überlebensfragen konzentriert habe. Dies begünstigte den Aufstieg des Neoliberalismus. Ideen von sozialer Gleichberechtigung und Emanzipation wurden

weitgehend aus dem öffentlichen Bewusstsein getilgt. Staatliche Interventionen wurden als „sozialstaatlicher Paternalismus“ kritisiert. Nicht vorhergesehen wurde, dass in der Folge nicht die Demokratisierung staatlicher Macht realisiert wurde, sondern eine Liberalisierung staatlicher Aufgaben und deren Übergabe an private Marktakteure, die weder legitimiert waren noch kontrolliert wurden. Das begünstigte den Abbau von sozialstaatlichen Leistungen durch Deregulierung und Privatisierung. Perspektiven können sich nach Fraser aus der Kritik an der Kritik ergeben, wenn erstens das Lohnverhältnis nicht mehr im Zentrum stünde, sondern beispielsweise nicht entlohnte Pflegetarbeiten aufgewertet würden; wenn der kulturelle Kampf um Überwindung der auf maskulistischen Werten beruhenden Statushierarchie mit dem Kampf um wirtschaftliche Gerechtigkeit verbunden würde; und wenn die Scheinverwandtschaft von Bürokratiekritik und Marktfundamentalismus herausgearbeitet und die partizipatorische Demokratie als erstrebenswertes Ziel angesehen werden würde.

### III.

Gegenwärtig herrscht das Leitbild des sog. Zwei-Verdiener/-innen-Modell – das „adult-worker model“ – vor. Es besagt, dass unabhängig vom Geschlecht oder Familienstatus jede erwerbsfähige Person für den eigenen Lebensunterhalt aufzukommen habe. Damit wird gefordert, dass Frauen unabhängig von einem Familienernährer werden. Auf der anderen Seite werden sie durch den Zwang, ihre Arbeitskraft unter den Bedingungen des flexibilisierten Arbeitsmarktes und der prekären Arbeitsbedingungen zu verkaufen, außerordentlich stark belastet; insbesondere dann, wenn sie nicht von den Reproduktionsarbeiten entlastet werden.

Frauen und Männer wünschen sich eine Balance zwischen Beruf und Familie. Hier besteht eine erhebliche Diskrepanz zur Realität. Leider hat sich in den letzten Jahren an der Einkommenssituation von Frauen nicht viel verändert. Der durchschnittliche Verdienst von Frauen liegt seit vielen Jahren um ca. 22 Prozent unter dem durchschnittlichen Einkommen von Männern. Dafür gibt es Gründe: Nach wie vor existiert ein segregierter Arbeitsmarkt, d.h. Berufsbereiche wie Pflege, Erziehung, Reinigung und einfache Bürotätigkeiten sind auch heute Frauendomänen. Auch im Tarifbereich haben Lohnungleichheiten Bestand, weil frauendominierte Berufe niedrigeren Entgeltgruppen zugeordnet werden. Die Politik setzt widersprüchliche Anreize: Einerseits wurden die Bildungschancen von Frauen und Mädchen mit Erfolg verbessert und Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf unterstützt, andererseits werden durch das Ehegattensplitting oder das Erziehungsgeld traditionelle Rollenbilder verfestigt. „Das Erwerbsverhalten ändert sich bei den Frauen, sie wollen zunehmend erwerbstätig werden, aber landen durch Fehlanreize einer widersprüchlichen Familienpolitik oft in der Teilzeit-Sackgasse“. (IAQ 2014) Als Konsequenz der 2009 in Kraft getretenen Unterhaltsreform besteht zudem die Gefahr, dass sich die Frauen bei einer Scheidung in prekären Lebensverhältnissen wieder finden und im Alter arm sind.

Die staatlichen Unterstützungsmaßnahmen erreichen nicht alle betroffenen Familien und Frauen. So wird in der Familienpolitik zwischen LeistungsträgerInnen und LeistungsempfängerInnen unterschieden: das trifft für die Höhe des Elterngeldes ebenso zu wie für die Anrechnung des Elterngeldes bei Hartz-IV-EmpfängerInnen. Bei dem Ausbau der Kindertagesstätten ist vor allem daran gedacht, die Berufstätigkeit von qualifizierten Frauen zu sichern. Insbesondere die Frauen befinden sich in einer sog. Reproduktionsfalle. (Vgl. Winker 2013) Im Erwerbsleben sind sie zunehmend den flexiblen Ansprüchen, den steigenden Leistungsanforderungen oder Reallohnseinbußen ausgesetzt. Entsprechend dem neoliberalen Credo werden in vielen Bereichen sozialstaatliche Leistungen abgebaut oder privatisiert. Die Frauen sehen sich individuell gefordert und versuchen, in Eigenverantwortung die beruflichen Anforderungen mit den Reproduktionsanforderungen zu vereinbaren.

Die Ungleichverteilung und Ungleichbewertung von Frauentätigkeiten könnte abgebaut werden, wenn öffentliche Mittel in Tätigkeitsfelder investiert würden, für die es einen individuellen und gesellschaftlichen Bedarf gibt, statt Anreize für das traditionelle Familienmodell bereit zu stellen. Diese Maßnahmen gehören abgeschafft. Eine unzureichende institutionelle Absicherung der Erwerbstätigkeit von Frauen schwächt ihre Position auf dem Arbeitsmarkt. In Ländern mit einem gut funktionierenden öffentlichen Sektor arbeiten Frauen seltener in prekären Beschäftigungsverhältnissen. Sowohl die Bedeutung des öffentlichen Sektors als Arbeitgeber wie auch die Bereitstellung von öffentlichen Dienstleistungen bedingen diesen Zusammenhang.

#### IV.

Die Differenzierung von Lebensentwürfen und die Toleranz gegenüber sexuellen Orientierungen ist weiter verbreitet als in früheren Zeiten. Zunehmend leben Paare unverheiratet zusammen, Patchwork-Familien nehmen zu, Scheidungsraten steigen, seit den 1970er Jahren gibt es immer mehr Singles und Alleinerziehende, zumeist Frauen. Gleichgeschlechtliche Paare beanspruchen gleiche Akzeptanz und gleiche Rechte wie heterosexuelle Paare. Obwohl diese Entwicklungen nebeneinander bestehen, sprechen sich noch immer viele für die Lebensform Ehe und Familie aus.

Bei den jungen Frauen herrscht die Vorstellung vor, Familie und Erwerbstätig miteinander zu verbinden mit einer Präferenz für die Erwerbstätigkeit. So haben Allmendinger und Haarbrücker in einer Untersuchung über Lebensentwürfe junger Frauen und junger Männer festgestellt, dass aus der Perspektive von jungen Frauen eine Re-Traditionalisierung ihrer Rolle nicht zu beobachten sei. Frauen wollen erwerbstätig sein, ebenso wie Männer. Selbst wenn sie Kinder hätten, blieben sie auf Erwerbsarbeit orientiert. Der Anteil von Frauen, denen die Familie wichtiger ist als die Erwerbstätigkeit, liegt heute unter 5 Prozent. (Allmendinger/Haarbrücker 2013, 48)

Die Pluralisierung der Lebensstile hat jedoch noch nicht dazu geführt, dass Gleichberechtigung der Geschlechter zu einer Selbstverständlichkeit gewor-

den wäre. Darauf wird in einer Studie des Allensbacher Instituts hingewiesen. Danach sind 64 Prozent der Männer der Meinung, dass es mit der Gleichberechtigung der Frauen in Deutschland mittlerweile reiche und 28 Prozent der befragten Männer finden sogar, dass die Gleichberechtigung übertrieben werde. 6 Prozent der befragten Männer fühlen sich heute schon benachteiligt. (Allensbach 2013, 3)

Nach wie vor bestehen feste Vorstellungen darüber, welche Tätigkeiten Frauen und welche Männern zugeordnet werden sollen. Hausarbeit gehöre danach eindeutig zu den den Frauen zugeordneten Tätigkeiten. (Ebd., 40)

Dieses Ergebnis wird von Allmendinger und Haarbrücker bestätigt. Die Mehrheit der Befragten akzeptiert die Erwerbstätigkeit von Frauen. Überrascht sind die Autorinnen von dem Ergebnis, dass sowohl die jungen Männer wie die jungen Frauen die schlechten Chancen von Frauen benennen: 87 Prozent der Männer und der Frauen stimmen der Aussage zu: „Die Leistung von Frauen wird anders beurteilt als die von Männern.“ (Allmendinger/Haarbrücker 2013, 45) Radikal anders antworten 40 Prozent der Männer und 10 Prozent der Frauen auf die Aussage: „Ich bin heilfroh, da sich Frauen in erster Linie um Haushalt und Familie kümmern sollen.“ (Ebd., 46/47) Ungerechtigkeiten auf dem Arbeitsmarkt werden rational festgestellt, ohne dass dies Konsequenzen für das Verhalten hätte. Die Befragungsergebnisse bleiben widersprüchlich: Einerseits wird von den Frauen erwartet, dass sie unabhängig sind und möglichst viel Geld verdienen, andererseits ist beinahe die Hälfte der jungen Männer froh, dass Frauen in ihrem traditionellen Aufgabenbereich bleiben müssen. Darum überrascht es auch nicht, dass eine „verbindliche Frauenquote“ nur von 36 Prozent der jungen Männer unterstützt wird. Die Mehrheit der Frauen (62 Prozent) ist da ganz anders. (Ebd., 47)

Ost-West Unterschiede bleiben nach Erkenntnissen von Allmendinger und Haarbrücker bestehen. Frauen aus den ostdeutschen Bundesländern wollen nach der Geburt von Kindern schneller wieder in den Beruf zurück als die Frauen im Westen. Sie sind mit den aktuellen Rahmenbedingungen unzufriedener und sprechen öfter von einem Versagen der Politik. „Etwas überspitzt ausgedrückt: Ostdeutsche Frauen fordern ein wesentlich höheres Engagement vom Staat, westdeutsche Frauen sehen auch die Männer in der Pflicht.“ (Ebd., 50) Das hatte in der DDR eine Tradition. Von Beginn der DDR an existierte das Leitbild der berufstätigen Frau. Als Problem erwies sich, dass die propagierte gemeinsame Verantwortung von Frauen und Männern für Kindererziehung und Hausarbeit auf Grund patriarchalischer Relikte nicht realisiert werden konnte. Um den Konflikt zwischen bevölkerungs- und arbeitsmarktpolitischen Interessen der DDR zu entschärfen, wurden die Vereinbarkeitsbedingungen von staatlicher Seite verbessert. Gegen Ende der DDR konnte die „modernisierte Versorgung“ als überwunden betrachtet werden. Die Erwerbsquote der Frauen betrug 91 Prozent. Elke Holst und Anna Wieber zufolge gilt: „Bei der Erwerbstätigkeit der Frauen liegt Ostdeutschland vorn“ (Holst/Wieber 2014, 967) Allerdings weisen sie darauf hin, dass die Verände-

rungen nach der Wende erhebliche Auswirkungen auf die Lebensformen von Paarhaushalten mit Kindern hatten: „Das modernisierte Ernährermodell (Vater Vollzeit/Mutter Teilzeit) hat in beiden Teilen Deutschlands zugenommen – in Westdeutschland auf Kosten des Alleinernährermodells (Vater Alleinverdiener), im Osten auf Kosten des Egalitätsmodells mit zwei Vollzeitbeschäftigten.“ (Ebd., 967)

## V.

Die jungen Frauen bewegen sich in einem breiten Spektrum von neoliberalen Freiheitsversprechen und reflektiertem Bewusstsein ihrer Chancen sowie gesellschaftlich noch immer existierenden Diskriminierungen. In unzähligen Lifestyleblogs werden überwiegend von Frauen Informationen über Mode, Wohnen, Design, Kochen oder Kosmetik ausgetauscht, häufig versehen mit Hinweisen auf entsprechende Produkte. Frauen, die auf den ersten Blick modern wirken, zementieren alte Rollenbilder und sehen ihre Verwirklichung im Konsum. Andererseits hat Anne Wizorek auf sich aufmerksam gemacht, als sie dem Netzfeminismus ein Gesicht gegeben hat (@marthadear). Anlässlich der im Netz geführten Debatte (Kennwort #Aufschrei) um sexuelle Belästigung und angeregt durch Diskussionen um das Betreuungsgeld oder die Quote wird von jungen Frauen die alte Frage thematisiert: Wie sollen und wollen Frauen und Männer miteinander umgehen?

Diese Fragen beschäftigen zunehmend häufiger auch Männer. Eine emanzipatorische Männerbewegung existiert vergleichsweise noch nicht lange. Einzelne Männer begannen vor ca. 30 Jahren gesellschaftspolitische Fragen nach Werten und Normen des Zusammenlebens, nach Rechten und Pflichten von Vätern und nach der Verteilung von Macht und Herrschaft in Beziehungen zu stellen. Heute haben sie sich im „Bundesforum Männer“ vernetzt. Sie grenzen sich entschieden von der maskulistischen Szene ab, die Gleichstellungspolitik, Gendermainstreaming und Geschlechtergerechtigkeit als Erfindungen des Feminismus diskriminieren und sich aggressiv gegen alles „Weibliche“ wenden. Jegliche Formen der Frauenförderung sollten eingestellt werden; die „wahren Opfer“ des Geschlechterverhältnisses seien die Männer – so das Credo dieser Szene. Die Zahl der Akteure und Akteurinnen ist zwar noch gering, sie erlangen aber eine gewisse Bedeutung, weil sie eine Vielzahl von Aktivitäten entfalten und unheilige Allianzen mit christlichen Fundamentalist/-innen, Abtreibungsgegner/-innen, konservative Familienorganisationen, „Neocons“ oder Rechtsextremist/-innen eingehen.

Die Bündnisse, die bis in konservative Parteien hineinreichen, beruhen auf einer Sehnsucht nach konservativen Familienwerten – gemeint sind heterosexuelle Elternschaft mit der traditionellen Arbeitsteilung und einem Hass gegen alle Formen staatlicher Gleichstellungspolitik. Die Alternative für Deutschland (AfD) hat sich zum Sprachrohr dieser konservativen Familienpolitik gemacht. Unter Berufung auf die Demonstrationen in Frankreich gegen die „Homo-Ehe“ („Manif pour tous“) formiert sich möglicherweise eine gesamt-

europäische Bewegung gegen Toleranz und Vielfalt und für eine Rückkehr zu so genannten traditionellen Familienwerten.

Dagegen müssen wir uns der schon 1879 von August Bebel formulierten Einsicht immer wieder neu vergewissern: Es gibt keine Befreiung der Menschheit ohne die soziale Unabhängigkeit der Geschlechter.

## Literatur

- Allensbach Studie 2013, Der Mann 2013. Arbeits- und Lebenswelten – Wunsch und Wirklichkeit. Hamburg und Allensbach am Bodensee
- Allmendinger, Jutta/Haarbrücker, Julia 2013, Lebentwürfe heute. Wie junge Frauen und Männer in Deutschland leben wollen. Kommentierte Ergebnisse der Befragung 2012. Discussion Paper P 2012-002 Wissenschaftszentrum für Sozialforschung (WZB)
- Bebel, August 1879, Die Frau und der Sozialismus. Zürich
- Beitzer, Hannah 2013, Männer, ihr habt doch ein Gehirn! In: Süddeutsche Zeitung vom 11.02.2013
- Butler, Judith 1991, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt am Main
- Claus, Robert 2014, Maskulismus. Antifeminismus zwischen vermeintlicher Salonfähigkeit und unverhohlenem Frauenhass. Friedrich Ebert Stiftung, Forum Politik und Gesellschaft, Berlin
- Fraser, Nancy 2013, Neoliberalismus und Feminismus: Eine gefährliche Liaison. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 12, S. 29-31
- Holst, Elke/Wieber, Anna 2014, Bei der Erwerbstätigkeit der Frauen liegt Ostdeutschland vorn. In: DIW Wochenbericht Nr. 40, S. 967 – 994
- IAQ (Institut Arbeit und Qualifikation) 2014, Presseerklärung vom 22.04.2014
- Kemper, Andreas 2014, Keimzelle der Nation? Familien- und geschlechterpolitische Positionen der AfD – eine Expertise. Friedrich Ebert Stiftung, Forum Politik und Gesellschaft, Berlin
- Rosowski, Martin 2014, Diversity – Dimension Geschlecht – Männlichkeiten. In: Nutzenberger, Stefanie/Welskopp-Deffaa, Eva M., Aufregend bunt, vielfältig normal! Managing Diversity in Betrieb und Verwaltung, Hamburg, S. 76 – 86
- Schumm-Garling, Ursula 2009, Prekäre Arbeit – prekäres Leben. Frauen und prekäre Beschäftigung. In: Sozialismus, H. 4, S. 17 – 22
- Weber, Marianne 1907, Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung, Tübingen
- Winker, Gabriele 2013, Zur Bedeutung der Geschlechter-Verhältnisse in der sozialen Reproduktionskrise. In: Brie, Michael (Hrsg.) „Wenn das Alte stirbt“. Die organische Krise des Finanzmarktkapitalismus. Manuskripte Neue Folge – Rosa Luxemburg Stiftung, Berlin

## Moderne Zeiten in der Arbeitswelt

Gute alte Zeit? Die drei Nachkriegsjahrzehnte waren geprägt durch eine Symbiose von wachsender Wirtschaft und Beschäftigung, tayloristischer Massenproduktion, zunehmendem Massenkonsum und Ausbau des Wohlfahrtsstaats, die im Rückblick als Kern der „fordistischen“ Entwicklungsetappe des Kapitalismus analysiert wurde. Wohlfahrtsstaat und Tarifvertragssystem wirkten als „Puffer zwischen Markt und Arbeitsverhältnissen“ (Bosch 2001, S. 220), so dass das „Normalarbeitsverhältnis“ der unbefristeten abhängigen Vollzeitarbeit mit familiernährendem Lohn zu einer gesellschaftlichen Normalität werden konnte.

Die Arbeitswelt war geprägt durch eine Grundströmung der *Standardisierung*, symbolisiert durch die Fließbandarbeit und den Achtstundentag mit arbeitsfreiem Wochenende. Die Kultur des „nine to five“ bei den Angestellten war so etwas wie die andere, etwas angenehmere Seite der standardisierten Arbeit in der Fabrik. Bei aller Gefahr der karikierenden Übertreibung: Es war eine Arbeitswelt der sozialen Sicherheit, der festen Strukturen und Hierarchien, der geregelten Abläufe, der bürokratischen (Kapital-)Herrschaft. Die entmündigende Seite dieser Ordnung wurde von links gelegentlich kritisiert, und in einigen Ländern gab es auch Rebellionen gegen die repressivsten Ausprägungen der standardisierten Massenproduktion in der Fabrik. Doch ernsthaft in Frage gestellt wurde die Standardisierung der Arbeitswelt erst mit der neoliberalen Wende – und zwar von oben und von rechts.

Der „Big Bang“ von Margaret Thatcher läutete auch in Europa den Übergang zu einer neuen Entwicklungsetappe des Kapitalismus ein, in der die Kapitalakkumulation zunehmend über Finanzmärkte gesteuert wird (Huffs Schmid 2002). Unter den Bedingungen des Finanzmarktkapitalismus vollziehen sich die Umbrüche in der Arbeitswelt<sup>1</sup> im Zusammenhang mit „Megatrends“ wie der Tertiarisierung der Wirtschaft, dem Rückgang der industriellen Massenproduktion, der Globalisierung von Wettbewerb und Lieferketten, neuen Formen der Arbeitsorganisation, der Digitalisierung der Arbeitswelt, und nicht zuletzt der starken Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit (Hand in Hand mit dem Aufstieg des Dienstleistungssektors). Mit diesem Strukturwandel geht insbesondere in Deutschland eine Schwächung des Tarifvertragssystems einher. Dies zeigt bereits, dass sich die strukturellen Veränderungen unter dem Vorzeichen von und in Verflechtung mit jener grundlegenden Veränderung des Kräfteverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit vollziehen, die als das

---

<sup>1</sup> Eine kleine Auswahl der sozialwissenschaftlichen Analysen dieser Zusammenhänge (mit durchaus unterschiedlichen Akzenten): Dörre (2001); Windolf (2005); Kädtler (2009); Faust/Bahn Müller/Fisecker (2011); Hirsch-Kreinsen (2011); Dörre/Sauer/Wittke (2012); Minssen (2012); Sauer (2013). Haipeter (2015) gibt dazu einen differenzierten Überblick und führt die Debatte weiter.

politische Wesensmerkmal der bisherigen Entwicklung des Finanzmarktkapitalismus betrachtet werden kann. Die strukturellen Umbrüche wurden und werden sowohl vorangetrieben als auch genutzt unter der neoliberalen Maxime, dass „der Markt“ alles am besten regelt. Die Puffer zwischen der Arbeit und den Märkten werden geschwächt oder abgebaut.

Ein Symptom dieses Wandels ist die Entwicklung der Arbeitszeit.

## Von der alten Ordnung zur neuen Vielfalt

Die gesellschaftliche Organisation der Arbeitszeit ist *ein* Indikator für verschiedenste Veränderungen in der Welt der Arbeit. Er zeigt natürlich nicht alles. Wenn die Arbeit intensiviert wird, wirkt sich dies nicht im vollen Umfang auf die Arbeitszeit aus. Aber teilweise schon, wie wir seit ca. 20 Jahren beobachten können.<sup>2</sup>

Nach der Krönung des Achtstundentages durch die Fünftagewoche schien nach 1984 zumindest in Deutschland eine neue Welle der Arbeitszeitverkürzung anzurollen. Immerhin ging die durchschnittliche tatsächliche Arbeitszeit von Vollzeitbeschäftigten in Westdeutschland zwischen Mitte der 1980er und Mitte der 1990er Jahre, ausgehend von 41 Wochenstunden, um mehr als eine Stunde zurück. Doch Mitte der 1990er Jahre setzte dann ein neuer Basistrend der *Entstandardisierung*, der Ausdifferenzierung und Flexibilisierung der Arbeitszeiten ein.

Die neue Vielfalt zeigt sich zunächst darin, dass die Arbeitszeiten von Vollzeitbeschäftigten seit Mitte der 1990er Jahre wieder mit der Konjunktur schwanken, wobei die tatsächlichen Arbeitszeiten sich in der Tendenz allmählich von den tarifvertraglichen entfernt haben. Vollzeitkräfte in Deutschland arbeiten heute im Schnitt zwischen 40 und 41 Wochenstunden (übrigens sowohl in West- als auch Ostdeutschland), während die tarifvertraglichen Arbeitszeiten seit längerem bei etwa 37,5 Stunden verharren.

Hinter dem Durchschnitt verbergen sich Unterschiede zwischen den Arbeitszeiten verschiedener Branchen und Beschäftigtengruppen (z.B. arbeiten höher qualifizierte Angestellte im Schnitt rund zwei Stunden länger als Produktionsarbeiter). Zugleich lassen zunehmende Frauenerwerbstätigkeit und wachsender Dienstleistungssektor klassische (männlich dominierte) Industriebereiche mit eher standardisierten Arbeitszeiten schrumpfen, während Sektoren mit mehrheitlich weiblichen Beschäftigten wie der Einzelhandel oder das Gesundheitswesen mit hohen Anforderungen an die zeitliche Verfügbarkeit und Flexibilität des Dienstleistungsangebots wachsen.

Die Flexibilität wird zunehmend im Rahmen von Arbeitszeitkonten organisiert, was impliziert, dass nicht alle Mehrarbeitsstunden bezahlt werden, aber nicht unbedingt impliziert, dass alle Mehrarbeitsstunden zu späterer Zeit abgefeiert werden können. Vor allem bei einigen Angestelltentätigkeiten ist eine

---

<sup>2</sup> Zum Folgenden vgl. Lehdorff 2003 und Lehdorff et al. 2010; Datenbasis: Eurostat.



graue Zone von selbst organisierter Flexibilisierung und Verlängerung der Arbeitszeiten zu beobachten.

Am markantesten ist aber die Art und Weise, in der (in den letzten 20 Jahren mit zunehmender Dynamik) die Frauenerwerbstätigkeit zunimmt. 1995 betrug die Beschäftigungsquote von Frauen in Deutschland noch 55 Prozent, heute sind es knapp 70 Prozent. Dies vollzieht sich aber zunehmend in den Bahnen von Teilzeitarbeit und Minijobs: Mitte der 1990er Jahre betrug die Teilzeitquote unter Frauen noch ein Drittel, heute arbeiten fast die Hälfte der Frauen in Teilzeit. Und: Wegen der vielen Minijobs sind die Arbeitszeiten dieser Frauen mit rund 18 Stunden die kürzesten Europas.

Per saldo sind damit die durchschnittlichen Arbeitszeiten aller abhängig Beschäftigten in Deutschland mittlerweile auf unter 35 Stunden in der Woche gesunken. Aber es dürfte deutlich geworden sein, dass wesentlich interessanter ist, was sich hinter dem Durchschnitt abspielt: Die Arbeitszeitunterschiede nicht nur zwischen Männern und Frauen werden größer — sie nehmen auch innerhalb der weiblichen Erwerbsbevölkerung zu.

Die Ausdifferenzierung und Flexibilisierung der Arbeitszeiten wird begünstigt durch den Abbau der Puffer zwischen Arbeit und Märkten. Vermittelt wird dies über die Organisation von Unternehmen und Arbeitsprozessen, wenn auch weiterhin gebrochen durch kollektivvertragliche und staatliche Regulierungen.

### **„Der Markt“ als Herrschaftsinstrument**

Bestand das Ziel der Unternehmensführung in den Blütezeiten der industriellen Massenproduktion darin, die Arbeitsabläufe so weit wie möglich von der Unruhe der Marktschwankungen abzuschirmen, wird diese Unruhe nun bewusst in das Innere der Organisation hereingeleitet, um sie als Impuls für eine weitere Leistungssteigerung und vielfach auch für das Provozieren „unternehmerischen Verhaltens“ unter abhängig Beschäftigten einzusetzen. Dies als „organisatorische Revolution“ (Sauer 2013) zu bezeichnen, ist sicherlich keine Übertreibung. Doch bleibt der Transfer von Herausforderungen, die von der Außenwelt an Unternehmen gestellt werden, in die Innenwelt der Unternehmen ein Akt des Managements. Welche Anforderungen der sehr verschiedenen (Finanz-, Produkt-, Arbeits-) Märkte durchgereicht werden, in welcher Form und mit welcher Dosierung dies geschieht, und welche Zielgruppen im Unternehmen womit konfrontiert werden – all dies wird vom Management entschieden. Die Hierarchie ist weiterhin präsent, aber sie verkörpert nun vermeintliche Sachzwänge und konfrontiert die Beschäftigten mit „Kennziffern, Kunden und Konkurrenz“<sup>3</sup>.

Kennziffern dienen dazu, betriebliche Herrschaft mit „Anforderungen des Marktes“ zu legitimieren und zu effektivieren (zum Folgenden vgl. Latniak 2015). Unter den Bedingungen der Informatisierung kann so zugleich eine im

---

<sup>3</sup> Vgl. Lehndorff/Voss-Dahm (2006), wo wir der sogen. „Marktsteuerung“ von Arbeit am Beispiel von Dienstleistungsunternehmen ausführlicher nachgehen.

Prinzip lückenlose und stets präzise Transparenz und Kontrolle aller Arbeitsprozesse erreicht werden. Soweit „Benchmarks“ der Finanzmärkte unmittelbar relevant sind, betrifft dies vor allem die oberen Hierarchieebenen im Management. Von dort werden den verschiedenen Unternehmensbereichen Kennziffern vorgegeben, die aus Anforderungen der Kapitalgeber, aber mehr noch aus der Konkurrenz auf dem Produktmarkt (einschließlich der Anforderungen und der Zufriedenheit der KundInnen) abgeleitet werden. Generell im Zentrum steht die Senkung der Personalkosten.

Die vielleicht wichtigste Voraussetzung jeglicher „Marktsteuerung“ ist die Konfrontation der Beschäftigten mit der Unsicherheit auf dem Arbeitsmarkt, die angesichts der gegenüber den 1970er Jahren stark angestiegenen Arbeitslosigkeit eine nicht wegzudenkende Grundkonstante geworden ist. Der Arbeitsmarkt ist der Hintergrund, vor dem die aus der Konkurrenz auf dem Produktmarkt gewonnenen Kennziffern und die „Benchmarks“ der Profitabilität als Begründungsmuster für Managemententscheidungen ihre Wirkung entfalten können.

Dieser Zusammenhang ist in den zurückliegenden zehn bis 15 Jahren wesentlich enger geworden.<sup>4</sup> Die sogen. Arbeitsmarktreformen der Schröder-Regierung üben einen „Einschüchterungseffekt“ auf Beschäftigte und vorübergehend Arbeitslose aus, ungesicherte Beschäftigungsverhältnisse werden für Berufseinsteiger/innen zur Normalität, und in dem ursprünglich „inklusiv“ angelegten Wohlfahrtsstaat der Bundesrepublik sind in den zurückliegenden ein bis zwei Jahrzehnten die Akzente in Richtung auf einen „exklusiven“ Wohlfahrtsstaat verschoben worden. Die damit einhergehende Hierarchisierung auf dem Arbeitsmarkt führt nicht etwa, wie es die neoklassische Arbeitsmarktforschung behauptet, zu einer Abschottung der „insider“ gegenüber den „outsidern“, sondern zu einem Einsickern der Unsicherheit in die Welt der „insider“. Unter diesen Voraussetzungen bringen die permanente Reorganisation der innerbetrieblichen Strukturen und Prozesse und die kontinuierliche Verknappung von Personalressourcen in vielen Unternehmen eine Kultur der Unsicherheit hervor, die einprägsam als „System permanenter Bewährung“ beschrieben wird (Boes et al. 2011). Die rasche Zunahme psychischer Erkrankungen ist ein besonders eindrucksvolles Resultat des Bewährungs-Stresses (Pickshaus 2014).

In der konkreten Arbeitsorganisation nimmt die Instrumentalisierung von Märkten für die Steuerung von Unternehmen allerdings sehr unterschiedliche Formen an. Insbesondere in Bereichen mit hohen Qualifikationsanforderungen gibt es eine starke Tendenz, den Beschäftigten die Bewältigung der Folgen knapperer Ressourcen und härter werdenden Konkurrenzdrucks in eigener Regie zu übertragen. Durch eine derartige *indirekte* Steuerung wird „Selbstausbeutung in Selbstverantwortung“ (Schumann 2014, S. 25) forciert, oder — wie Glissmann/Peters (2000) die Konsequenz auf den Punkt bringen — „mehr Druck durch mehr Freiheit“ erzeugt. Doch selbst in der (durchaus nicht verallgemeinerbaren) Situation, in der die Hierarchie sich unsichtbar zu machen

---

<sup>4</sup> Zum Folgenden vgl. Knuth (2014), Keller/Seifert (2013) und Bosch (2014).

scheint, erhalten die Beschäftigten zwar erweiterte Handlungsautonomie, aber keine Verhandlungsautonomie über die restriktiven, vom Management im Namen „des Marktes“ gesetzten Rahmenbedingungen (Gerlmaier 2006).

In großen Teilen der industriellen Fertigung dagegen ist weniger eine – wenn auch durch das „Nadelöhr der Profitperspektive“ gezwängte – stärkere Nutzung des Qualifikationspotentials der Beschäftigten, sondern eher eine „Rekonventionalisierung“ oder Retaylorisierung zu beobachten (Schumann 2014, S. 25).<sup>5</sup> Dass aber die Vorsilbe „Re“ nicht überall mit „zurück“ gleichzusetzen ist, zeigt sich in einer rasch wachsenden Dienstleistungsbranche wie der häuslichen Altenpflege: Unter den Vorzeichen von Budgetzwängen und Produktmarktkonkurrenz wird Autonomie im Sinne individueller Entscheidungsfreiheit durch getaktete Zeitvorgaben nach tayloristischem Vorbild verdrängt (Kümmerling 2015).

Während Beschäftigte in der industriellen Fertigung – trotz Outsourcing, Standortkonkurrenz, Leiharbeit usw. – noch vergleichsweise wirkungsvoll durch tarifvertragliche Puffer vor Marktrisiken geschützt werden, macht das Beispiel der Pflege darauf aufmerksam, wie sehr „gute Standards eines Arbeits- und Gesundheitsschutzes durch die staatlichen Deregulierungs- und Privatisierungsstrategien erschwert werden“ (Pickshaus 2014, S. 28). Aber auch eine starke staatliche Regulierung kann paradoxe Wirkungen hervorbringen. Die oben erwähnte Bedeutung kurzer Teilzeitarbeit für die Kanalisierung der zunehmenden Frauenerwerbstätigkeit ist nichts anderes als das Ergebnis *impliziter* Formen staatlicher Arbeitszeitregulierung durch Minijobs und Ehegattensplitting, in denen sich die konservative Seite des deutschen Wohlfahrtsstaats manifestiert. So können z.B. die Flexibilitätsanforderungen der großen Einzelhandelsunternehmen mit Hilfe einer „Allianz von Arbeitgeberinteressen und traditionellem Geschlechtermodell“ (Klenner et al. 2010) effizient bewältigt werden. Wie die Arbeit im Unternehmen organisiert wird, kann nur verstanden werden, wenn die *politisch* gesetzten Rahmenbedingungen einbezogen werden, unter denen das Management agiert (Kuhlmann 2013).

## Gute Arbeit?

Marktprozesse wirken heute in verschiedenster Weise auf die Arbeitswelt ein. Mehr Gute Arbeit wird es wohl nur unter drei Voraussetzungen geben.

*Erstens* müssen – nach der Einführung des Mindestlohns – weitere Schritte einer Neu-Regulierung des Arbeitsmarkts getan werden (Bäcker et al. 2011), um die Kultur der Unsicherheit einzudämmen. *Zweitens* kann eine gewerkschaftliche Antwort auf Autonomieversprechen der Unternehmen nicht etwas sein, das von Beschäftigten als Bevormundung interpretiert wird. Unternehmer-Angebote an die Individuen können zwar vergiftet sein, aber sie sind immerhin so attraktiv (und dies nicht immer völlig zu Unrecht), dass für viele Menschen ein Zurück zur alten Ordnung keine realistische und vielleicht noch

<sup>5</sup> Zu den Etappen des Wandels der Industriearbeit in den zurückliegenden 40 Jahren vgl. Schumann (2013).

nicht einmal wünschenswerte Option wäre. Nur mit einer „Arbeitspolitik von unten“ (Pickshaus 2014) können Instrumente und Garantien entwickelt werden, mit deren Hilfe Autonomie- und Entwicklungsversprechen *des* Managements durch Druck *auf* das Management tatsächlich einzulösen sind.

Und *drittens* wird sich eine breite gesellschaftliche Verankerung der Geschlechter-Gleichstellung im Arbeitsleben als entscheidend für die allmähliche Konvergenz sowohl der bezahlten als auch der unbezahlten Arbeitszeiten von Männern und Frauen erweisen. Hier wird die grundlegende Herausforderung erkennbar, dass das Leben außerhalb der Lohnarbeit immer wichtiger wird für die Gestaltung der Arbeitswelt – oder, wie es Schumann (2014, S. 29) auf den Punkt bringt: „Wo das gesamte Subjekt in Beschlag genommen und der Kapitalverwertung unterworfen wird, ist eine rein arbeitszentrierte Perspektive überholt.“

## Literatur

- Bäcker, G./Bosch, G./Weinkopf, C. (2011): Arbeitsmarktpolitik bis 2020: integrativ, investiv, innovativ. In: Machnig, M. (Hrsg.), *Welchen Fortschritt wollen wir? Neue Wege zu Wachstum und sozialem Wohlstand*. Frankfurt/New York: S. 114-131
- Boes, A./Kämpf, T./Trinks, K. (2011): Zeitenwende in der IT-Industrie: Vom Eldorado gesunder Arbeit zur Burnout-Zone? In: Gerlmaier, A./Latniak, E. (Hrsg.), *Burnout in der IT-Branche*. Kröning, S. 19-52
- Bosch, G. (2001): Konturen eines neuen Normalarbeitsverhältnisses. In: WSI-Mitteilungen, H. 4, S. 219-230
- Bosch, G. (2014): The German Welfare State: From an Inclusive to an Exclusive Bismarckian Model. In: Vaughan-Whitehead, D. (Hrsg.) *The European Social Model in Times of Economic Crisis and Austerity Policies*. Genf (ILO): S. 133-174
- Dörre, K. (2001): Das deutsche Produktionsmodell unter dem Druck des Shareholder Value. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 53, H. 4, S. 675-704
- Dörre, K./Sauer, D./Witke, V. (Hrsg.) (2012): *Kapitalismustheorie und Arbeit*. Neue Ansätze soziologischer Kritik. Frankfurt/New York
- Faust, M./Bahnmüller, R./Fisecker, C. (2011): *Das kapitalmarktorientierte Unternehmen*. Externe Erwartungen, Unternehmenspolitik, Personalwesen und Mitbestimmung, Berlin
- Gerlmaier, A. (2006): Nachhaltige Arbeitsgestaltung in der Wissensökonomie? Zum Verhältnis von Belastungen und Autonomie in neuen Arbeitsformen. In: Lehdorff, S. (Hrsg.), *Das Politische in der Arbeitspolitik: Ansatzpunkte für eine nachhaltige Arbeits- und Arbeitszeitgestaltung*. Berlin, S. 71-98
- Glissmann, W./Peters, K. (2000): Mehr Druck durch mehr Freiheit. Die neue Autonomie in der Arbeit und ihre paradoxen Folgen. Hamburg
- Haipeter, T. (2015): Finanzmarktkapitalismus und Arbeit. In: Haipeter et al. (Hrsg.) (im Erscheinen)
- Haipeter, T./Latniak, E./Lehdorff, S. (Hrsg.) (2015): *Arbeiten im Finanzmarktkapitalismus*. Wiesbaden (im Erscheinen)

- Hirsch-Kreinsen, H. (2011): Finanzmarktkapitalismus und technologische Innovation. *Zeitschrift für Soziologie* 40 (5), S. 356-370
- Huffschmid, J. (2002): *Politische Ökonomie der Finanzmärkte*. Hamburg
- Kädtler, J. (2009): *Finanzialisierung und Finanzmarktrationalität. Zur Bedeutung konventioneller Handlungsorientierungen im gegenwärtigen Kapitalismus*. SOFI-Arbeitspapier 5, Göttingen
- Keller, B./Seifert, H. (2013): *Atypische Beschäftigung zwischen Prekarität und Normalität*. Berlin
- Klenner, C./Kohaut, S./Höying, S. (2010): *Vollzeit, Teilzeit, Minijobs*. In: Projektgruppe GiB, *Geschlechterungleichheiten im Betrieb*. Berlin, S. 191-270
- Knuth, M. (2014): *Rosige Zeiten am Arbeitsmarkt? Strukturreformen und „Beschäftigungswunder“*. Bonn (Friedrich-Ebert-Stiftung)
- Kuhlmann, M. (2013): *Arbeitspolitik*. In: Hirsch-Kreinsen, H./Minssen, H. (Hrsg.), *Lexikon der Arbeits- und Industriesoziologie*. Berlin: edition sigma, S. 89-95
- Kümmerling, A. (2015): *Arbeit im Wandel – Gesundheit am Ende? Der Einfluss von Facetten der Finanzialisierung auf die Gesundheit der Beschäftigten*. In: Haipeter et al. (Hrsg.) (im Erscheinen)
- Latniak, E. (2015): *„Matching concepts“? Zum Verhältnis von Finanzialisierung, indirekter Steuerung und Kontrolle*. In: Haipeter et al. (Hrsg.) (im Erscheinen)
- Lehndorff, S. (2003): *The long good-bye? Tarifvertragliche Arbeitszeitregulierung und gesellschaftlicher Arbeitszeitstandard*. *Industrielle Beziehungen*, Nr. 10, S. 273-295
- Lehndorff, S./Voss-Dahm, D. (2006): *Kunden, Kennziffern und Konkurrenz. Markt und Organisation in der Dienstleistungsarbeit*. In: Lehndorff, S. (Hrsg.), *Das Politische in der Arbeitspolitik: Ansatzpunkte für eine nachhaltige Arbeits- und Arbeitszeitgestaltung*. Berlin, S. 157-194
- Lehndorff, Steffen/Wagner, Alexandra/Franz, Christine (2010), *Arbeitszeitentwicklung in Europa*. Hrsg. von Thomas Händel und Axel Troost. Brüssel: Fraktion der Vereinigten Europäischen Linken/Nordisch Grüne Linke - GUE/NGL. Online: <http://www.iaq.uni-due.de/aktuell/veroeff/2010/lehndorff01.pdf>
- Minssen, H. (2012): *Arbeit in der modernen Gesellschaft. Eine Einführung*. Wiesbaden
- Pickshaus, K. (2014): *Rücksichtslos gegen Gesundheit und Leben. Gute Arbeit und Kapitalismuskritik – ein politisches Projekt auf dem Prüfstand*. Hamburg
- Sauer, D. (2013): *Die organisatorische Revolution. Umbrüche in der Arbeitswelt – Ursachen, Auswirkungen und arbeitspolitische Antworten*. Hamburg
- Schumann, M. (2013): *Das Jahrhundert der Industriearbeit. Soziologische Erkenntnisse und Ausblicke*. Weinheim und Basel
- Schumann, M. (2014): *Praxisorientierte Industriesoziologie. Eine kritische Bilanz in eigener Sache*. In: Wetzel, D./Hofmann, J./Urban, H.-J. (Hrsg.): *Industriearbeit und Arbeitspolitik*. Hamburg, S. 20-31
- Windolf, P. (Hrsg.) (2005): *Finanzmarktkapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionssystemen*. Sonderheft der KZfSS, Wiesbaden, S. 20-57

*Michael Zander*

## **Wachsende Unsicherheit, zunehmende psychische Beanspruchung**

### **Zu veränderten Lebens- und Arbeitserfahrungen im „High-Tech-Kapitalismus“**

#### **I.**

Eine Grundannahme des historischen Materialismus lautet bekanntlich, dass wesentliche geschichtliche Entwicklungen nicht primär aus zufälligen Bewusstseinsinhalten der Akteure zu erklären sind, sondern dass sich vielmehr das jeweils herrschende Bewusstsein in Auseinandersetzung mit bestimmten Bedingungen herausbildet. Zu diesen Bedingungen gehören vor allem gesellschaftliche Beziehungen, in denen Menschen ihre Nachkommen großziehen und erhalten und in denen sie ihre Lebensmittel im weitesten Sinne herstellen (Produktionsverhältnisse); dazu gehören ferner die für diese Herstellung verwendeten Technologien auf einem bestimmten Entwicklungsstand (Produktivkräfte). Karl Marx und Friedrich Engels veranschaulichen ihren Geschichtsmaterialismus unter anderem am Beispiel Frankreichs, wo sich eine industrielle Bourgeoisie und ein Proletariat herausgebildet hatten, ehe die Französische Revolution den Weg freimachte für den Kapitalismus und die bürgerliche Republik, d.h. für die Schaffung von politischen, juristischen und intellektuellen Verhältnissen, die zur neuen gesellschaftlichen Basis der Produktion passten.

Den Übergang von der feudalen zur kapitalistischen Gesellschaft beschreibt Marx dabei als widersprüchlichen Prozess: „Der unmittelbare Produzent, der Arbeiter, konnte erst dann über seine Person verfügen, nachdem er aufgehört hatte, an die Scholle gefesselt und einer andern Person leibeigen oder hörig zu sein. Um freier Verkäufer von Arbeitskraft zu werden, der seine Ware überall hinträgt, wo sie einen Markt findet, mußte er ferner der Herrschaft der Zünfte, ihren Lehrlings- und Gesellenordnungen und hemmenden Arbeitsvorschriften entronnen sein. Somit erscheint die geschichtliche Bewegung, die die Produzenten in Lohnarbeiter verwandelt, einerseits als ihre Befreiung von Dienstbarkeit und Zunftzwang; und diese Seite allein existiert für unsre bürgerlichen Geschichtsschreiber. Andererseits aber werden diese Neubefreiten erst Verkäufer ihrer selbst, nachdem ihnen alle ihre Produktionsmittel und alle durch die alten feudalen Einrichtungen gebotenen Garantien ihrer Existenz geraubt sind.“ (Marx, 1867/1989, 743)

In den 1970er Jahren machten französische, später auch westdeutsche Vertreter der so genannten Regulationstheorie darauf aufmerksam, dass es zu derartigen Umwälzungen Marx zufolge nicht nur im Übergang zwischen den großen „Gesellschaftsformationen“ kommt, sondern auch innerhalb des Kapitalismus (vgl. Tanner 1999). Sie erinnerten an Antonio Gramscis Analyse des

„Fordismus“ als einer besonderen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise, die in den 1920er Jahren aufblühte und rund ein halbes Jahrhundert später zu Ende ging. In den folgenden vier Jahrzehnten konnte man beobachten, wie sich eine neue Produktionsweise herausbildet, die „Postfordismus“, „Toyotismus“ oder später „Hightech-Kapitalismus“ genannt wurde und in der Computer die „Leitproduktivkraft“ darstellen (vgl. Haug 2003).

Zwei Thesen in Bezug auf diese Produktionsweise sollen hier zumindest plausibel gemacht werden: Erstens lassen sich die Veränderungen zwischen 1974 und 2014 unter anderem als Anwachsen der Unsicherheit für die abhängig Beschäftigten beschreiben. Zweitens werden die abhängig Beschäftigten zunehmend psychisch beansprucht und belastet, einerseits durch die jeweilige Art ihrer Tätigkeit, andererseits durch den Zwang, in einer insgesamt reichen Gesellschaft mit unsicheren Verhältnissen zurechtzukommen zu müssen. Beides findet vor dem Hintergrund einer zunehmenden Automatisierung der industriellen Produktion statt, die unter dem vom Physiker John D. Bernal geprägten Begriff der „wissenschaftlich-technischen Revolution“ insbesondere auch in den sozialistischen Ländern diskutiert wurde (vgl. Laitko 1996).

## II.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wuchs eine Generation heran, die nicht mehr erlebt hatte, was ihre Eltern oft „die schlechte Zeit“ nannten. Die Ökonomie prosperierte, in Westdeutschland gab es gar ein „Wirtschaftswunder“, und bald konnten sich selbst proletarische Familien Autos, Kühlschränke oder Reisen leisten, Konsumgüter, die für den Großteil der Bevölkerung bis dahin unerreichbar gewesen waren. Dies gab einem Teil der damaligen Jugend, Studierenden und Lehrlingen, die Freiheit, nach dem Preis für die Allianz von Wohlstand und Konformität zu fragen und nach neu zu gewinnenden Lebensmöglichkeiten, für die die überlieferten Verhältnisse keinen Platz ließen.

Einen politischen Ausdruck fanden die Umbrüche des „Goldenen Zeitalters“ (Hobsbawm) in den Protestbewegungen der 1960er und 70er Jahre, die in ihren Zielen, Forderungen und Aktivitäten verschiedene Motive verschmolzen: Sie kritisierten einerseits Beschränkungen individueller Handlungsfreiheit durch gesellschaftliche Institutionen und Zwänge – die Sexualmoral, die Strafverfolgung der Homosexuellen, gewalttätige Erziehungsformen, Erziehungsheime und Psychiatrien sowie Rassismus und Frauendiskriminierung –, andererseits Klassenspaltung, kapitalistische Vergesellschaftung und Imperialismus. Damit griffen die Protestierenden Themen auf, die bereits in den 1920er Jahren politisch virulent gewesen waren, deren Artikulation aber aufgrund der Weltwirtschaftskrise, des Faschismus und des Weltkriegs teilweise hatte zurückgestellt werden müssen. So hatte es etwa bereits in der Weimarer Republik Organisationen gegeben, mit denen sich Frauen, Homosexuelle oder Behinderte für ihre Rechte engagierten. In den sozialistischen Ländern lagen die Akzente anders: Wo es zu Protestbewegungen kam, etwa in der ČSSR und in Jugoslawien, richteten sie sich gegen die Diskrepanz

zwischen Anspruch und Wirklichkeit des Sozialismus (vgl. Ebbinghaus 2008).

Während der 1970er Jahre schwand in der BRD allmählich der Veränderungsoptimismus. Nicht die eine große gesellschaftliche Umwälzung stand offenbar bevor, sondern „Mühen der Ebene“. Persönlichen Erfahrungen wurde mehr Aufmerksamkeit geschenkt, was sich etwa in der Formel der Frauenbewegung ausdrückte, wonach das Private politisch sei.

Rund ein Jahrzehnt nach 1968 schien sich ein neuer „Generationenkonflikt“ anzukündigen. In einem essayistisch gehaltenen Vortrag auf einer Tagung der GEW problematisierte Holzkamp (1980) das ihm gestellte Thema: „Jugend ohne Orientierung?“ Mit einer solchen Frage wendeten sich Erwachsene offenbar nicht direkt an die Jugendlichen, sondern an Wissenschaftler, die ihnen erklären sollten, was mit der Jugend los sei. Auf diese Weise zeige sich eine Trennung zwischen Jugend und Erwachsenen-dasein. „Der durchschnittliche Lebenslauf eines Menschen in unserer Gesellschaft“, sagt Holzkamp, „zerfällt in zwei Abschnitte. Einen ‚Jugend‘ genannten Abschnitt, in dem man lernt und sich entwickelt, und einen Abschnitt, in dem das Lernen und die Entwicklung im Wesentlichen abgeschlossen ist und in dem man als ‚Erwachsener‘ seinem Berufsleben nachgeht, heiratet, Kinder kriegt usw.“ (Holzkamp 1980, 199) Mit der Erwachsenenphase gehe eine „*Behinderung menschlicher Entfaltungsmöglichkeiten*“ einher, die sich „aus der Klassenspaltung unserer Gesellschaft“ und der „Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit“ ergebe. Damit sei der Großteil der Bevölkerung von der „gemeinschaftlichen Verfügung über die gesellschaftlichen Lebensbedingungen, damit ihrer eigenen Selbstbestimmung, ausgeschlossen“ (S. 200f). Die Individuen stünden vor der Alternative, „sich in der Abhängigkeit einzurichten“ oder sich „im Zusammenschluss mit anderen Einfluss auf die gesellschaftlichen Lebensumstände“ zu verschaffen. Wo die Erwachsenenexistenz einen Bruch im Lebenslauf darstellt, erschienen die noch offenen Möglichkeiten der Jugend als Provokation. „Durch die Begegnung mit der Jugend werden die (...) verdrängten Alternativen, die man selbst hatte und aus Kleinmut und Risikoscheu verschenkt hat, wieder virulent. Eine solche ‚Wiederkehr des Verdrängten‘ (...) erzeugt aber Angst und macht erneute Anstrengungen zur Stärkung des Abwehrsystems erforderlich. Dabei ist es ein naheliegender Weg, die in der Jugend selbst verkörpert Lebensmöglichkeiten durch deren Ausgrenzung, Abwertung, Denunzierung zu leugnen (...).“ (Ebd., 203) Um diese Zeitdiagnose einschätzen zu können (in der übrigens eine dritte Lebensphase, das höhere Erwachsenenalter, gar nicht vorkommt), muss man sich vergegenwärtigen, dass „Lehrbücher der Entwicklungspsychologie (...) bis in die siebziger Jahre hinein die Entwicklung des Menschen mit dem Eintritt in das Erwachsenenalter enden“ ließen (Kaiser 2005, 475). Holzkamps Eindruck, mit dem Eintritt ins Erwachsenen- und Berufsleben beginne eine Phase relativer Stagnation, dürfte auch etwas mit dem damals noch fordistischen Kapitalismus zu tun gehabt haben. Der US-amerikanische Soziologe Richard Sennett (2002, 313) spricht rückblickend von einer „bürokratischen Pyramide“ und von einer „institutionellen



Starrheit der alten Ordnung“, die allerdings im Zuge der 1970er und 80er Jahre zugunsten eines „flexiblen Kapitalismus“ und einer „Ideologie der Flexibilität“ zerschlagen worden sei. Diese betone „Risikobereitschaft und Spontaneität“ und führe dazu, dass die „Lebensgeschichte des Einzelnen (...) nicht mehr festgefügt-ten Mustern“ folge (ebd.). Zu diesem „flexiblen Kapitalismus“ gehöre wachsende Unsicherheit und eine Polarisierung von Reichtum und Armut.

Was Ulrich Beck (1986) als ein Prozess der Erosion von sozialen Klassen und Schichten erschien, war in Wirklichkeit eine Umgruppierung der Klassen infolge eines Rückgangs der industriellen Arbeit. Eric Hobsbawm beschrieb diese Entwicklung so: „Die alten Industrien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verschwanden zusehends. (...) Bergarbeiter, die einst in Hunderttausenden (...) gezählt wurden, prägten das Bild nun weniger als Universitätsabsolventen. In der Stahlindustrie der USA arbeiteten mittlerweile weniger Menschen als in den ‚Hamburger‘-Gaststätten von McDonald’s. Und dort, wo die traditionellen Industrien noch erhalten geblieben waren, wurden sie nun aus den alten in die neuen Industriestaaten verlagert. (...) Die neuen Industrien, die die alten zu ersetzen begannen, gehörten weder den gleichen Industriezweigen an, noch befanden sie sich am gleichen Ort, und in den meisten Fällen waren sie auch völlig anders strukturiert.“ (Hobsbawm 2007, 381)

Was erodierte, war ein bestimmter Typ von proletarischer Lebenslage, Mentalität und Solidarität, der Ausdruck des Umstandes war, dass Arbeiterinnen und Arbeiter „durch die gewaltige Klassentrennung der Gesellschaft geeint gewesen“ waren: „Getrennte Lebensstile, sogar unterschiedliche Kleidung und nicht zuletzt ihre begrenzten Lebenschancen unterschieden sich deutlich von den sozial mobileren Angestellten (...). Arbeiter lebten anders als die anderen, mit anderen Lebenserwartungen und an anderen Orten. (...) Schließlich waren die Arbeiter durch das zentralste Element ihres Lebens geeint, nämlich durch ein kollektives Bewusstsein: durch die Dominanz des ‚Wir‘ über das ‚Ich‘. Alle Arbeiterbewegungen und Parteien hatten ihre Kraft aus der gerechtfertigten Überzeugung der Arbeiter geschöpft, dass Menschen wie sie Fortschritte nicht durch Einzelaktionen, sondern nur durch kollektive und vorzugsweise von Organisationen gesteuerte Aktionen erreichen konnten, ob in Gestalt von gegenseitiger Hilfe, Streiks oder Wahlen.“ (Ebd., 385f.)

Nach dem Ende der europäischen sozialistischen Staaten erschien vielen der Kapitalismus als das „Ende der Geschichte“ (Francis Fukuyama). Die Ausdehnung des kapitalistischen Weltmarkts und der Aufstieg der „New Economy“ gingen auch in Westeuropa einher mit der Etablierung einer neoliberalen Politik. Diese beinhaltete eine Schleifung sozialstaatlicher und arbeitsrechtlicher Sicherungen, stagnierende Löhne, insgesamt eine Umverteilung von unten nach oben, den Abbau des öffentlichen Dienstes und „Standortnationalismus“. Passend zu einer zunehmend flexibleren Produktion sollte ein „flexibler Arbeitsmarkt“ hergestellt werden (vgl. Bourdieu 1998). Die Sozialdemokratie schwenkte auf den neoliberalen Kurs ein, was sich etwa im so genannten Schröder-Blair-Papier von 1999 dokumentierte. Als Ergebnis der von der rot-

grünen Bundesregierung eingeleiteten „Agenda“-Politik verfügt die BRD heute nach Litauen über den anteilig größten Niedriglohnsektor in Europa (vgl. Spiegel online, 27.7.2013) und einen hohen Anteil befristeter Beschäftigungsverhältnisse von fast 25 Prozent.<sup>1</sup>

Junge Frauen und Männer, die eine Ausbildung machen, studieren oder in den Beruf einsteigen, haben keine anderen Verhältnisse mehr kennengelernt. Klaus Hurrelmann und Erik Albrecht (2014) betrachten dies als Erfahrungshintergrund einer „Generation Y“. Verbreitet seien, so die Autoren, ein spätes Erreichen typischer Merkmale des Erwachsenendaseins (existenzsicherndes Einkommen, Familiengründung), Hinauszögern biografischer Entscheidungen, Distanz gegenüber der Politik und intensive Bildungsanstrengungen (wobei, so ließe sich hinzufügen, die rigide Struktur der Bachelor- und Masterstudiengänge zugleich das Versprechen beinhaltet, durch „praxisnahe“ Ausbildung einen Zugang zum Arbeitsmarkt zu ermöglichen). Insgesamt sind die Zeitdiagnosen der Autoren jedoch eher kritisch einzuschätzen, behandeln diese doch die „Generation Y“ oft als einheitliches Subjekt, dem sie Absichten unterschieben, die möglicherweise eher ihrer eigenen Weltsicht entspringen, etwa wenn sie behaupten, „die Ypsiloner“ wollten „Lernunternehmer“ und „Bildungsmanager in eigener Sache“ sein (Hurrelmann & Albrecht 2014, 58).

### III.

Bereits in den Anfängen des Fordismus im Rahmen war der als „Scientific Management“ aufgefasste „Taylorismus“ ein Thema, mit dem man sich in der Psychologie – auch kritisch – beschäftigte (z.B. Lewin 1920). Aber erst ab den 1970er Jahren scheint der Einfluss der Psychologie auf die industrielle Arbeit bedeutend anzuwachsen; im Rahmen einer „Humanisierung der Arbeit“ möchte man die Beschäftigten durch „job enrichment“, „job rotation“ und autonome Gruppenarbeit dazu bringen, sich mit den Zielen des Unternehmens zu identifizieren (vgl. Holzkamp-Osterkamp 1975). Dieter Henkel und Dorothee Roer vertreten bereits die These, dass es durch „strukturelle Veränderungen im Produktionsprozess zu einer *massiven Verschiebung in der Struktur der Lohnarbeit von physischer zu psychischer Belastung*“ gekommen sei (Henkel & Roer 1979, 388). Vor Augen haben sie dabei allerdings noch klassisch fordistische Fabrikarbeit und Anforderungen wie „z.B. konzentrierte Aufmerksamkeit und Reaktionsgeschwindigkeit bei der Kontrolle halb- oder vollautomatischer Maschinen und das ‚Durchhalten‘ von Monotonie“ (ebd.). Mit der Ausdehnung des Sektors bezahlter und unbezahlter Dienstleistungen, für den „emotionale Arbeit“ zentral ist, gewinnt die These von der wachsenden psychischen Belastung neue Bedeutung (vgl. Kaindl 2008).

In jüngerer Zeit wird verstärkt über die Ursachen für den Anstieg so genannter depressiver Störungen diskutiert: Während die einen meinen, es handle sich

<sup>1</sup> Vgl. <http://appsso.eurostat.ec.europa.eu/nui/submitViewTableAction.do?sessionId=9ea7d07d30d7f725d994c750447eb0e2d4589448f30e.e340aN8PchaTby0Lc3aNchuNahaMe0>

lediglich um ein Artefakt, das durch eine verbesserte Diagnostik und größere gesellschaftliche Aufmerksamkeit entstanden sei, gehen die anderen von einer realen Zunahme depressiver Erkrankungen aus, die sie nicht zuletzt durch die Erfahrungen mit deregulierten Beschäftigungsverhältnissen veranlasst sehen; als Risikofaktoren werden insbesondere Bedrohung durch Erwerbslosigkeit oder Dequalifizierung, mangelnde Gratifikationen und mangelnder Einfluss auf die Arbeitsbedingungen bei gleichzeitig hohen Anforderungen gesehen (vgl. Knebel 2013; zum Anstieg psychosozialer Belastungen in der heutigen Arbeitswelt: Pickshaus 2014). Für Alain Ehrenberg (2004) ist die Depression die Kehrseite der heute herrschenden gesellschaftlichen Maximen. Zu Sigmund Freuds Zeiten, so Ehrenberg, erwuchs psychisches Leiden aus einem Konflikt mit dem „Über-Ich“, das streng darüber wachte, außereheliches Begehren und Hass gegenüber Mitbürgern oder Autoritäten nicht offen zum Ausdruck zu bringen. Die heutige Gesellschaft hingegen appelliere an individuelle Autonomie und Initiative, in deren Mittelpunkt das Glücksstreben stehen soll. In der Depression sieht Ehrenberg eine symbolische Verneinung dieser bürgerlichen Ideale. Anders gesagt: „Der niedergedrückte, lust- und freudlose, antriebslose (...), sich schuldig, müde und leer fühlende Depressive verkörpert das Gegenteil zum neoliberalen Wunschsubjekt, das die Forderungen nach Selbstverwirklichung, Eigeninitiative, Mobilisierung positiver Affekte und Vermarktung der eigenen Arbeitskraft (zeitweise) nicht erfüllen kann.“ (Knebel 2013)

Allerdings trägt der Ansatz Ehrenbergs einen deutlich apologetischen Zug, denn in ihm erscheint das Depressionsrisiko als notwendiger Preis für individuelle Freiheit und eine Vielzahl von Optionen. Dagegen ließe sich einwenden, dass der Verlust von sozialer Sicherheit für die abhängig Beschäftigten Unfreiheit bedeutet; das Problem sind nicht zu viele Optionen, sondern allenfalls fehlende verlässliche Hinweise darauf, welche der Alternativen – z.B. bei der Berufs- und Studienwahl oder beim Zeitpunkt der Familiengründung – im deregulierten Kapitalismus zu einem wünschenswerten oder zumindest akzeptablen Ergebnis führt. Oder, wie es bei Hurrelmann und Albrecht in Bezug auf die „Generation Y“ heißt: Bei „jedem Übergang im Lebenslauf müssen Jugendliche gewaltige Kräfte mobilisieren. Die Gefahr, es nicht zu schaffen, wird umso größer, je offener und unstrukturierter die Lebensläufe sind.“ (Hurrelmann & Albrecht 2014, 35) Dass Menschen unter diesen Umständen manifeste Schwierigkeiten haben, gesellschaftliche Anforderungen motiviert zu übernehmen, kann eigentlich nicht erstaunen. Die Rede von den angeblich offenen Lebensläufen verdeckt allerdings, dass für die (künftig) abhängig Beschäftigten viele attraktive Laufbahnen statistisch unerreichbar und vor allem die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unbeeinflussbar bleiben, solange nicht an der Entwicklung einer wirksamen Gegenmacht gearbeitet wird.

## **Literatur**

- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft*. Frankfurt/M.  
Bourdieu, Pierre (1998): *Gegenfeuer*. Konstanz

- Ebbinghaus, Angelika (Hrsg.) (2008): Die letzte Chance? 1968 in Osteuropa. Hamburg
- Ehrenberg, Alain (2004): Das erschöpfte Selbst. Frankfurt/M.
- Haug, Wolfgang Fritz (2003): High-Tech-Kapitalismus. Analysen zu Produktionsweise, Arbeit, Sexualität, Krieg und Hegemonie. Hamburg
- Henkel, Dieter & Dorothee Roer (1979): Die Politik der klinisch-psychologischen Standesverbände. Kritische Psychologie (I) Argument Studienheft 24, S. 337-422
- Hobsbawm, Eric (2007): Das Zeitalter der Extreme. München
- Holzkamp, Klaus (1980): Jugend ohne Orientierung? Forum Kritische Psychologie 6, 196-208
- Holzkamp-Osterkamp, Ute (1975): Motivationsforschung 1. Frankfurt/M.
- Hurrelmann, Klaus & Erik Albrecht (2014): Die heimlichen Revolutionäre. Wie die Generation Y unsere Welt verändert. Weinheim
- Kaindl, Christina (2008): Emotionale Mobilmachung – „Man muss lange üben, bis man für Geld was fühlt“. In L. Huck et al., (Hrsg.), „Abstrakt negiert ist halb kapiert“. Beiträge zur marxistischen Subjektwissenschaft. Morus Markard zum 60. Geburtstag (65-85). Marburg
- Kaiser, Heinz Jürgen (2005): Gerontopsychologie. In J. Straub, W. Kempf, H. Werbik (Hrsg.), Psychologie. Eine Einführung (472-495). München
- Knebel, Leonie (2013): Anstieg „depressiver Störungen“ im neoliberalen Kapitalismus? Kritisch-psychologische Anmerkungen zu Methode und Ergebnissen der Depressionsforschung. Forum Gemeindepsychologie, 18 (1), [http://gemeindepsychologie.de/fg-1-2013\\_06.html](http://gemeindepsychologie.de/fg-1-2013_06.html)
- Laitko, Hubert (1996): Wissenschaftlich-technische Revolution: Akzente des Konzepts in Wissenschaft und Ideologie der DDR. Utopie kreativ, Nr. 73/74, S. 33-50
- Lewin, Kurt (1920): Die Sozialisierung des Taylor-Systems. Berlin
- Marx, Karl (1989): Das Kapital, Bd. 1. Berlin
- Pickshaus, Klaus (2014): Rücksichtslos gegen Gesundheit und Leben. Gute Arbeit und Kapitalismuskritik – ein politisches Projekt auf dem Prüfstand. Köln
- Sennett, Richard (2002): Respekt im Zeitalter der Ungleichheit. Berlin
- Tanner, Jakob (1999): Fordismus. In: W.F. Haug (Hrsg.), Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 4 (588). Hamburg

## Vom Ende der Bipolarität zurück in die Anarchie?

### Der unipolare Augenblick und der Versuch zur hegemonialen Umgestaltung der Welt

„Unsere beste Hoffnung auf Sicherheit ... ist Amerikas Stärke und die Willenskraft, eine unipolare Welt zu führen und ohne Scham (*unshamed*) die Regeln der Weltordnung festzulegen und sie auch durchzusetzen.“ Dies war die Politikempfehlung, die Charles Krauthammer, erzkonservativer Kolumnist der *Washington Post*, 1991 in seinem viel beachteten Aufsatz „The Unipolar Moment“ an die US-Regierung richtete.<sup>1</sup> Umgesetzt werden sollte diese Vision durch das neo-konservative Konzept des *Project for a New American Century* (PNAC), das durch eine gigantische Erweiterung der globalen Militärpräsenz der USA (*Rebuilding America's Defenses*, so der Untertitel), die Hegemonie für das beginnende Jahrhundert absichern sollte.<sup>2</sup> In Europa aber herrschte damals Euphorie, die Hoffnung auf die Beseitigung der gegenseitigen nuklearen Vernichtungskapazität. Die hehren Ziele, die auf den großen Friedensdemonstrationen zu Beginn der 80er Jahre formuliert worden waren, schienen in greifbarer Nähe. Der 2+4-Vertrag, der die Einigung der beiden deutschen Staaten und das Regime von Potsdam beendete, liest sich als wahres Friedensdokument. Das von Gorbatschow visionär ausgemalte „Gemeinsame Haus Europa“ schien nur noch auf die innenarchitektonische Ausgestaltung zu warten.

Was sich nun als Zäsur zeigte, hatte 1973/74 begonnen mit der in Helsinki angesiedelten Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, an der die 15 NATO-Staaten, sieben Staaten der Warschauer Vertragsorganisation und dreizehn neutrale Staaten Europas teilnahmen. Die Krönung dieses Prozesses war schließlich jenes Schlussdokument des KSZE-Prozesses, die Charta von Paris, die die Ost-West-Konfrontation ein für allemal beenden und eine friedliche Ordnung in Europa schaffen sollte. Ganz im Gegensatz zu Geist und Buchstaben dieses Abkommens ging es den USA darum, die Gunst der Stunde zu nutzen und ihren hegemonialen Anspruch durchzusetzen.

Ihm stand – jenseits der KSZE-Schlussakte – die Charta der Vereinten Nationen entgegen, deren Art. 2.4 die Androhung und Anwendung von Gewalt in den internationalen Beziehungen verbietet, und vor allem Art. 2.7, der Eingriffe in die innere Souveränität der Staaten ausschließt. Nach dem Ende des 2. Golfkriegs (am 27. Februar 1991 hatte Saddam Husseins Regierung in Bagdad sich sämtlichen Resolutionen des UN-Sicherheitsrats unterworfen und mit dem Rückzug seiner Truppen aus Kuwait begonnen) beschloss der UN-

---

<sup>1</sup> Charles Krauthammer, The Unipolar Moment; in: *Foreign Affairs*, 1/1991, S. 23.

<sup>2</sup> <http://de.scribd.com/doc/9651/Rebuilding-Americas-Defenses-PNAC> [23-09-14].

Sicherheitsrat am 5. April die Resolution 688, die erstmalig – und unter Berufung auf den Schutz von Menschenrechten – Hilfsorganisationen unter dem Schutz leicht bewaffneter UN-Kräfte den Zugang zu allen Teilen des Landes eröffnete.<sup>3</sup> Hier begann die Entwicklung einer völkerrechtlichen Debatte, die in der *responsibility to protect* ihren vorläufigen Höhepunkt gefunden hat.

Der Austritt der Sowjetunion aus der Weltgeschichte und die Selbstauflösung der Warschauer Vertragsorganisation stellten die bestehende Sicherheitsarchitektur des Westens vor eine große Legitimationsanforderung. Die NATO, von Beginn an auch als Instrument zur Kontrolle der westeuropäischen Verbündeten konzipiert, beschwor nun zur Rechtfertigung ihrer Existenz die so genannten „neuen Risiken“ wie: Proliferation von Massenvernichtungswaffen, internationale Kriminalität, Drogenhandel, ökologische Gefährdungen, Migrationsbewegungen, Terrorismus ...<sup>4</sup> In diese Suche nach einem neuen Feind fiel pünktlich der viel beachtete Aufsatz des rechtskonservativen Samuel P. Huntington „*The Clash of Civilizations*“, der im Islam den neuen Feind des Westens ausmachte.<sup>5</sup> Damit wurde ein neues Sicherheitsparadigma geschaffen: die „Kultur“ – im engeren Sinne die Religion. Bisher war Verteidigung territorial verortet. Mit den neuen Bedrohungen wurde diese territorial entgrenzt und diffundierte im globalen Raum. Über Landesgrenzen hinweg konnte jedes ökonomische, soziale oder kulturelle Phänomen „versicherheitlicht“ und zur Bedrohung in der globalisierten Welt stilisiert werden, wovon die nun einsetzende Debatte über *securitization* zeugt.<sup>6</sup>

Die ersten konkreten Schritte zur Umsetzung des Konzepts waren der von George W. Bush nach den Anschlägen des 11. September 2001 ausgerufenen – grenzenlose! – „Krieg gegen den Terror“ und das grenzüberschreitende Konzept der „Demokratisierung des Nahen und Mittleren Ostens“, das davon ausging, dass die dort existierenden Diktaturen eine potenzielle Sicherheitsgefährdung darstellten und deshalb eine politische und teilweise territoriale Neuordnung dieses Raums notwendig sei.<sup>7</sup> Dass diese Neuordnung nicht mit einem Angriff auf Saudi-Arabien, sondern 2003 mit dem Krieg gegen den Irak begann, zeigt die Fadenscheinigkeit des Arguments.

## Niedergang der USA – und der NATO?

Kein geringerer als Zbigniew Brzezinski hat eindrucksvoll den Niedergang der Macht der USA beschrieben.<sup>8</sup> Seine Darstellung erscheint wie eine Illustration

<sup>3</sup> Dazu ausführlich: Werner Ruf, *Die neue Welt-UN-Ordnung*, Münster 1994, insbes. S. 98 – 117.

<sup>4</sup> Michael Berndt, *Die „Neue Europäische Sicherheitsarchitektur“ – Sicherheit in, für und vor Europa*, Wiesbaden 2007, insbes. S. 152 – 170.

<sup>5</sup> Ruf, Werner: *Der Islam – Schrecken des Abendlandes*, Köln 2014, S. 15 – 25, 2. Aufl.

<sup>6</sup> Ole Weaver, *Securitization and desecuritization*. In: Ders. (Hg.): *Concepts of security*, Kopenhagen 1977, S. 211 – 256.

<sup>7</sup> Ronald D. Asmus and Kenneth M. Pollack, *Transforming the Middle East*; in: *Policy Review*, 115, Sept./Oct. 2002. Dt. in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 12/2002, S. 1457-1466.

<sup>8</sup> Zbigniew Brzezinski, *Strategic Vision. America and the Crisis of Global Power*, New York 2012.

des brillanten Werks von Paul Kennedy über den *Aufstieg und Fall der großen Mächte*.<sup>9</sup> Starke und wachsende Ökonomien ermöglichen den Aufbau starker Streitkräfte, die zur Sicherung imperialer Dominanz verhelfen. Doch kommt der Punkt des Umschlags in die „militärische Überdehnung“: Die Streitkräfte bestehen zwar fort, wachsen sogar noch, aber sie zerstören die ökonomische Leistungsfähigkeit des Systems. Daraus folgt: wachsende soziale Unzufriedenheit, zunehmender Rassismus, wachsende Kriegsmüdigkeit nach den verlorenen Kriegen in Afghanistan, Irak und Libyen. Die Ermordung des dortigen US-Botschafters und weiterer Botschaftsmitarbeiter am 12. September 2012 wurde als besondere Demütigung empfunden.

Der deutsche Bundeskanzler Schröder, der noch bei der Invasion in Afghanistan Präsident Bush seiner „uneingeschränkten Solidarität“ versichert hatte, weigerte sich 2003, dem Hegemon in den Krieg gegen Irak zu folgen. Und als die USA und die NATO 2011 die Führung des Krieges gegen Libyen übernahmen, enthielt sich Deutschland im Sicherheitsrat der Stimme für das Mandat, eine „Flugverbotszone“ für das im Aufruhr befindliche Land einzurichten. Nur 14 der inzwischen 28 NATO-Staaten beteiligten sich am Krieg zum Sturz Qadhafis. Zwar ist Frankreich unter Sarkozy in die Militärstruktur der NATO zurückgekehrt, aber wichtige NATO-Staaten wie Kanada und Frankreich haben ihre Truppen vorzeitig aus Afghanistan zurückgezogen. Besonders akut ist für Bestand und Effizienz der NATO die aktuelle Krise um die Ukraine: Durch das Land fließen die wichtigsten energetischen Transportwege von Russland nach Westeuropa. Die Hypothese, die hier nicht weiter entwickelt werden kann, ist, dass hinter der offiziellen Darstellung der wirkliche Konflikt zwischen den europäischen Wirtschaftsmächten und den USA stattfindet, die mit Hilfe der NATO ihre Kontrolle über Europa sichern wollen, während die Europäer – allen voran Deutschland – die wirtschaftlichen und Handelsbeziehungen mit Russland sichern wollen. Hinter der offiziellen Fassade der Solidarität tun sich tiefe Gräben auf.

## Auf dem Weg zur multipolaren Welt

Schon früh im Zeitalter der Bipolarität hatte eine dritte Kraft versucht, sich neben den Blöcken zu etablieren. Ihren Anfang nahm die Bewegung auf der Konferenz von Bandung 1955, wo auch der Begriff „Dritte Welt“ kreiert wurde. Teilnehmer waren die damals schon unabhängigen Kolonien und Befreiungsbewegungen mit Beobachterstatus. Doch die Blockkonfrontation spielte auch in diese Organisation hinein: Führungsmächte wie Indien standen immer mehr an der Seite des Westens, während etwa Cuba sich auf die Partnerschaft mit der Sowjetunion stützte. Für den Erhalt der „Blockfreien“ war auch die so genannte „strategische Rente“ nicht unwichtig, die viele Regierungen aus der Nähe zur einen oder anderen Supermacht ziehen konnten: Budgethilfen,

---

<sup>9</sup> Paul Kennedy, *Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000*, Frankfurt 1987.

Rüstungslieferungen, militärische Ausbildungsprogramme, aber auch Zahlungen im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit, oft im Gegenzug für die Bereitstellung von Militärbasen, stabilisierten die jeweiligen Regierungen und trugen bei zu ihrer staatlichen Existenz. Mit dem Ende der Bipolarität schwand dieses Interesse der großen Mächte. Der sich ab den 90er Jahren ausbreitende Staatszerfall ist zu Teilen auch dieser weltpolitischen Veränderung geschuldet.

Wichtigstes wirtschaftspolitisches Instrument der Blockfreien war die UNCTAD (*United Nations Conference on Trade and Development*), auch Gruppe der 77 genannt, die sich 1964 in Genf gegründet hatte. Ihre Hauptziele waren die Veränderung der herrschenden Weltwirtschaftsordnung, höhere Preise für Rohstoffe, höhere Leistungen der Entwicklungspolitik, eine allgemeine Schuldenentlastung und die Verstärkung des Süd-Süd-Handels. Ferner forderten sie die Abkoppelung vom Weltmarkt, um so eine eigenständige wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung zu erreichen.<sup>10</sup> Insgesamt hat das Ende der Bipolarität den Einfluss dieser Gruppe erheblich geschwächt, führende Mitgliedsstaaten wie Jugoslawien sind zerfallen oder wurden zerstört.

Dafür entwickeln sich seit der Jahrtausendwende neue regionale aber auch transkontinentale Zusammenschlüsse. Zu nennen ist zunächst die *Shanghai-Organisation für Zusammenarbeit* (ShOZ, gegründet 2001), die hervorging aus dem „Shanghai 5 Mechanismus“, in dem sich China, Russland, Kasachstan, Kirgistan und Tadschikistan zusammengeschlossen hatten, um ihr jeweiliges Militär an den Grenzen zu reduzieren und einen Mechanismus vertrauensbildender Maßnahmen zu schaffen. Neben den fünf oben genannten Staaten gehört ihr nun auch Usbekistan an; Indien, Iran, Mongolei und Pakistan haben Beobachterstatus. Der Organisation geht es um Sicherheit, Zusammenarbeit und Vertrauensbildung, aber auch um Austausch geheimdienstlicher Erkenntnisse in der Region. 2005 forderte sie von den USA einen Zeitplan für deren Rückzug aus den Militärbasen in Zentralasien. Hauptziel der Kooperation ist wohl der Energie-Sektor mit Russland und Kasachstan als wichtigen Lieferanten. Der potenzielle Absatzmarkt China motiviert das Interesse des Iran an einer Vollmitgliedschaft. Der Zusammenschluss umfasst fast die gesamte riesige Landmasse Asiens und reicht mit Russland bis nach Europa. Die NATO-Expansion nach Osten und die Ukraine-Krise haben die Energie-Zusammenarbeit zwischen Russland und China befördert (s. den im Mai 2014 geschlossenen Vertrag über die Lieferung von jährlich 38 Mrd. Kubikmeter Gas), wie auch der geplante Pipeline-Bau von Iran nach China auf die Herausbildung eines gewaltigen Energie- und Wirtschaftsverbunds hindeutet.

Ein weiterer wichtiger Zusammenschluss sind die *BRICS-Staaten* (Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika), ein Verbund, in dem die wichtigsten Industriestaaten der Welt außerhalb von EU/USA zusammengeschlossen sind. Diese Staaten vertreten 40 Prozent der Weltbevölkerung, ihre Wirtschaften

---

<sup>10</sup> Gilbert Rist, *Le Développement. Histoire d'une croyance occidentale*, Paris 1996.



wachsen jährlich um 5 bis 10 Prozent. Auf dem Gipfeltreffen in Durban wurde im März 2013 die Gründung einer gemeinsamen Entwicklungsbank als Alternative zu IWF und Weltbank beschlossen, die Zinsen der Bank sollen wesentlich unterhalb der bei der Weltbank üblichen liegen. Außerdem sollen gemeinsame Währungsreserven in Höhe von 100 Mrd. US \$ geschaffen werden, um im Krisenfall Kredite an notleidende Länder zu vergeben. Damit würde das Kredit- und Auflagenmonopol des IWF gebrochen. Auch bilaterale Abkommen mit Nicht-BRICS-Staaten schwächen den Dollar als Weltwährung: So wickeln Iran und die VAR ihre Geschäfte mit China bereits in Yuan ab. All dies hat fatale Folgen für die US-Zahlungsbilanz.

Diese Organisationen stellen daher eine Herausforderung für die USA und den Westen allgemein dar. Wichtigster und wirtschaftlich mächtigster Akteur in beiden ist China, wobei nicht vergessen werden darf, dass ShOZ auch eine wichtige sicherheitspolitische Dimension besitzt.

## Staatszerfall und Kampf um Rohstoffe

Seit dem Ende der Bipolarität ist aber auch zu beobachten, dass es seitens des Westens keine politische Visionen mehr zu geben scheint. Machterhalt, sprich: Kontrolle vor allem der energetischen Rohstoffe, scheint das zentrale Ziel, wobei auch innerhalb „des Westens“ die Rivalitäten zunehmen. Vor allem die USA scheinen sich zunehmend „befreundeter“ Gewaltakteure oder militärisch eingesetzter Regime zu bedienen. Diese Politik begann bereits in Afghanistan, wo, finanziert vor allem von Saudi-Arabien und ausgebildet von der CIA, islamistische Banden gegen die Sowjetunion kämpften. Der 11. September muss dem Hegemon als Geschenk des Himmels erschienen sein, um endlich den Kampf gegen „das Böse“ in Gestalt des Islam zu beginnen und unter dem Schlagwort der „Demokratisierung des Mittleren Ostens“ endlich Marktfreiheit in dieser Region durchzusetzen. Erstmals massiv praktiziert wurde die Politik des *regime change* im Irak. Die Arabellion bot dann den reaktionären Golfstaaten die Gelegenheit zur Vernichtung vieler säkularer Regime in der Region (Ägypten, Yemen, Syrien, Libyen). Diese islamische Konterrevolution<sup>11</sup> befindet sich derzeit in einem inneren erbitterten Kampf um Einfluss zwischen dem fanatisch-islamistischen Wahabismus Saudi-Arabiens und dem Emirat Qatar, das die Muslimbrüder unterstützt. So waren es die Saudis, die den Putsch der ägyptischen Militärs stützten und die Qataris in ihre Grenzen wiesen. Es war die ägyptische Militärführung, die durch die Schließung des Grenzübergangs Rafah (und die Zerstörung der Versorgungstunnels) die den Muslimbrüdern nahe stehende Hamas gemeinsam mit Israel in den Würgegriff nahm.

Syrien, wo nach Angaben der International Crisis Group mehr als zehn islamistische Gruppen kämpfen, kann als Musterbeispiel gelten.<sup>12</sup> Unterstützt von

<sup>11</sup> Werner Ruf, Revolution und Konterrevolution in Nahost. In: Fritz Edlinger/Tyma Kraitt (Hrsg.), Syrien. Hintergründe, Analysen, Berichte, Wien 2013, S. 157 – 174.

<sup>12</sup> International Crisis Group, Middle East Report 146, 17. 10. 2013.

Akteuren aus den Golfstaaten koalieren diese Gruppen, kämpfen gegeneinander, jagen sich Finanzmittel ihrer Sponsoren ab. Entscheidender ist jedoch: Sie bauen sich innerhalb der jeweils von ihnen kontrollierten Gebiete ihre eigene Gewaltökonomie aus, die finanziert wird durch Wegezölle, willkürliche „Steuern“, Erpressungen, Entführungen und Lösegelder. Diese kriminellen Gewaltökonomien werden ergänzt durch illegale Ölexporte, die ganz offensichtlich nicht durch Sanktionen des Westens verhindert werden. So sind diese Gewaltakteure – ähnlich wie westliche private Militärische Unternehmen – zu regelrechten Unternehmen angewachsen. Ihre Kämpfer werden mit stattlichen Handgeldern angeworben, sie erhalten beachtlichen Sold.<sup>13</sup> Es ist also nicht religiöser Fanatismus, der sie antreibt, sondern die schlichte Gier.

Auch in Afrika grassiert der Staatszerfall. Er ist einerseits Folge von Interventionen im postbipolaren Zeitalter (Somalia, Libyen, Mali), andererseits ist er Konsequenz der fortdauernden imperialistischen Ausbeutungsstrukturen, die auch nach der formalen Dekolonisation nicht abgebaut wurden und zu massenhafter Verelendung geführt haben. Der Kampf um die Kontrolle von Rohstoffen (auch *peak uranium* scheint erreicht) und Transportwegen (Seewege, Pipelines) und das Auftauchen Chinas als neue Großmacht führen zu wachsender Militarisierung auf dem Kontinent, wie die Interventionen Frankreichs und der EU, der Aufbau des US African Command (2007) und – erstmals – von China angebotene „Blauhelme“ für Mali zeigen.

Auch Deutschland meldet unter dem Stichwort „mehr Verantwortung tragen“ seine Gestaltungsansprüche an, sei es in der wachsenden Zahl von EU-geführten Interventionen oder in Zukunft auch direkt, wenn die Verteidigungsministerin erklärt: „Ich bin ... überzeugt, dass sich die Bundeswehr in den kommenden Jahren noch sehr viel stärker in Afrika engagieren wird. Irgendwann werden wir Kampftruppen schicken (müssen), die dort – ähnlich wie in Afghanistan – in Gefechte verwickelt werden.“ (BZ 22. 4. 2014).

## Fazit

In erschreckender Weise ist die Welt ein Vierteljahrhundert nach dem Ende der Blockkonfrontation nicht friedlicher geworden. Dabei gelingt es immer besser, die vor allem auf Rohstoffsicherung gerichteten Interessen hinter einer ideologischen Nebelwand zu verstecken. Die Blaupause des Huntington'schen Paradigmas vom „Kampf der Kulturen“ passt hervorragend in die globalisierte Welt, denn diese ist zunehmend territorial entgrenzt. Nicht nur die Migrationsströme und die Entstehung multikultureller Gesellschaften stellen die alte Westfälische Ordnung des überkommenen Staatensystems infrage, auch die transnational tätigen Konzerne und Finanzakteure erodieren die Staatensouveränität. Die Welt scheint in einem tiefgründigen Wandel begriffen, wie der französische Friedensforscher Alain Joxe treffend diagnostiziert:

---

<sup>13</sup> Werner Ruf, Internationaler Jihadismus: Neue militärische Entrepreneure? In: Inamo Nr. 75 (Herbst 2013), S. 61 – 67, Marc Engelhardt, Heiliger Krieg – Heiliger Profit, Berlin 2014.

„Man muss sich fragen können, ob ‚der Schutz des Volkes‘ der legitime Kern der souveränen Gewalt bleibt. [...] Und man kann antworten: ‚Nein, nicht im Rahmen des Neo-Liberalismus‘, weil die Souveränität der Staaten erodiert und weil die herrschende Souveränität, nämlich die der Unternehmen, zum Ziel den Profit und nicht den Schutz hat. Entsprechend kann das Imperium des Chaos, dessen Aufgabe die Verteidigung der Souveränität der Unternehmen und nicht der Schutz der Bewohner des Planeten vor Hunger oder Massakern ist, nur in die Ökonomie eingreifen, um die militärischen Mittel und die Anwendung von Gewalt gegen die internen und externen Abweichler zu verschärfen.“<sup>14</sup>

So stellen die scheinbar ideologisch motivierten neuen Gewaltakteure vielleicht nur das Symptom einer sich herausbildenden neuen Anarchie dar, in der die Gefahr besteht, dass die Welt in ein vor-hobbesianisches Chaos zurückgeworfen wird. Mit ihren Zielen, alte (ungerechte) Ordnungen wie die von Sèvres, wo nach dem 1. Weltkrieg das Osmanische Reich unter den imperialistischen Siegermächten aufgeteilt wurde, zur Disposition zu stellen, bringen sie unterdrückte religiöse und vor allem ethnische Konzepte wieder auf die aktuelle politische Tagesordnung (Kurdenfrage, grenzüberschreitende Stammesstrukturen, willkürliche territoriale Grenzziehungen, neo-osmanische Träume der türkischen AKP ...). Die sich in der Folge der „Arabellion“, der Interventionen in Afghanistan, Irak, Libyen, Mali und des Krieges in Syrien anbahnende „Neuordnung“ des Nahen Ostens dürfte nicht nur zur Auflösung bestehender Staaten, sondern zu einer Ethnisierung und Konfessionalisierung neuer politische Gebilde führen, deren Geburt von Gewalt, Blut, ethnischen Säuberungen und Völkermord begleitet sein dürfte. Für die Hegemonie der Konzerne und Finanzmärkte sind sie möglicherweise zugleich nur das Mittel zur Beschleunigung der Zerstörung jener seit 1648 geltenden staatlichen Ordnung, die – ganz im Sinne von Alain Joxe – dem freien Agieren der Finanzmärkte noch relative Grenzen setzt.

Das Ende der Bipolarität hätte zu einer friedlicheren Welt führen können. Deren Grundlage hätte die aus der Barbarei der Weltkriege hervorgegangene *Charta der Vereinten Nationen* sein müssen, die in den Artikeln 2.4 und 2.7 die Androhung und Anwendung von Gewalt und die Interventionen in fremde Territorien verbietet. Der Anspruch aber, hegemonial eine unipolare Welt zur führen, musste vielfältigen Widerstand hervorrufen. Die Art und Weise, wie die USA ihren Führungsanspruch durchzusetzen versuchten, beschleunigte nicht nur die Herausbildung neuer Machtzentren, sie ruiniert auch die ökonomische Substanz des Hegemons – und der die Politik des Hegemons antreibende Neoliberalismus zielt unmittelbar auf die Zerstörung bestehender Staatlichkeit.

Die vor einem Vierteljahrhundert aufkeimende Hoffnung auf Frieden ist im Begriff, Konflikten neuer Qualität in einer diffus multipolaren Welt zu weichen. Jenseits der Abkehr vom Einsatz von Waffen, deren Untauglichkeit zur

<sup>14</sup> Alain Joxe, *L'Empire du Chaos*, Paris 2002, S. 184. Aus dem Französischen W. R.

Konfliktlösung offenkundig ist, ist auch eine Umkehr in der Analyse der Konfliktursachen vonnöten: Nicht Religionen oder Ideologien sind Ursache von Konflikten, sondern materielle, kurzfristige Interessen der Finanzakteure und der ihnen dienenden staatlichen Gewalt wie die der lokalen und regionalen Gewaltakteure. Sie wieder zum Untersuchungsgegenstand zu machen und Gegenstrategien zu denken, öffnet Wege zur Konfliktlösung: „Die Waffe der Kritik kann allerdings die Kritik der Waffen nicht ersetzen ...“<sup>15</sup> Für den *mainstream* der derzeitigen Politikwissenschaft (die Friedensforschung eingeschlossen) bedeutet dies allerdings einen schrecklichen Rückfall in polit-ökonomische Ansätze, die mit dem Ende der Bipolarität und der kurzlebigen Dominanz des „gütigen Hegemons“ gleichfalls entsorgt wurden.

---

<sup>15</sup> Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: MEW Bd. 1, S. 385.

## Der Aufstieg des politischen Islamismus in der arabisch-islamischen Welt

### I.

Eines der auffälligsten Phänomene in der Peripherie seit den späten 1970er Jahren ist zweifellos das sichtliche Erstarren des politischen Islamismus in der arabisch-islamischen Welt mit der – allerdings partiellen – Tendenz zu einer immer schärferen Radikalisierung. Nicht nur wuchs nunmehr rapide die Zahl der ihm zuzuordnenden Parteien und Bewegungen. Vielmehr entwickelten sich diese in einer ganzen Reihe von Ländern zu einem ernstzunehmenden und effizienten politischen Faktor – bis hin zur, wenn auch unterschiedlich erfolgreichen, Machtausübung.

Gemeint ist also jene politisch-ideologische Strömung, die sich zwar auf den Islam beruft, aber dennoch von diesem, als eine der drei monotheistischen Weltreligionen, strikt zu trennen ist.<sup>1</sup> Gilt ihr der Islam doch lediglich als eine Art Aushängeschild. Durch wieder festen Glauben an die fundamentalen Lehren des Islam, durch Rückgriff auf Koran und Sunna des Propheten wie auf die als idealisierte Muster geltende islamische Frühzeit sollen offenkundig eine Renaissance der einst auch weltzivilisatorisch so prägenden arabisch-islamischen Welt herbeigeführt und die Folgen bisheriger kolonialer bzw. neokolonialer Unterordnung überwunden werden. Ungeachtet aller Gemeinsamkeit in diesen theokratisch postulierten Grundzielen ist diese Strömung aber dennoch keinesfalls einheitlich. Wie sich die einzelnen Länder hinsichtlich ihrer politischen Systeme und gesellschaftlichen Verhältnisse voneinander unterscheiden, so ist ebenfalls deren politisches Erscheinungsbild äußerst differenziert.<sup>2</sup> Dabei unterscheiden sich die einzelnen ihrer Apologeten teilweise erheblich – sowohl in Strategie-

---

<sup>1</sup> Dementsprechend besteht eine unbedingte Notwendigkeit zu terminologischer Klarheit; zur begrifflich wie inhaltlich exakten Unterscheidung zwischen Islam und politischem Islamismus. Das heißt, zwischen dem Islam als Religion einerseits und jenen politischen Gruppierungen andererseits, die sich zwar auf ihn berufen, jedoch in ihren ideologischen Grundprämissen und dem gewaltfanatischen Eifer bestimmter Teile ihrer Verfechter in diametralem Gegensatz zu ihm stehen. Wie schon in der frühen arabisch-islamischen Geschichte, so gibt es auch heute in Bezug auf die Islamisten mindestens zwei große Ausrichtungen. Nämlich eine gemäßigte, die hauptsächlich auf intensive religiöse Erziehung zugunsten von Gleichheit der Menschen und Gerechtigkeit setzt, sowie eine extremistische, die ihre Ziele mit Blut und „Schwert“ durchzusetzen sucht.

<sup>2</sup> Unterschiede bestehen beispielsweise in der Zugehörigkeit entweder zu den Sunniten oder den Schiiten, in der innenpolitischen Machtstellung und den politischen Wirkungsbedingungen, im Organisationsgrad – weniger als Partei denn als Front oder gar nur einer Art Elitkampfruppe, ob neu formiert, abgespalten bzw. schon in längerer historischer Tradition – sowie vor allem in der Wahl ihrer Kampfmittel.

und Taktik- als auch in Führungsfragen. Wobei der politische Islamismus in diesem Teil der Welt durchaus schon Tradition hat. Und zwar inhaltlich wie organisatorisch begründet durch Hassan Al-Banna<sup>3</sup> in Gestalt der 1928 von ihm in Kairo gebildeten ägyptischen Muslimbruderschaft, die nicht nur als Prototyp für nachfolgende weitere Bruderschaftsgründungen fungierte, sondern in den mittlerweile fast 90 Jahren ihrer Existenz in Ägypten eine äußerst wechselvolle Geschichte durchlebt hat. Neben vielerlei Differenzierungen in ihren Reihen<sup>4</sup>, vor allem aber pendelnd zwischen dem Status einer Halblegalität und sich beständig wiederholenden repressiven Verfolgungsmaßnahmen – wie eben gerade aktuell nach dem Sturz ihres ein Jahr zuvor mehrheitlich gewählten Staatspräsidenten Mohammed Mursi im Sommer 2013.

## II.

Die sich seit Ausgang des 20. Jahrhunderts mehr und mehr ausprägende Dominanz des politischen Islamismus innerhalb der arabisch-islamischen Welt und der sich im Zuge dessen dort entfaltenden Re-Islamisierungswelle ist in hohem Maße dem sukzessiven Einflussverlust des arabischen Nationalismus geschuldet. Von dessen politisch-ideologischer Wirkungsmacht hatte sich einst der renommierte libanesische Historiker George Habib Antonius (1891-1941) das „Arabische Erwachen“ versprochen.<sup>5</sup> Diesem Nationalismus gebührte tatsächlich über mehrere Jahrzehnte eine Meinungsführerschaft innerhalb der arabischen nationalen Befreiungsbewegung; er besaß im ägyptischen Präsidenten Gamal Abdel Nasser bis zu dessen Tod 1970 eine weit über die Grenzen der arabisch-islamischen Welt hinaus geachtete Führungspersonlichkeit und Integrationsfigur.

Die nach Erlangung der politischen Unabhängigkeit unter Führung bürgerlicher und kleinbürgerlicher Kräfte, vorwiegend der militärischen Intelligenz, auf der Basis jeweiliger arabisch-nationalistischer Spielarten – so des Nasserismus und des Baathismus – angestrebte gesellschaftliche Orientierung eines „dritten Entwicklungsweges“ zwischen Kapitalismus und Sozialismus – basie-

---

<sup>3</sup> Gemäß dem in Al-Bannas Kairoer Schrift „Islamuna“ (Unser Islam) begründeten theoretisch-integristischen Ansatz besitzen Lehren und Lebensregeln des Islam umfassenden Charakter, sind sie gültig sowohl für das Diesseits wie das Jenseits, verkörpern sie Dogma und Gottesdienst, Heimat und Nationalität, Religion und Staat, Geist und Tat, Schrift und Schwert. Damit distanzierte Al-Banna sich deutlich von dem 1905 verstorbenen und als islamischer Reformers geltenden ägyptischen Theologen Muhammed Abdu, der den Islam von innen wiederbeleben wollte, um ihn zu einem Fortschrittsfaktor in den islamischen Gesellschaften zu machen.

<sup>4</sup> So hatte interessanterweise Ende der 1940er Jahre Muhammed Al-Ghazzali die These vom „islamischen Sozialismus“ in Umlauf gebracht.

<sup>5</sup> Darin eingeschlossen war damals mit an vorderster Stelle die sich Ende der 1930er Jahre formierende überkonfessionelle Baath-Bewegung – seit 1947 dann auch als Partei organisiert – mit ihrem Konzept eines panarabischen Nationalismus, bei dem als gemeinsame Klammer der weltliche Nationalismus Vorrang erhielt gegenüber dem Islam. Diesem wurde lediglich die Rolle eines prägenden Momentums nationaler Geschichte und Kultur zugemessen. Zusammengefasst in der bis heute von den Baathisten vorangetragenen Losung: „Einheitliche arabische Nation – Träger einer ewigen Sendung“ (Umma arabiya wahida dhatu risala chalida).

rend auf weit reichenden Nationalisierungs- und Verstaatlichungsmaßnahmen und auf einen arabischen Sozialismus abzielend – war dem Westen von Anfang an ein Dorn im Auge. Sah er doch dadurch seine politischen Hegemonial- wie ökonomischen Profitinteressen angetastet. Noch um so mehr angesichts deren geostrategisch bedeutsamer Lage an der Nahtstelle dreier Kontinente sowie in einer Region mit immensen Rohstoffvorkommen und einer hohen Aufnahmefähigkeit der Märkte für Waren, Waffen und Kapital. Während die betreffenden Länder vom Ostblock als Reserve bei dessen angestrebtem weltweiten sozialistischem Vormarsch angesehen wurden, suchte der Westen sie entweder als feindlich einzustufen oder auf seine Seite zu ziehen. Letzteres gelang den USA nach dem Tode von Nasser mit Ägypten unter der Präsidentschaft von Anwar Al-Sadat Anfang der 1970er Jahre, während sich Syrien einem derartigen Ansinnen immer wieder zu entziehen suchte und sich dann seit 1979 auf der von den USA erstellten Terrorstaatenliste wiederfand.

Einen tiefen Einbruch des arabisch-nationalistischen Einflusses auf den Entwicklungsverlauf innerhalb der arabisch-islamischen Welt hatte es bereits Ende der 1960er Jahre gegeben, als die Armeen gerade dieser beiden Länder im Juni-Krieg 1967 gegen Israel eine mehr als schmachvolle Niederlage hinzunehmen gezwungen waren. Daraufhin sahen sie sich mit dem Vorwurf konfrontiert, bei der Befreiung Palästinas versagt zu haben (eine Forderung, die damals in Verkennung der Realitäten noch als generalisierende Losung stand). Und dies noch um so mehr, als Israel im Ergebnis dieses Krieges – neben anderen arabischen Territorien – nun sämtliche palästinensischen Gebiete (Westbank, Gaza-Streifen und Ost-Jerusalem) okkupierte.<sup>6</sup> Schon kurz danach waren Rufe nach einer so genannten islamischen Lösung, der „Al-hall al-islami“, ertönt<sup>7</sup>, die in den nachfolgenden Jahrzehnten immer lauter wurden, obwohl auch dabei Anspruch und Wirklichkeit nachweislich weit auseinanderklaffen.

### III.

Vor allem aus linker Sicht muss es betrüblich stimmen, dass gerade dort, wo sich einst überkonfessionelle, sozial determinierte Fortschrittsideologien gegen alle konservativen Widerstände Gehör zu verschaffen versucht hatten – in der arabischen Welt gab es immerhin auch einige der ersten kommunistischen Parteigründungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts –, nun quasi das „Rad der Ge-

<sup>6</sup> Israel hält diese Territorien bekanntlich bis heute nicht nur besetzt, sondern versucht sie (zumindest Westbank und Ost-Jerusalem), per strategisch geplantem Siedlungswesen völlig zu vereinnahmen.

<sup>7</sup> Nicht zufällig geschah dies mit zuerst im palästinensischen Bereich. So formierte sich 1973 in Gaza unter Scheich Ahmed Yasin die Muslimbruderschaft zur Islamischen Sammlung um, aus der dann an der Wende des Jahres 1988 zu 1989 die Hamas entstand. Nachdem sich 1980 als Abspaltung die noch radikalere Gruppierung Jihad Islami (Islamischer Heiliger Krieg) gebildet hatte, deren Entstehen wiederum nachweislich durch die islamische Revolution in Iran stimuliert worden ist.

schichte“ wieder zurückgedreht werden soll. Nichtsdestoweniger aber darf nicht das dem politischen Islamismus inhärente Protestpotential bei der Artikulierung sozialer und politischer Missstände außer acht gelassen werden, die insbesondere im Ergebnis politischer wie ökonomischer Bevormundung durch imperiale Mächte, darunter in erster Linie die USA, entstanden sind. So gesehen stellt der politische Islam durchaus auch einen Reflex auf die Misere dar, unter der insbesondere die armen Bevölkerungen in der arabisch-islamischen Welt wie in den übrigen Ländern der Peripherie, unter den Bedingungen der heutigen globalisierten kapitalistischen Weltordnung zu leiden haben. Sie werden dabei zerrieben zwischen den vom Westen rigoros durchgesetzten Bedingungen der Profitrealisierung einerseits und ihrer damit einhergehenden zunehmenden Unterordnung und Schlechterstellung andererseits. Nicht umsonst fühlen sich in der arabischen Welt viele Menschen, bis in die Mittelschichten hinein, als Benachteiligte und Opfer der Globalisierung. Versinnbildlicht wurde dies im „Arabischen Frühling“ 2011.

In diesen quasi zu Werkbänken transnationaler Konzerne degradierten Ländern werden insbesondere die verarbeitende sowie die mit der Landwirtschaft verbundene Industrie vernachlässigt und gestaltet sich die Entstehung eines nationalen Reproduktionsprozesses um so schwieriger. Selbst ein Land wie Ägypten, in dem sich kapitalistische Produktionsverhältnisse nun schon über fast zwei Jahrhunderte allmählich, wenn auch nicht gradlinig, herausgebildet und konsolidiert haben und welches über die vergleichsweise am breitesten diversifizierte materiell-technische Basis der Wirtschaft verfügt, wird von den Folgen der Marktradikalisierung des Kapitalismus und deren gefährlichen Verwerfungen in voller Breite getroffen. So geriet das Land bei stetig steigender Auslandverschuldung mehr und mehr in die Abhängigkeit von Nahrungsmittelimporten und vor allem vom Technologietransfer. Durch den Profittransfer ausländischer Monopole, die Zahlung für Schuldendienste sowie durch Flucht ägyptischen Geldes fließt mehr Kapital aus Ägypten in westliche Staaten als umgekehrt. Mit der Konsequenz, dass die Zeche dafür von der einheimischen Bevölkerung zu tragen ist und dass die Arbeitslosigkeit, insbesondere unter Jugendlichen, aber nicht zuletzt auch unter akademisch Gebildeten, geradezu schwindelerregend weiter steigt und das allgemeine Lebensniveau immer mehr absinkt. Fortgesetzte Preissteigerungen, an erster Stelle für Grundnahrungsmittel, bei denen Erhöhungen von 50 Prozent und mehr durchaus keine Seltenheit sind, tragen hierzu in hohem Maße bei.<sup>8</sup> Eine Ausnahme und Besonderheit bilden hier lediglich die finanzstarken Öl- und Gasförderstaaten am Arabisch-Persischen Golf.

In dem Maße, wie sich diese Abhängigkeit verfestigt, konsolidiert sich zugleich jene spezifisch bürgerliche Schicht von Kompradoren und Bürokraten, deren Pfründe sich gerade daraus speisen und die folglich an deren weiterer Sicherung interessiert sind. Ein fataler Kreislauf mit der Folge von Kor-

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu das überaus aufschlussreiche Buch des Schweizer Kapitalismuskritikers Jean Ziegler „Wir lassen sie verhungern: Die Massenvernichtung in der Dritten Welt“, München 2012.



ruption und Missmanagement, Inkompetenz und Gleichgültigkeit gegenüber der gesellschaftlichen Entwicklung, weiter potenziert durch autokratische Herrschaftsmethoden und Monopolisierung der Macht. Während die Armen immer ärmer werden, lebt aber gleichzeitig die wohlhabende Schicht immer luxuriöser.

Gerade dieses Konglomerat objektiver wie subjektiver Missstände treibt dem politischen Islamismus seine Unterstützer zu. Nicht umsonst findet er unter den ärmeren, vernachlässigten Bevölkerungsschichten seine soziale Hauptbasis – dort, wo Glaube und Tradition noch besonders tief im Menschen verwurzelt sind und die Religion ihnen den Halt zum Überleben gibt. Diese Schichten sind deshalb um so dankbarer für die umfangreichen karitativen Programme der politischen Islamisten, darunter die Einrichtung von Schulen, Kindergärten und Krankenhäusern oder auch die Versorgung mit anderem Lebensnotwendigem. Dabei finden politische Islamisten durchaus auch in anderen Bevölkerungsschichten Sympathisanten, so beispielsweise in den Reihen der traditionellen islamischen Geistlichkeit wie auch bei solchen Angehörigen „neuer Eliten“, die ihr Studium an westlichen Universitäten absolviert haben und danach mit der Überzeugung in ihre Länder zurückgekehrt sind, auf grundsätzlich andere gesellschaftliche Alternativen – eben unter Rückgriff auf spezifisch islamische Werte und Traditionen – setzen zu wollen. Deshalb war es auch kaum verwunderlich, dass politischen Islamisten im Ergebnis des „Arabischen Frühlings“ gleich in mehreren Fällen Regierungsverantwortung zufiel, wenngleich sie sich dieser allerdings oft und relativ rasch als nicht gewachsen erwiesen.

#### IV.

Begünstigend für den Vormarsch des politischen Islamismus in der arabisch-islamischen Welt waren zweifellos auch die essentiellen Verschiebungen in der innerarabischen Kräftebalance zugunsten der – dank ihres Öl- und Gasreichtums ökonomisch prosperierenden – traditionalistisch-konservativ ausgerichteten Golf-Monarchien, darunter an erster Stelle Saudi-Arabien. Wenngleich auch in den Grundzielen nicht kongruent, so sind diese doch aber zumindest darin einig, gezielt einer weiteren Säkularisierung arabischer Länder entgegenzuwirken.

Saudi-Arabien, dessen Eigenverständnis schon daraus genährt wird, Bastion des sunnitischen Islam und Hüter der heiligen islamischen Stätten Mekka und Medina sowie jährliches millionenfaches Pilgerziel zu sein, betreibt selbst eine offensive Politik der Unterstützung des Exports der wahhabitischen Lehre, womit es maßgeblich sogar zur weltweiten Verbreitung des Salafismus beiträgt – so durch Förderung der Islamischen Weltliga und ihr angeschlossener Wohlfahrtsorganisationen. Dementsprechend fokussiert Saudi-Arabien sich speziell auf salafistische, seinem eigenen Weltbild nahe kommende Gruppierungen im politischen Islam. Aber auch verschiedenste militante Abteilungen konnten wiederholt schon auf Zuwendungen in Form von Geld und Waffen

hoffen, so sie denn gerade in das saudische politische Konzept passten.<sup>9</sup> Bei alledem im Vordergrund steht für Saudi-Arabien die Durchsetzung seines Führungsanspruchs innerhalb der arabisch-islamischen Welt und mithin die Schwächung des politischen Gewichts von Iran, mit dem es schon religionsideologisch äußerst verfeindet ist wegen dessen vorherrschender schiitischer, in Riad als Häeresie geltender Glaubenslehre. Den Iran sieht Saudi-Arabien als seinen Haupttrivalen um die Vormachtstellung in der Golfregion an und versucht ihn deshalb auf verschiedenste Weise zu schwächen. Sei es durch das Niederwalzen der vor allem von Schiiten in Bahrain getragenen Protestbewegung durch saudische Panzer, sei es durch den mit Verbissenheit verfolgten Versuch, den Sturz des mit Iran verbündeten Baath-Regime in Damaskus unbedingt herbeizuführen.

Bei diesem äußerst dubiosen Agieren sieht sich Saudi-Arabien jedoch auch damit konfrontiert, dass jene Kräfte, derer es sich zuvor bei der Erreichung seiner Ziele bedient hat – wie einst Usama Bin Ladin –, hernach zur Bedrohung der eigenen Sicherheit werden. Wie aktuell im Falle der Terrorgruppierung „Islamischer Staat“ (IS), durch die es sich nunmehr hochgradig herausgefordert sieht, vor allem durch mögliche saudische Rückkehrer aus den Reihen der IS-Kämpfer, die dort – wie schon bei Al-Qaida – zahlenmäßig auffällig stark vertreten sind. Laut einer Fatwa des saudischen Großmuftis, der höchsten religiösen Autorität im Land, gelten fortan IS und Al-Qaida als „Feind Nummer Eins des Islam“.

Dass nun jedoch auch der ägyptischen Muslimbruderschaft auf Betreiben von Saudi-Arabien das Stigma einer terroristischen Organisation angeheftet wird, obwohl diese seit den 1950er Jahren keinen Terroranschlag mehr zu verantworten hat, ist sicherlich in erster Linie machtpolitisch determiniert. Geht es dabei doch um die Vereitelung eines möglichen, von der Türkei und Qatar gezielt betriebenen muslimbruderschaftlich orientierten Staatenverbundes, welcher nicht nur Saudi-Arabien Führungsanspruch ernsthaft tangieren könnte, sondern auch einer Kampfansage an dessen streng orthodox verfasstes Staatswesen gleichkäme. Gilt doch die Muslimbruderschaft im saudischen Verständnis als bereits viel zu lax in ihrer Islaminterpretation. Deshalb wurde von Saudi-Arabien der Sturz von Mursi aktiv mitbetrieben und dem Militär sowie Teilen des durch den „Arabischen Frühling“ gestürzten Staatsapparats in Ägypten wieder zur Macht verholpen. Zugleich erhielt Qatar wegen seiner Unterstützung für die Muslimbruderschaft, in Ägypten wie anderswo, eine empfindliche Lektion, indem ihm Verrat an den Grundprinzipien der Charta des Golfkooperationsrats vorgeworfen wurde.

---

<sup>9</sup> So wurden beispielsweise Usama Bin Ladin und dessen Al-Qaida zumindest so lange als willfährige Instrumente angesehen, wie es gegen die sowjetische Militärpräsenz in Afghanistan ging. Als Bin Ladin danach die Präsenz der US-amerikanischen Truppen in Saudi-Arabien ins Visier nahm, wurde er zur *Persona non grata* erklärt und verlor 1994 seine saudische Staatsbürgerschaft.

## V.

Natürlich ist es völlig unbestreitbar, dass jene Gruppierungen des politischen Islam, die gezielt auf Terror- und Gewaltmethoden zur Verwirklichung ihrer Ziele setzen, absolut unakzeptabel sind.

Dies gilt in besonderem Maße für die aktuell mit äußerst brachialer Gewalt gegen Andersdenkende wütende Terrorgruppierung „Islamischer Staat“. Sie bedient sich dabei Methoden, die aus islamischer Sicht verwerflich sind und deshalb auch in der arabisch-islamischen Welt nahezu unisono verurteilt werden. Genau genommen handelt es sich bei ihr um ein Hybrid zwischen Terrorgruppe und regulärer Armee mit Staatsattitüde. Auch ist sie insofern eine neuartige Erscheinung, als ihre Aktivitäten auf die Erodierung bisheriger Nationalstaatsgrenzen gerichtet sind und sie auf erobertem Gebiet bereits einen Kalifatsstaat mit einem selbst ernannten Kalifen ausgerufen hat, womit sie bereits Kontrolle über beträchtliche Territorien ausübt, die als Operationsbasis für weitere Vormärsche dienen. Zudem verfügt sie über immense Finanzmittel, ist militärisch modern ausgerüstet und zieht nach wie vor in erschreckender Zahl tötungswillige Kämpfer aus allen Teilen der Welt an.

Insgesamt ist die Terrorgruppierung IS unmittelbares Produkt einer verfehlten Politik des Westens gegenüber der arabisch-islamischen Welt wie auch das Resultat der Politik rivalisierender regionaler Hauptmächte um die Vormachtstellung in der Region. Der Westen reagiert lediglich mit Waffengewalt auf ein quasi selbst geschaffenes Feindbild.<sup>10</sup> Auffällig ist, dass sich islamistisch-terroristische Aktivitäten gerade seit dem Ende des systemaren Ost-West-Gegensatzes besonders zu häufen scheinen. Dies begann schon in den 1990er Jahren, als es in Algerien zu teilweise fürchterlichen Gewaltexzessen mit 120.000 Toten und weiteren ungezählten Verwehrten kam; im selben Zeitraum wurde Ägypten von einer regelrechten Terrorwelle erschüttert<sup>11</sup>, nachdem schon Al-Sadat 1981 einem Terroranschlag zum Opfer gefallen war.

Erst der völkerrechtswidrige Krieg der USA im Bunde mit der westlichen „Koalition der Willigen“ 2003 gegen Irak und die damit einhergehenden zerstörerischen Folgewirkungen für die territorial-staatliche Verfasstheit dieses Landes haben den IS überhaupt entstehen lassen. Die Umwandlung des syrischen Bürgerkrieges in einen Stellvertreterkrieg sunnitischer regionaler Hauptmächte zur

---

<sup>10</sup> Siehe dazu Werner Ruf, *Der Islam – Schrecken des Abendlands. Wie sich der Westen sein Feindbild konstruiert*, Köln 2012.

<sup>11</sup> Die Anschläge richteten sich sowohl gegen nationalistisch oder vornehmlich säkular orientierte, also „andersdenkende“ Landsleute als auch gegen Einrichtungen des erklärten Feindes, des Westens. Sie zielten auf Touristen aus dem westlichen Ausland ebenso wie auf Polizeiangehörige. Oft dienten dabei Fatwas einzelner islamischer Theologen als Freibrief, wie im Falle des berühmten ägyptischen Literaten und Nobelpreisträgers Nagib Mahfuz, der ein 1994 auf ihn verübtes islamistisches Attentat nur knapp überlebte. Derartige Geistliche tragen einen wesentlichen Teil Verantwortung daran, dass gerade extremistische Islamisten sich in ihrer kompromisslosen, alles Neue verketzernden Position bestätigt fühlen und das Heil allein in der Rückwärtsgewandtheit erblicken.

Schwächung Irans im Wege des Sturzes von Bashar Al-Asad und das Ausbleiben einer politischen Lösung des dortigen Konflikts hat dann noch die Blütenträume von einem IS-geführten Kalifat reifen lassen.

Dem Treiben von IS jedoch allein mit Luftschlägen zu begegnen – ohne, dass jene Staaten, die ihn zuvor gepöppelt haben, darunter an erster Stelle die Türkei, ihre Haltung grundsätzlich revidieren –, wird kaum signifikante Wirkung haben. Die es dann letztlich trifft, sind allein die vom IS bedrohten Kurden. Vor allem aber bedürfte es einer erkennbaren Strategie, wie der mit dem IS entstandenen sicherheitspolitischen wie menschenrechtlichen Bedrohung nachhaltig begegnet werden soll. Wenn dem islamistischen Terrorismus wirklich beigegeben werden soll, dann setzt dies zuerst einmal ein prinzipiell verändertes Herangehen des Westens an diesen Teil der Welt voraus, so wie dies US-Präsident Obama in seiner zwar historischen, aber leider nur bloßes Wort gebliebenen Kairoer Rede 2009 versprochen hatte. Allein nur auf Waffengewalt, in welcher Form auch immer, zu setzen führt ganz bestimmt in die Irre. Damit werden, wie durch den bislang geführten Anti-Terror-Kampf nachgewiesen, letztlich nur noch schlimmere Tragödien ausgelöst.

Solange sich westliche Staaten anmaßen, willkürlich über Krieg und Frieden gemäß ihrer eigenen Interessenlagen zu entscheiden, solange sie völkerrechtswidrige Kriege bzw. Waffengänge wie 2003 gegen Irak oder 2011 gegen Libyen vom Zaune brechen allein mit dem Ziel, dortige – aus westlicher Sicht missliebige – Regimes zu Fall zu bringen und die gesamte Region damit in ein sicherheitspolitisches Chaos stürzen, solange sie Drohnen zu „gezielten Tötungen“ einsetzen und sich dabei um Souveränitätsrechte eines Staates oder mögliche Menschenrechtsverletzungen an unbeteiligten Zivilisten in keiner Weise scheren – solange werden selbst terroristische Gruppierungen Wiederhall in den jeweiligen Bevölkerungen finden. Denn Terrorismus wächst und gedeiht gerade im Ergebnis willkürlicher Gewaltanwendung und unter den Bedingungen von Armut, Arbeitslosigkeit, Diskriminierung und Ungerechtigkeit. Den Terrorismus bekämpfen zu wollen, aber gleichzeitig die Rüstungspirale vor allem durch den Export von Rüstungsgütern in diese Spannungsbereich beständig weiterhin kräftig anzuziehen, ist schlicht verbrecherisch.

Wenn sich wirklich etwas ändern soll, so ist dies – insbesondere unter den Bedingungen der Globalisierung – ohne ein grundsätzlich verändertes Paradigma nicht vorstellbar: Die als Hegemonie betriebene bisherige Machtpolitik muss durch eine Verantwortungspolitik ersetzt werden, die auf die Durchsetzung einer komplexen, auf Kooperation beruhenden Sicherheits- und Entwicklungspolitik und fairen Interessenausgleich ausgerichtet ist und die sich auf die in der UN-Charta festgeschriebenen Grundprinzipien rückbesinnt.<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> Siehe dazu die umfassende Untersuchung von Dieter Klein, *Krisenkapitalismus. Wohin es geht, wenn es so weitergeht*, Berlin 2008.

*Helmut Peters*

## **Das Kapital und die „sozialistische Marktwirtschaft“ in der VR China**

Die Ende der 1970er Jahre einsetzende Reform- und Öffnungspolitik der KP Chinas war im Kern von Anfang an auf die Schaffung eines neuen Wirtschaftssystems gerichtet, das die Entwicklung moderner gesellschaftlicher Produktivkräfte zu beschleunigen vermag. Die KP Chinas entschied sich letztlich für die „sozialistische Marktwirtschaft“.

Sozialismus und Marktwirtschaft auf China bezogen sind deshalb die beiden Aspekte, die im Mittelpunkt dieser Abhandlung stehen und anhand der gesellschaftlichen Realitäten in ihrem Zusammenhang analysiert werden. Dazu bedarf es zunächst einer Einschätzung des Charakters und der Entwicklung der chinesischen Gesellschaft seit Gründung der Volksrepublik. Größeren Raum nimmt das Anliegen des Autors ein, zu erkunden, weshalb sich die KP Chinas der Marktwirtschaft zuwandte und welche Erfahrungen das chinesische Experiment bisher vermittelt, die materiellen Grundlagen für eine sozialistische Gesellschaftsordnung durch Nutzung der marktwirtschaftlichen Wirtschaftsweise zu entwickeln.

### **Die VR China – eine Übergangsgesellschaft**

Die Gesellschaft der Volksrepublik China ging aus einer fast dreitausend Jahre alten Ackerbaugesellschaft hervor. Nach Untersuchungen chinesischer Historiker beruhte diese vorkapitalistische Feudalgesellschaft auf der asiatischen Produktionsweise.<sup>1</sup> Wesentliche Kennzeichen dieser Produktionsweise in China waren ein starker und bürokratisierter zentraler Absolutismus und eine sich auf den Ahnenkult stützende Clanherrschaft an der Basis der Gesellschaft, ein dominierendes staatliches Eigentum an Grund und Boden, die verbreitete Bewirtschaftung des Bodens der Großgrundbesitzer durch Pachtbauern, eine sich selbst genügende Naturalwirtschaft, die Verbindung von Agrikultur und Hausindustrie, der politisch freie, sich aber in einem ökonomischen Abhängigkeitsverhältnis vom Staat und von den Großgrundbesitzern befindliche Kleinbauer. Diese Ackerbaugesellschaft hatte eine der großen Weltkulturen hervorgebracht, die von außen Eindringendes sinisierte und harmonisch eingemeindete, sich über die Geschichte definierte und damit ständig ein nationales Bewusstsein von der Größe und Einmaligkeit Chinas reproduzierte. In dieser Gesellschaft herrschte zugleich die konfuzianische Gesellschafts- und Morallehre, die die Ein- und Unterordnung eines jeden bis in die Familie hinein, seinen Platz und seine Verhaltensnormen festlegte. In dieser Gesellschaft war der Einzelne ein Nichts, die Masse als beliebiges Instrument der Politik der Herrschenden alles. Diese Gesellschaft und ihre Geschichte hatten sich im Denken und Handeln des Volkes, in seiner Psyche und in seinen Traditionen tief verwurzelt.

---

<sup>1</sup> Vgl. Yu Jinfu, Das Anfangsstadium des Sozialismus und der historische Einfluss der asiatischen Produktionsweise, Zeitschrift: Dangdai Shijie yu Shehuizhuyi, Jg. 2014, H. 1, chines

Trotz hundert Jahren kolonialer China-Politik der ausländischen kapitalistischen Mächte und Zerfall der Monarchie war diese Gesellschaft bis 1949 im Wesentlichen erhalten geblieben. Zu diesem Zeitpunkt machte der Anteil der modernen (kolonial deformierten) Wirtschaft weniger als zehn Prozent aus, der Anteil des Proletariats an der erwerbstätigen Bevölkerung lag bei zwei bis drei Prozent. Die nationale Bourgeoisie war ökonomisch und politisch zu schwach, um sich als eine selbständige gesellschaftliche Kraft konstituieren zu können. Der Citoyen, der Bürger, war noch nicht geboren. Das patriarchalische Dorf prägte weiterhin maßgeblich Charakter und Entwicklungsstand der Gesellschaft. Die Einheit von Agrikultur und Hausindustrie war noch nicht aufgelöst, und die Naturalwirtschaft bestimmte weiterhin Produktion und Reproduktion auf dem Dorf.

Diese Gesellschaft hatte keinen halbfeudalen (anders ausgedrückt: halbkapitalistischen – d. V.) Charakter, wie offiziell verlautbart wird, sondern im Wesentlichen einen vorkapitalistischen Charakter. So kamen auch eine Reihe chinesischer Historiker zu der Einschätzung, dass die vorrevolutionäre chinesische Gesellschaft „einen spätf feudalen, im Leninischen Sinne einen vorkapitalistischen Charakter hatte.“<sup>2</sup> Der Sache nach teilte selbst Mao Zedong 1949 noch diese Position, als er neun Zehntel der Wirtschaft des Landes dem „alten China“ zuordnete.<sup>3</sup>

Die neue Gesellschaft der Volksrepublik entwickelte sich auf dem historischen Boden dieser alten Gesellschaft. Es war deshalb unvermeidlich, dass das Alte im gesellschaftlichen Leben der Volksrepublik noch lange nachwirken würde. So prägte die Naturalwirtschaft die Landwirtschaft und die dörfliche Entwicklung bis in die 1980er Jahre hinein. Der Anteil der Warenproduktion bei Getreide z. B. belief sich 1980 erst auf 25 Prozent.<sup>4</sup> Im gleichen Jahr forderte Deng Xiaoping, die vielfältigen Überreste des Feudalismus im Kadernsystem, in den Beziehungen zwischen oberer und unterer Ebene, zwischen Kadern und Massen und in der gesellschaftlichen Stellung der Bürger zu erkennen und auszumerzen.<sup>5</sup>

Der Übergang Volkschinas zum Sozialismus musste sich unter diesen Umständen und angesichts der Größe des Landes besonders kompliziert und langwierig gestalten und in mehreren Etappen verlaufen. Mao Zedong sah das anders. Er brach mit seiner eigenen Theorie von der Neuen Demokratie und leitete 1953 nach Wiederherstellung der Volkswirtschaft den direkten Übergang zum Sozialismus ein. Mao begann, die nationalen Gegebenheiten „aufzuwerten“, für ihn vollzog sich in China jetzt ein Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus.<sup>6</sup>

<sup>2</sup> Yi Jiexiong, Zweifel an der unbestrittenen Formulierung des Charakters der chinesischen Gesellschaft in der Neuzeit, in: Dangdai Shijie yu Shehuizhuyi, Jg. 2004, H. 3, chines.

<sup>3</sup> Mao Zedong, Über die Diktatur der Volksdemokratie, in: Mao Zedong AW, Bd. V, Beijing 1960, S. 1484, chines.

<sup>4</sup> Xue Muqiao, Regulierung und Reform der Volkswirtschaft unseres Landes, Beijing 1982, S. 5, chines.

<sup>5</sup> Deng Xiaoping, Reform des Führungssystems von Partei und Staat, Auswahl von Schriften Deng Xiaopings (1975-1982), Beijing 1983, S. 287-298, chines.

<sup>6</sup> Mao Zedong, Vorwort zu Der sozialistische Aufschwung im chinesischen Dorf (September 1955), Mao Zedong AW, Bd. V, S. 263. chines.

Nach einer forcierten Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln in Stadt und Land – unter den Bedingungen der überlieferten ökonomischen und kulturellen Rückständigkeit dem Charakter nach eine formale Vergesellschaftung – in nur vier Jahren verkündet er den „Sieg der sozialistischen Revolution“ und „die Errichtung der sozialistischen Ordnung“.<sup>7</sup> Bereits kurz nach dem Abschluss des VIII. Parteitages am 27. September 1956 hatte die zentrale Tageszeitung der KP Chinas, die „Renmin Ribao“ einen Leitartikel unter der Überschrift „Die sozialistische Revolution ist im Wesentlichen beendet“ veröffentlicht. Das war der erste Versuch Maos „zu springen“ – vom Mittelalter in den Sozialismus. Ursprünglich im Zusammenhang mit der Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte für einen Zeitraum von drei Fünfjahrplänen gedacht, galt nun mit der „im Wesentlichen abgeschlossenen sozialistischen Umgestaltung“ allen Privateigentums an Produktionsmitteln die Übergangsperiode bereits für abgeschlossen. Das war eine politische Aussage, die einer wissenschaftlichen Prüfung nicht standhält. Mao, für den die chinesische Revolution 30 Jahre zu spät gekommen war, hatte es eilig, noch vor der Sowjetunion den Kommunismus zu erreichen. Es folgte der zweite Versuch „zu springen“ – vom „Sozialismus“ in den Kommunismus. Jedes Mal war, wie seit den Tagen in Yanan, dem eine politisch-ideologische Kampagne vorausgegangen, um „die Festung sturmreif zu schießen“. Im Ergebnis dieser Politik besaß die Volksrepublik zwar die Atom- und Wasserstoffbomben und vermochte sie, Satelliten ins All zu schießen, doch sie hatte nicht nur, wie es Deng Xiaoping sah, 20 Jahre für ihre Entwicklung verloren – die Politik Mao Zedongs kostete auch über 30 Millionen Menschenleben. Der XIII. Parteitag der KP Chinas 1987 kam vor diesem Hintergrund zu der Einschätzung, dass das Land die Phase der „Armut und Rückständigkeit“, eines „auf manueller Arbeit beruhenden Agrarlandes“ mit einem „sehr großen Anteil[s] der Naturalwirtschaft“ noch nicht verlassen hatte und deshalb ein „sehr langes Anfangsstadium des Sozialismus“ zu durchlaufen habe. Das war eine realistische Einschätzung. Umso unverständlicher erscheint die folgende Aussage, in China bestehe bereits eine sozialistische Gesellschaft, wenn auch erst im Anfangsstadium. China befinde sich an einem Punkt seiner Entwicklung, der „sich sowohl von der Übergangsperiode, in dem die ökonomische Grundlage des Sozialismus noch nicht gelegt worden ist, als auch der Etappe unterscheidet, in der die sozialistische Modernisierung bereits verwirklicht worden ist.“<sup>8</sup> Der Kongress hatte es, aus welchen Gründen auch immer, vorgezogen, an der von Mao getroffenen pragmatisch-politischen Interpretation der Übergangsperiode in China festzuhalten.

Sozialismus kann als Bewegung, aber auch – wie bei Mao Zedong und dem XIII. Parteitag – als eine Gesellschaftsformation verstanden werden. Welche Kriterien sind anzulegen, um vom Sozialismus als einer Gesellschaftsordnung sprechen zu können?

---

<sup>7</sup> Mao Zedong Reden auf einer Konferenz der Parteisekretäre (Januar 1957), in: Mao Zedong, AW, Bd. V, Peking 1978, S. 434, 445.

<sup>8</sup> Sammlung von Dokumenten des XVIII. Parteitages der KP Chinas, Beijing 1988, S. 10, chines.

Dazu gibt es eine grundlegende Überlegung Lenins, die nach seinem Tod in der sozialistischen Bewegung in Vergessenheit geriet. Es ging ihm um die Bedeutung der „bürgerlichen Kultur“ für die Errichtung einer sozialistischen Gesellschaftsformation. Lenin verstand darunter die Aneignung des materiellen und geistigen Fortschritts der Menschheit im Kapitalismus. Er sah darin die „zivilisatorische Voraussetzung“ für den Aufbau des Sozialismus.<sup>9</sup> Die Aneignung dieses Fortschritts der Menschheit bedingt natürlich eine schonungslose und zugleich differenzierte Auseinandersetzung mit der kapitalistischen Gesellschaft. An diesem Kriterium gemessen ist China – ähnlich wie es aus meiner Sicht seinerzeit die Länder des „realen Sozialismus“ trotz allem gesellschaftlichen Fortschritt waren – noch deutlich davon entfernt, die „zivilisatorische Voraussetzung“ für den Sozialismus als Gesellschaftsordnung geschaffen zu haben.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass sich mit der Gründung der Volksrepublik eine *Gesellschaft des Übergangs zum Sozialismus* herauszubilden begann. In diesem Sinne ist China ein sozialistisches Land, es strebt eine sozialistische Gesellschaft an. Die historische Mission der KP Chinas in dieser Übergangsgesellschaft besteht darin, auf der Grundlage der Aneignung der „bürgerlichen Kultur“ einen den nationalen Gegebenheiten entsprechenden Weg zum Aufbau des *Sozialismus als Gesellschaftsordnung* zu bahnen. Dabei besteht über lange Zeit, vor allem beim Fehlen günstiger internationaler Bedingungen, aber auch die akute Gefahr, in eine kapitalistische Gesellschaft abzudriften. Das ist insgesamt gesehen die gesellschaftliche Realität im gegenwärtigen China.

## **Die Suche nach einem neuen Wirtschaftssystem für eine beschleunigte Entwicklung der Produktivkräfte**

Die sich seit Ende 1978 entwickelnden Debatten über das neue Wirtschaftssystem konzentrierten sich auf die Gestaltung der Beziehungen zwischen Plan und Markt, Regierung und Markt, Regierung und Unternehmen und auf die Beziehungen zwischen innerer und äußerer wirtschaftlicher Entwicklung.

Mit dem „Beschluss über die Reform des Wirtschaftssystems“ vom 20. Oktober 1984<sup>10</sup> wurden die Erfahrungen aus den Reformexperimenten der vorausgegangenen fünf Jahre zusammengefasst. In diesem Dokument waren unter Führung des damaligen Generalsekretärs Hu Yaobang erstmals Überlegungen über die staatliche Wirtschaft in einem *sozialistisch orientierten Wirtschaftssystem* zusammengetragen worden. Dieser Ansatz für die Entwicklung eines neuen sozialistisch orientierten Wirtschaftssystems wurde von der KP Chinas jedoch nicht weiter verfolgt. In den Mittelpunkt der weiteren Debatte um das neue Wirtschaftssystem

---

<sup>9</sup> Diese Dialektik von Aneignung und Auseinandersetzung bei Lenin wurde später in der internationalen kommunistischen und Arbeiterbewegung ignoriert. Die Auseinandersetzung verdrängte z. B. im „realen Sozialismus“ die Aneignung. Mit der Reform- und Öffnungspolitik der KP Chinas bewirkte der tief verwurzelte chinesische Pragmatismus, dass die Auseinandersetzung nicht nur nicht auf die Tagesordnung gesetzt wurde, sondern sich sogar konvergenztheoretische Auffassungen ausbreiteten.

<sup>10</sup> „Beschluss des ZK der KP Chinas über die Reform des Wirtschaftssystems“, Beijing 1984, chines.



rückte Deng Xiaoping bereits ein Jahr später die Nutzung des ausländischen Kapitals und die Hinwendung zur Marktwirtschaft. Im Oktober 1985 formulierte er seine These, dass „zwischen Sozialismus und Marktwirtschaft kein Widerspruch“ bestehe. „Die Frage ist, mit welcher Methode die Produktivkräfte wirklich energischer entwickelt werden können“.<sup>11</sup> Der XIV. Parteitag 1987 mit seiner Orientierung auf die Schaffung eines „Systems der geplanten Warenwirtschaft“ betonte bereits die Warenwirtschaft als Grundlage des Systems. Plan und Warenwirtschaft sollten zwar auf der Grundlage des Wertgesetzes eine Einheit bilden, doch der Wirtschaftsmechanismus sollte nach dem Grundsatz „Der Staat reguliert den Markt, und der Markt leitet die Betriebe an“ funktionieren.<sup>12</sup> Vertreter der marktwirtschaftlichen Richtung nutzten diese Orientierung, um in der Provinz Guangdong eine „Reform unter Dominanz des Marktes“ („shichang daoxiang de gaike“) einzuleiten.<sup>13</sup> Dieser Schritt wurde vom ZK der Partei als „komplexes Experimentierfeld für die Reform und Öffnung des Landes“ durch einen Beschluss sanktioniert. In Guangdong ging es in diesem Reformschritt darum, im „Geiste des Parteitages“ die bereits eingeleitete Regulierung durch den Markt *nach dem Beispiel der entwickelten kapitalistischen Länder* zu erweitern.

Zu Beginn der 1990er Jahre zog Deng Xiaoping aus seinen Studien des „modernen Kapitalismus“ zwei entscheidende Schlussfolgerungen. Er konstatierte, dass die Ablösung des Kapitalismus durch den Sozialismus ein sehr langer Prozess sein wird, weil der moderne Kapitalismus „auch über die Funktion verfügt, sich selbst zu regulieren“ und dadurch „noch Raum für seine Entwicklung hat.“ „Politiken zur Regulierung“ des Kapitalismus sah Deng in der Einmischung des Staates (in die Wirtschaft), in „einer im Westen verbreiteten Politik der öffentlichen Wohlfahrt“ und in der Anwendung von Wissenschaft und Technik in der Produktion.<sup>14</sup> Er schätzte ein, dass der „moderne Kapitalismus“ noch lange Zeit über eine höhere Produktivität als der Sozialismus verfügen werde. Daraus ergab sich offensichtlich seine zweite Schlussfolgerung: China müsse sich, um die Entwicklung seiner Produktivkräfte (im „Anfangsstadium des Sozialismus“ – d. V.) beschleunigen zu können, der Wirtschaftsweise des modernen Kapitalismus bedienen. Der KP Chinas blieb nur dieser Schritt, um angesichts der inneren und äußeren Lage das Tempo bei der Überwindung der Rückständigkeit und der Modernisierung des Landes erhöhen zu können. Das war letztlich eine Existenzfrage für die Volksrepublik; denn beim Stand seiner Entwicklung war China auf absehbare Zeit objektiv nicht in der Lage, eine dem Kapitalismus überlegene sozialistische Wirtschaftsweise zu entwickeln. Das Kapital konnte als Vehikel für den Fortschritt in

<sup>11</sup> Deng Xiaoping, Zwischen Sozialismus und Marktwirtschaft existiert kein grundlegender Widerspruch, in: Ausgewählte Schriften Deng Xiaopings, Bd. III, Beijing 1992, S. 148 ff., chines.

<sup>12</sup> XIII. Parteitag der Kommunistischen Partei Chinas, Materialien, Berlin 1988, S. 35.

<sup>13</sup> eng Muye, Die Marktwirtschaft ist kein glatter Weg, in: Guangzhou Ribao, zitiert nach: Renmin Wang v. 25.12.2005. Zeng war damals stellvertretender Parteisekretär und Präsident der Akademie für Gesellschaftswissenschaften der Provinz Guangdong.

<sup>14</sup> Zitiert nach: Wang Zhanyang, Neue Demokratie und neuer Sozialismus. Eine theoretische und historische Studie über einen neuen Sozialismus, Beijing 2004, S. 31, chines.

China genutzt werden Es ist zwar „von Übel gegenüber dem Sozialismus“, aber auch „ein Segen gegenüber dem Mittelalter“ (Lenin). Objektiv ist eine solche Zusammenarbeit mit dem Kapital eine besondere Form des Klassenkampfes, die Zusammenarbeit und Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus miteinander verbindet. Die Schlussfolgerungen Dengs aus seinen Betrachtungen des modernen Kapitalismus widerspiegeln sich in den Reden während seiner „Reise in den Süden“ Ende 1991/Anfang 1992. Kurz darauf beschloss der XIV. Parteitag der KP Chinas, den „Sozialismus chinesischer Prägung“ auf der Grundlage der „sozialistischen Marktwirtschaft“ zu entwickeln.

Nach dem Tode Dengs wurde seine Theorie über den Aufbau des Sozialismus in Ländern wie China als Weiterentwicklung des Wissenschaftlichen Sozialismus von Marx, Engels und Lenins herausgestellt. Ein führender Vertreter der Abteilung Wissenschaftlicher Sozialismus an der Parteischule des ZK der KP Chinas drückte diese Einschätzung auf einem Forum zum hundertsten Geburtstag Deng Xiaopings in einem Vergleich aus: „Marx entwickelte sein Verständnis für den Sozialismus aus der Kritik am Kapitalismus. Lenin wollte den Sozialismus aufbauen, indem er den Kapitalismus ausnutzte. Nach Auffassung Deng Xiaopings ist der Sozialismus durch das Lernen vom Kapitalismus zu errichten.“<sup>15</sup>

## **Der Übergang zur Marktwirtschaft in der Wirtschaftspolitik**

Die chinesische Gesellschaft wird offiziell als „Gesellschaft vom Typ des Wandels“ bezeichnet. Das bezog sich zunächst<sup>16</sup> auf den Übergang von der „Planwirtschaft“ zur Marktwirtschaft, die seit zwei Jahrzehnten, passgerecht mit der kapitalistischen Weltwirtschaft, betrieben wird. Dieser Wandel wird als ein Systemwechsel verstanden. Das erhärtet die These, dass es sich in China nicht um eine „sozialistische Marktwirtschaft“ handelt, sondern um eine kapitalistische Marktwirtschaft, die von der KP Chinas für die Verwirklichung des sozialistischen Ziels genutzt werden soll. Auch Deng Xiaoping selbst war sich dessen bewusst. Deshalb war es für ihn von erstrangiger Bedeutung, dass in diesem Wandel die sozialistische Entwicklungsperspektive vor allem durch zwei Faktoren abgesichert blieb – die ungefährdete Führung der KP Chinas und die Dominanz des staatlichen Eigentums an Produktionsmitteln in der Wirtschaft. Deng erkannte jedoch nicht, dass die Nutzung der Triebkräfte des neuen Wirtschaftssystems die Anpassung auch des staatlichen Eigentums an die Gesetze und Regeln der Marktwirtschaft (z.B. die freie Verfügung des selbständigen und unabhängigen Marktsubjekts über das Eigentum, die Existenz des doppelt freien Lohnarbeiters, das Streben nach Maximalprofit) bedingt. Er unterschätzte auch den Einfluss dieser Marktwirtschaft auf die Gesellschaft und die sozialistische Perspektive Chinas.

Der Systemwechsel ist noch nicht abgeschlossen. Nach wie vor gibt es Elemente der ehemaligen „Planwirtschaft“, die die Wirkungsweise der Marktwirtschaft

<sup>15</sup> Diskussionsbeitrag von Prof. Qin Gang, Renmin Wang v. 19.7.2004, chines.

<sup>16</sup> Heute wird dieser Wandel auch als Übergang von einer extensiven Produktion und Reproduktion zu einer intensiven, von Wissenschaft und Technik bestimmten Entwicklung der Wirtschaft verstanden.

in bestimmten Bereichen der Wirtschaft noch eingrenzen. So hat die Regierung bisher im Wesentlichen weiterhin die Aufstellung der Ressourcen für die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte vorgenommen, und ihre Beamten haben bisher die geschaffenen marktwirtschaftlichen Institutionen wie den Kapitalmarkt im Interesse der Regierung direkt gemanagt. Während das nicht-staatliche Kapital bereits voll in die Marktwirtschaft integriert ist, trifft das nur auf einen Teil des staatlichen Sektors zu. Deshalb heißt es offiziell, die bestehende Marktwirtschaft sei erst anfänglicher Art. Seit dem Beitritt Chinas zur WTO im Jahre 2002 ist sie jedoch zunehmend der globalen Marktwirtschaft des Kapitals angeglichen worden. Ihre bisher unterschiedliche Entwicklung ist einmal der Größe Chinas und zum anderen den erheblichen Unterschieden im Entwicklungsstand der einzelnen Regionen geschuldet.

Bereits in den 1980er Jahren ging die Regierung dazu über, auf vertraglicher Basis mit den Leitern der staatlichen Unternehmen das Eigentumsrecht vom Bewirtschaftungsrecht zu trennen, um den Betrieben eine relative Selbständigkeit auf dem Markt einzuräumen. In dieser Zeit begann sich mit der Bildung von Privateigentum an Produktionsmitteln auch der Arbeitsmarkt herauszubilden. Der erste entscheidende Schritt zur Anpassung der staatlichen Unternehmen an die Marktwirtschaft setzte in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre unter dem Aspekt der „Veränderung des Systems“ (gai zhi) ein.<sup>17</sup> Ende 2003 bis November 2004 waren über 75 Prozent aller staatlichen Unternehmen in diesen Prozess einbezogen.

„Veränderung des Systems“ bedeutete einerseits Privatisierung. Fast 30 Prozent der in diese Kampagne einbezogenen Unternehmen wurden privatisiert. Darunter befand sich auch eine größere Zahl großer Einheiten. Nicht selten wurden sie von örtlichen Regierungen an die bisherigen Manager der Unternehmen zu niedrigen Preisen übereignet. Hauptsächlich wurde jedoch die Bildung von Aktiengesellschaften als das „moderne Unternehmenssystem“ auf dem Wege der Reorganisation oder Fusion von Unternehmen angestrebt. In diesen Aktiengesellschaften verfügt entweder der Staat (zu jener Zeit in zentralen Unternehmen zu 93 Prozent) oder das Privatkapital über die Aktienmehrheit. Schließlich ging ein Teil der unrentablen Unternehmen in die Insolvenz.

Mit diesen Veränderungen vergrößerte sich der Kontrast zwischen Unternehmen, die auf dem Markt agieren, und denen, die nicht in die Marktwirtschaft integriert wurden. Letztere, darunter die Einheiten vom Charakter administrativer Monopolunternehmen, wurden in ihrer Entwicklung durch bedeutende staatliche Investitionen gefördert. Das Konjunkturpaket vom 5. November 2008 in Höhe von etwa 4 Billionen Yuan z. B. wurde fast ausschließlich für Investitionen im Bereich dieser staatlichen Unternehmen eingesetzt.

Eine zweite wesentliche Seite dieser System-Veränderung war die Auflösung der traditionellen Bindung der Beschäftigten an das staatliche Eigentum und der Übergang zu Arbeitsverhältnissen zwischen „Arbeitgeber und Arbeitneh-

---

<sup>17</sup> Chang Tai/Da Zheng, Autoritäten berichten: Erfolge und Effektivität sind ansehnlich, wenn Privatunternehmen in die Unternehmen gehen und sie beherrschen, in: Shiji Jingji Bao v. 6.4. 2005, chines.

mer“, die 2006 mit dem „Gesetz über den Arbeitsvertrag“ eine gesetzliche Grundlage erhielten. Nach chinesischen Einschätzungen war die *Veränderung des Status des Angestellten und Arbeiter* in den staatlichen Unternehmen die größte Schwierigkeit in diesem Prozess. Vor die Frage der Abfindung gestellt, wählte die Mehrheit der betroffenen Arbeiter den Erhalt des Arbeitsplatzes. Insgesamt schieden in der Kampagne „Veränderung des Systems“ etwa 30 Millionen Arbeiter aus dem staatlichen Sektor der Wirtschaft aus.

Die KP China stellt heute mit dem Beschluss über die „allseits zu vertiefende Reform“ vom Oktober 2013 die Aufgabe, den Übergang zur Marktwirtschaft in den nächsten Jahren abzuschließen. Dafür gelte es, wie es im Beschluss heißt, alle „Systemhindernisse“ zu beseitigen. Mit diesem Reformschritt wird Kurs auf die Durchsetzung der „entscheidenden Rolle des Marktes“ bei der Aufstellung der Ressourcen im Rahmen der gesamten Volkswirtschaft genommen. Generalsekretär Xi Jinping sieht darin „einen wichtigen theoretischen Durchbruch, der eine außerordentliche Rolle in der Reform und Öffnung für die ökonomisch-soziale Entwicklung unseres Landes spielen wird.“<sup>18</sup> Nach den bisherigen Erfahrungen dürfte dieser Schritt den kapitalistischen Elementen in der Wirtschaft neue, noch größere Spielräume eröffnen. Gegenwärtig konzentrieren sich die Anstrengungen auf eine klare Abgrenzung der Funktionen von Regierung und Markt und auf die seit langem angekündigte Trennung von Regierung und Unternehmen.

Von grundlegender Bedeutung dürfte mit diesem Reformschritt der Kurs auf eine verstärkte Bildung von „gemischtem Eigentum“ sein, das sich vor allem aus staatlichem und privatkapitalistischem Eigentum zusammensetzen soll. Dabei kann die eine oder die andere Art des Eigentums bestimmend sein. Welches Ziel wird damit verfolgt? Im Beschluss des ZK der Partei vom Oktober 2013 heißt es dazu: Diese Politik „ist von Nutzen für die Erweiterung der Funktionen, die Erhaltung und Erhöhung des Werts und die Stärkung der Konkurrenzkraft des staatlichen Kapitals. Sie ist von Nutzen für die Wirtschaften aller Arten von Eigentum, um die eigenen Mängel durch die Vorzüge der anderen wettzumachen, sich gegenseitig zu fördern und sich gemeinsam zu entwickeln.“ Ergo: Vor allem soll das staatliche Kapital vom Privatkapital profitieren und damit seine Führungsrolle in der Wirtschaft qualifizieren. Zugleich verspricht sich die Parteiführung von dieser neuen Form der Zusammenarbeit von staatlichem und privatem Kapital einen deutlich höheren Beitrag der Wirtschaft für die Verwirklichung des „chinesischen Traums“, der „Renaissance der großen chinesischen Nation“ auf dem Wege zur Weltmacht. Möglicherweise spielt auch die „Empfehlung“ der Weltbank im Report „China 30“ eine Rolle, die übermäßige Präsenz des chinesischen staatlichen Eigentums im neuen ökonomischen Modell für die weitere Anpassung an die ökonomische Globalisierung und einen wachsenden Einfluss Chinas auf die Weltwirtschaft zurückzunehmen.

Vorgesehen ist eine weitere wesentliche Veränderung zugunsten des chinesischen Privatkapitals. Bei weiterer Stärkung der führenden Rolle des staatli-

---

<sup>18</sup> Xin Hua She v.15.11. 2013, chines.

chen Sektors sollen das Gemeineigentum und das privatkapitalistische Eigentum an Produktionsmitteln *in ihrer Funktion für die wirtschaftliche Entwicklung* gleichgesetzt und gleichberechtigt behandelt werden.

Wir stoßen hier auf eine wesentliche Veränderung in der Praktizierung von Sozialismus durch die KP Chinas. Wurde früher Wert auf die strukturelle Beschaffenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse, z. B. auf die Zusammensetzung und Beschaffenheit der Produktionsverhältnisse („Struktur-Sozialismus“), gelegt, so scheint sich das mit der Ausprägung der Reform- und Öffnungspolitik grundsätzlich geändert zu haben. Jetzt wurde nicht mehr danach unterschieden, ob die Triebkräfte sozialistischen oder kapitalistischen Ursprungs sind, entscheidend war nun allein, ob sie die „Befreiung und Entwicklung der Produktivkräfte“ beschleunigen können („Funktions-Sozialismus“). Damit war die Katzen-Theorie Deng Xiaopings in die Wirtschaftspolitik eingeführt: „Es spielt keine Rolle, ob die Katze weiß oder schwarz ist, Hauptsache, sie fängt Mäuse.“ War bereits zuvor die Tendenz aufgekommen, die Gestaltung der Produktionsverhältnisse gegenüber der Entwicklung der Produktivkräfte zu vernachlässigen, so könnte jetzt hinzukommen, dass das Privatkapital seinen Einfluss auf den Charakter der Produktionsverhältnisse vergrößern wird. „Hauptsache, sie fängt Mäuse.“

## **Gesellschaftliche Auswirkungen des bisherigen Übergangs zur Marktwirtschaft**

China hat in den letzten zwei Jahrzehnten seit der Einleitung des Übergangs zur Marktwirtschaft in der Modernisierung des Landes Fortschritte erreicht, die alle Welt aufhorchen ließen. Davon zeugen der zweite Platz in der Erzeugung des globalen BIP, mit rd. 3,5 Billionen USD die größte Währungsreserve aller Länder, seine Entwicklung zu Großmacht, sein weltweit größter Fortschritt in der Zurückdrängung der Armut und ein in Teilen modernes China, das den Besucher empfängt. Diese gesellschaftlichen Veränderungen haben ihre Wurzel in einer von der Marktwirtschaft erst anfänglich beeinflussten Politik. Gleichwohl ist der marktwirtschaftliche Einfluss in dieser Phase in einigen Bereichen nicht zu unterschätzen, das zeigt z. B. der Anteil des ausländischen Kapitals von etwa 10 Prozent am BIP und von rd. 50 Prozent am Außenhandel des Landes. Chinas Entwicklung in den letzten zwei Jahrzehnten beweist, dass Marktwirtschaft als Wirtschaftsweise in Ländern dieser Entwicklungsstufe unter bestimmten Bedingungen eine Zeitlang durchaus erfolgreich für die Überwindung der Rückständigkeit und die Entwicklung materieller Voraussetzungen des Sozialismus genutzt werden kann. Der Preis dafür sollte jedoch nicht unterschätzt werden

Differenziert ist auch der Charakter der Probleme und Widersprüche zu sehen, die im Gefolge dieser Entwicklung entstanden sind und heute das Gesicht der chinesischen Gesellschaft prägen. Der 84. Platz in der Welt im BIP pro Kopf (1/8 der USA, 1/7 Frankreichs), das insgesamt noch niedrige Niveau der Produktivkräfte und die Unterentwicklung<sup>19</sup> sind ihrem Wesen nach Entwick-

<sup>19</sup> Wei Liqun, Entschlossen und ohne zu schwanken den Weg des gemeinsamen Wohlstands ge-

lungsprobleme. Andere Probleme wiederum, wie die noch rückständige Landwirtschaft oder der zu geringe Anteil des Arbeitslohns von unter 40 Prozent am BIP (10-15 Prozent niedriger als der Weltdurchschnitt)<sup>20</sup>, haben ihre Ursache hingegen in einer Kombination von Marktwirtschaft und verfehlter Politik.

Das Wirken der Marktwirtschaft in China äußert sich als ein antagonistischer Widerspruch zwischen sozialistischer Entwicklung und Kapital, zwischen Arbeit und Kapital. Vernachlässigt die Politik diesen Widerspruch oder sprengt die Marktwirtschaft den ihr gesetzten Rahmen, droht der Verlust der sozialistischen Perspektive. Solche Momente lassen sich in der chinesischen Entwicklung bereits anfänglich unschwer ausmachen.

So haben sich die Eigentumsverhältnisse und damit die Sozialstruktur einschneidend verändert. Das ist nicht allein auf den allgemeinen Fortschritt, sondern im besonderen Maße auf die gesellschaftlichen Auswirkungen der Marktwirtschaft zurückzuführen. Es ist eine neue Bourgeoisie entstanden, die ihren Anteil am BIP von etwa 33 Prozent im Jahre 2003 auf gut 60 Prozent im Jahre 2011 erhöhen konnte und ihre Klasseninteressen wahrzunehmen begonnen hat. Es scheint, dass die Gefahr, die heute der sozialistischen Perspektive droht, von dieser Seite mindestens so groß ist wie die von Seiten des internationalen Kapitals. Gut 75 Prozent der städtischen Arbeiter, d.h. der weitaus überwiegende Teil der chinesischen Arbeiterklasse, sind in diesem Sektor der Wirtschaft beschäftigt. Der Klassenwiderspruch zwischen Arbeit und Kapital ist auf dem Wege, die gesellschaftliche Entwicklung Chinas maßgeblich zu bestimmen. Im Prozess der Überwindung von Armut und der allgemeinen Verbesserung des Lebensstandards der Bevölkerung ist China innerhalb von zwei Jahrzehnten aus einer Gesellschaft fast sozialer Gleichheit (1978 Gini-Koeffizient 0,17) zu einer Gesellschaft extremer sozialer Polarisierung (Gini-Koeffizient nahe 0,5) geworden. Zwei bis drei Prozent Reiche und 23 Prozent der Bevölkerung mit einem mittleren Einkommen stehen etwa 60 Prozent der Bevölkerung mit niedrigem Einkommen und gut 15 Prozent Armen<sup>21</sup> gegenüber. Der Unmut größerer Teile der Bevölkerung mit den Ungerechtigkeiten in der Verteilung stellt die KP Chinas heute neben der verbreiteten Korruption vor eines der größten und schwierigsten Probleme. Die Marktwirtschaft in China brachte trotz permanenter Bekämpfung ein neues Ausmaß und eine neue Stufe der Korruption hervor. Ein anderes Problem, dass sich seit Beginn des ökonomischen Systemwechsels durch eine Vernachlässigung der Umweltproblematik dramatisch verschärft hat, ist die Verschmutzung der Umwelt; aus der Sicht eines prominenten chinesischen Umweltpolitikers erreichte China in den letzten 20 Jahren ökonomische Erfolge und verursachte zugleich Umweltprobleme, für die der Westen jeweils 100 Jahre brauchte.<sup>22</sup> Schließlich ist auch in China, vor allem in den Re-

---

hen, Zeitschrift „Qiu Shi“ v. 1.8.2014. Wei ist Vorsitzender der Gesellschaft für Untersuchungen zur Reform des administrative Systems Chinas.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Ebd. Danach gibt es in China nach den Kriterien der Weltbank in China immer noch über 200 Millionen Menschen, die unterhalb der Armutsgrenze leben.

<sup>22</sup> Pan Yue, Das Problem der Umweltressourcen ist eine ernste Herausforderung für den Aufbau

gionen mit relativ entwickelten marktwirtschaftlichen Verhältnissen, zu beobachten, dass die Marktwirtschaft dazu tendiert, sich zu einer Marktgesellschaft auszuweiten. Natürlich hätten manche Probleme dieser Art in ihrem Ausmaß und ihrer Schärfe durch eine andere Politik gemindert werden können, ihre eigentliche Ursache liegt jedoch in der Praktizierung von Marktwirtschaft.

## Fazit

In der Volksrepublik China besteht eine Übergangsgesellschaft, die sich aus vorkapitalistischen Verhältnissen mit einer sozialistischen Zielsetzung herausbildete. Sie entwickelt sich heute auf der Grundlage staatskapitalistischer ökonomischer Verhältnisse, die die Dominanz des staatlichen Eigentums an Produktionsmitteln in den Kommandohöhen der Wirtschaft einschließen, und unter Nutzung der Marktwirtschaft mit dem Ziel, die Entwicklung der materiellen Voraussetzungen für den Aufbau des „Sozialismus chinesischer Prägung“ zu beschleunigen.

Diese Marktwirtschaft trägt keinen sozialistischen, sondern einen kapitalistischen Charakter. Die Nutzung des Kapitals und der kapitalistischen Weltwirtschaft für eine beschleunigte Entwicklung moderner Produktivkräfte durch die KP Chinas erforderte, eine dem „modernen Kapitalismus“ adäquate Marktwirtschaft zu betreiben. Die KP Chinas tendiert in diesem Prozess dazu, in der Marktwirtschaft die soziale Schicht der Armen mitzunehmen und soziale Gerechtigkeit und Gleichheit der Chancen zu betonen.<sup>23</sup>

China zeigt, dass die Nutzung der Marktwirtschaft des Kapitals für die Schaffung der materiellen Voraussetzungen des Sozialismus als Gesellschaftsordnung unter bestimmten politischen und ökonomischen Bedingungen möglich und erfolgreich sein kann. Der Preis für die Nutzung der Vorzüge der Marktwirtschaft ist jedoch die unablässige und auf Dauer zunehmende Freisetzung von Kapitalismus in den ökonomischen Verhältnissen. Das stellt die sozialistische Perspektive Chinas objektiv und in der Tendenz unweigerlich immer stärker infrage. Diese Perspektive zu sichern, würde in ökonomischer Hinsicht erfordern, mit der Nutzung der Marktwirtschaft des Kapitals zugleich sozialistisch orientierte Produktionsverhältnisse zu entwickeln und allmählich durchzusetzen. Das ist bisher nicht auszumachen.

---

der harmonischen Gesellschaft, in: Renmin Wang v. 5.2.2007. Pan war seinerzeit stellvertretender Leiter des Staatlichen Amtes für Umweltschutz.

<sup>23</sup> Siehe auch die folgende Passage aus dem einleitenden Beitrag „Dialog über Charakteristika und den Trend der kapitalistischen Krise“ von Shen Jinru, Ji Yong und Ji Peng in der wissenschaftlichen Zeitschrift aus dem Amt für Kompilation und Übersetzung des ZK der KP Chinas, Jg. 2011, Heft 5, S. 12: „Wir sollten darauf achten, dass der Kapitalismus ein besseres und vernünftigeres Modell hat als der Kapitalismus amerikanischer Art. Das ist der Rheinische Kapitalismus oder die soziale Marktwirtschaft. Dieser Kapitalismus hat viele sozialistische Bestandteile aufgenommen. Er wird in Deutschland und auf dem europäischen Festland sehr erfolgreich praktiziert. Deshalb sollte China seinen Blick nicht bei Amerika verweilen lassen, außerhalb Amerikas ist die Welt lichter und breiter.“

David Salomon

## Postdemokratisierung und Strukturwandel der Öffentlichkeit

Colin Crouchs Band „Postdemokratie“ hat nicht zuletzt vor dem Hintergrund der ökonomischen und politischen Krisenprozesse seit 2007ff. Aufsehen erregt. Crouchs Thesen über den Substanzverlust demokratischer Verfahren bei ihrem gleichzeitigen Fortbestand, über den wachsenden direkten Einfluss ökonomischer Eliten auf politische Entscheidungs- und Willensbildungsprozesse und über eine zunehmend apathische und passive Rolle der Bürger (*citoyens*) im politischen System wurden zum Ausgangspunkt weitreichender zeitdiagnostischer Debatten über den Zustand und die Entwicklungstendenzen bürgerlicher Demokratie in der Gegenwart. Dabei handelt Crouchs Buch keineswegs in erster Linie vom jüngsten, sich aktuell abzeichnenden Epochenumbruch, dessen Initialkrise mit Begriffen wie „multiple Krise“ (Brand 2009), „Vielfachkrise“ (Demirovic u.a. 2011) oder „Krisensunami“ (Haug 2011) beschrieben wird. Crouchs Buch ist vielmehr ein demokratietheoretischer Beitrag zum „Finanzmarktkapitalismus“ (Windolf 2005) selbst. Dabei besteht das Verdienst Crouchs vor allem darin, zahlreiche auch schon zuvor als epochenspezifisch herausgestellte Merkmale in einem zeitdiagnostischen Begriff verdichtet zu haben (Eberl/Salomon 2013, 415) – so die „Krise der Repräsentation“ (Ingrao/Rossanda), die Inszenierung personalisierter Politik durch PR-Berater und Massenmedien, den Siegeszug neoliberaler Ideologie, schließlich die Krise der Partizipation, den wachsenden Einfluss transnationaler Konzerne auf politische Entscheidungsfindung und Willensbildung und die Verschiebungen in der Sozialstruktur, die er als einen zentralen Grund für die strukturelle Defensive der Arbeiterbewegung und ihrer Institutionen ausmacht: „Die steigende Produktivität und die zunehmende Automatisierung ließen die Zahl der Arbeiter, die notwendig war, um eine bestimmte Menge an Gütern herzustellen, zurückgehen [...]. Der Zusammenbruch eines Großteils des produzierenden Gewerbes in den achtziger Jahren und neue Wellen des technologischen Wandels in den Neunzigern ließen die Zahl der direkt in der Industrie Beschäftigten noch weiter sinken. Obgleich immer noch viele Menschen – hauptsächlich Männer – manuell arbeiteten, war ihre Klasse nicht länger die Klasse der Zukunft. / Gegen Ende des 20. Jahrhunderts waren große Teile der Arbeiterklasse in rein defensive Kämpfe verwickelt.“ (Crouch 2008, 73f.) Nicht nur konnten nun jene Sozialstandards geschliffen werden, denen im Fordismus, den Wolfgang Streeck (euphemistisch) als „demokratischen Kapitalismus“ (Streeck 2013) bezeichnet, die Doppelfunktion zukam, angesichts der sozialistischen Systemalternative große Teile der (vor allem sozialdemokratischen organisierten) Arbeiterschaft in die bürgerliche Gesellschaft des „Westens“ zu integrieren und zugleich ein auf Massenkonsum basierendes Akkumulationsregime abzustützen. Unter den Bedingungen dieser sozialen Verschiebungen wurde es möglich, das politi-



sche Koordinatensystem bürgerlicher Demokratie insgesamt zu verschieben. Nicht zuletzt entspricht ihm auch ein abermaliger „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (Habermas), der sowohl durch die Entwicklung der Produktivkräfte und noch vor dreißig Jahren gänzlich unvorstellbaren Innovationen im Bereich der Kommunikationsmittel als auch durch Produktionsverhältnisse geprägt ist, die sich spätestens seit den „neoliberalen Konterrevolutionen“ durch Thatcherismus und Reaganomics anschickten, das Verhältnis von öffentlich und privat neu zu gestalten.

## **Das Öffentliche und das Private**

In bürgerlichen Gesellschaften markieren das Öffentliche und das Private stets Pole, denen eine konstitutive Bedeutung für die Trennung von ökonomischer und politischer Sphäre zukommt. Idealtypisch ist das Private schon im frühen Liberalismus als das bestimmt, was dem Öffentlichen und damit auch dem politischen Zugriff entzogen wird, während sich im Öffentlichen all das abzuspielen hat, was im Namen der Allgemeinheit selbst geschieht. Private Verfügungsgewalt (nicht zuletzt über Produktionsmittel) markiert somit die eine, öffentliche Gewaltenteilung mit Kontrollinstanzen und Rechtfertigungsverpflichtungen die andere Seite bürgerlichen Selbstverständnisses. Zurecht betont Alex Demirović, dass die Unterscheidung von öffentlich und privat im Kontext bürgerlicher Gesellschaft eine „symbolische Ordnung“ konstituiert, in deren Kontext bürgerliche Hegemonie organisiert wird: „Öffentlichkeit markiert die Stelle, die aus Meinungen, aus Klatsch und Gerüchten eine sachliche Information, eine begründete Ansicht, ein vernünftiges Urteil werden lässt. Öffentlichkeit, wie sie dann auch von der Presse organisiert wird, stellt einen machtvollen Zugriff auf gesellschaftliche Kommunikation dar, die den Kreis der Hauswirtschaft verlässt und sich unkontrolliert, sprunghaft, diffus verbreitet und zu sozialen Unruhen führen kann. Mit einer Öffentlichkeit lässt sich etwas als eingrenzbare Meinungsäußerung oder Nachricht bezeichnen, der Weg der Verbreitung überblicken und die Herkunft lokalisieren. Es entsteht das Prinzip der Zurechenbarkeit und der Autorenschaft, womit eine Information ihrerseits kommodifiziert und verwertet werden kann. Die Öffentlichkeit ist also nicht von außen und nicht nachträglich dem Prozess der Kapitalverwertung und der Kapitalmacht unterworfen worden, sondern ist schon ihrem Prinzip nach ein Modus der Inwertsetzung und Kontrolle gesellschaftlicher Kommunikation.“ (Demirović 2009, 145) Das Verhältnis von öffentlich und privat strukturiert somit soziale Herrschaft im Kontext bürgerlicher Gesellschaft. Zugleich ist seine konkrete Ausgestaltung stets umkämpft. Das Öffentliche ist der (vermachtete) Raum, in dem Kommunikation kontrolliert, jedoch solche Kontrolle auch unterlaufen werden kann, in dem sich Meinungsmonopole bilden und solche Monopole gebrochen werden. Die Öffentlichkeit ist der Raum von Demonstrationen, intellektuellen Interventionen und Protest ebenso wie sie der Raum ist, in dem über die Legitimität von Sprechern gerichtet, das „einschlägige“ vom unbedeutenden separiert wird und Diskursauschlüsse organisiert werden. Es muss daher nicht verwundern, dass die kon-

krete Ausgestaltung des Verhältnisses stets umkämpft war und im Lauf der Geschichte von bürgerlicher Gesellschaft und kapitalistischer Produktionsweise häufigen Neujustierungen unterworfen wurde. So verweist Demirović auf eine paradoxe Entwicklungstendenz, wenn er einerseits konstatiert, dass es dem Neoliberalismus gelungen sei, „eine [...] Bewegung von Öffentlichkeit zu Privatisierung in Gang zu setzen. Öffentliche Aufgaben wurden und werden privatisiert. Dieser Privatisierungsprozess wird als Entbürokratisierung und die Zunahme von Initiative, Freiheit, Verantwortung und Partizipation der Bürger begriffen. Dies verändert den Begriff des Privaten, denn nun werden Allgemeingüter wie öffentlicher Transport, Kommunikation, Bildung, soziale Sicherheit privat erzeugt und zu einem Mittel der Kapitalakkumulation.“ (ebd., 147) Markieren somit „neue Landnahmen“ (Dörre 2009), mithin private Aneignungen vormals öffentlich organisierter Bereiche, eine dominante Entwicklung der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart, so besteht andererseits zugleich eine zunehmende Tendenz zur Veröffentlichung von Privatem, die Demirović am Beispiel des RTL-Fernsehformats „Big Brother“ illustriert: „Hier wird das private Leben von zahlreichen Personen, die freiwillig für mehrere Monate in einem Haus zusammenleben, im Fernsehen übertragen. Zu diesem Zweck wird alles, was die Bewohner tun, vor Kameras ununterbrochen aufgezeichnet. Privatheit gibt es ausdrücklich nicht. [...] Das Private ist nun vollständig öffentlich geworden und wird ein uninteressanter Strom von Alltagsereignissen ohne Nachrichtenwert.“ (ebd., 148)

Als Modell, das die Inhalte zahlreicher Fernsehformate ebenso charakterisiert, wie etwa eine Internetkommunikation, in der in sozialen Netzwerken allerlei private Informationen für teilweise zumindest potentiell unbegrenzte Öffentlichkeiten einsehbar werden, verdichtete die (mittlerweile durch Formate wie das „Dschungelcamp“ ersetzte) Sendung „Big Brother“ eine Vision der Totalüberwachung, die – anders als bei Orwell, dessen Roman „1984“ der Titel entlehnt war – nicht mehr als Dystopie erschien. In der Flut von irrelevanten „Nachrichten“ freilich bildet sich – wie Demirović hervorhebt – eine neue „Privilegienstruktur, sich öffentlicher Kommunikationszumutungen zu entziehen“, heraus (ebd.).

## **Zentralisierung der Medienwelt**

An keinem anderen „Medium“ lassen sich die Ambivalenzen der neuen Öffentlichkeitsstruktur so deutlich aufzeigen, wie am Internet, das einst aus militärischen Kommunikationsbedürfnissen entwickelt, schon seit den 90er Jahren zur Projektionsfläche zugleich aller Hoffnungen auf eine freie und ungehinderte Kommunikation und aller kulturpessimistischen Verfallsdiagnosen von zwischenmenschlichen Begegnungen wurde. Gemein ist beiden Perspektiven freilich nicht nur ihre Einseitigkeit, sondern auch ihr Desinteresse an den konkreten sozialen Verhältnissen, in denen ein Medium seine Bedeutung erlangt. Nicht erst der NSA-Skandal um den Whistleblower Edward Snowden hat gezeigt, dass das Internet längst zum Kampfplatz unterschiedlicher Interessen geworden ist. So unterscheidet Murat Karaboga vier unterschiedliche (zumeist

auch von Regierungen forcierte) Hegemonieprojekte zur die Regulierung des World Wide Web: Neben dem Projekt einer „privatisierten Internetregulierung“, die solche Prozesse zu fördern sucht, die das Internet in erster Linie als kommerzielles Geschäftsfeld inwertsetzen und der Strategie einer „konservativen Regulierung“, die in der Eindämmung unerwünschter Einflüsse besteht, macht er Strategien aus, die durch multilaterale Abkommen eine „internationale Internetregulierung“ etablieren. Am wenigsten wirkmächtig hingegen erscheint das Projekt einer „(radikal)demokratischen Multi-Steakholder-Regulierung“, das den Hoffnungen auf eine befreite Kommunikation am nächsten kommt (Karaboga 2013, 70ff.).

Auch das Internet – so lässt sich bilanzieren – kann sich auf Dauer den Dynamiken einer zunehmend zentralisierten Medienwelt kaum entziehen, wie der wachsende Einfluss von Konzernen wie *Google* oder *Facebook* zeigt. So schreibt Conrad Schuler in einer jüngeren Studie: „Die Bertelsmann AG unterhält Niederlassungen in 63 Ländern und hat rund 104.000 Arbeiter und Angestellte. Dem globalen Multi liegt nichts an rationaler Diskurs-Kommunikation, sondern alles am Höchstprofit und der Schaffung einer neoliberalen geistigen Übermacht. [...] Ebenso wie Bertelsmann halten es auch die anderen Medienkonzerne, z.B. die Nr. 2: Springer und die Nr. 3: die Funke Mediengruppe, die zum 1. Januar 2014 für 920 Milliarden Euro mehrere Springer-Titel, darunter Hörzu, Hamburger Abendblatt und Berliner Morgenpost übernommen hat. Schon heute herrscht die Gruppe in acht europäischen Staaten über mehr als 500 Medien-Titel. Springer zieht sich aber nicht etwa aus dem Mediengeschäft zurück, sondern drängt jetzt auch – wieder – in den TV-Bereich und übernimmt N24. Dessen bisheriger Chef Aust, ein früherer Spiegel-Chefredakteur, wird nun Herausgeber der Springerzeitung ‚Die Welt‘. N24 wird weiter die Sender Sat1, ProSieben und Kabel eins mit Nachrichten beliefern.“ (Schuhler 2014, 9f.)

Schuhler schließt hier direkt an eine Feststellung Colin Crouchs an, der die demokratiepolitischen Konsequenzen dieses Zentralisationsprozesses scharf herausstellt: „Heute kontrolliert eine sehr kleine Zahl außerordentlich reicher Individuen die politisch relevanten Nachrichten und Informationen – eine Ressource, die für die Bürger in einer Demokratie lebensnotwendig ist. So sehr diese Personen auch untereinander konkurrieren mögen, teilen sie doch tendenziell bestimmte politische Ansichten. Und sie haben ein starkes Interesse daran, die Ressourcen, über die sie verfügen, zu nutzen, um für diese Ansichten zu kämpfen. Dies bedeutet nicht unbedingt, daß die Medien gewisse Parteien bevorzugen; doch die Führer aller Parteien sind sich dieser Macht bewußt und haben diese Tatsache im Hinterkopf, wenn sie politische Programme formulieren. Tatsächlich hätte die aktuelle Form der Eigentumskonzentration nicht entstehen können, wenn die Regierungen den Mut gehabt hätten, im Interesse größerer Vielfalt und stärkeren Wettbewerbs regulierend einzugreifen. Ähnliche Faktoren sind im Spiel, wenn heute in den meisten Demokratien die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten im Wettbewerb mit den privaten Anbietern auf die Rolle von Spartenprogrammen für Minderheiten reduziert werden.“ (Crouch 2008, 68f.)

## Die Krise der Öffentlichkeit

Die These, dass dem relativen Bedeutungsverlust des öffentlich-rechtlichen Rundfunks mit einer Politik, die „stärkeren Wettbewerb“ forciert, begegnet werden könne, reproduziert freilich selbst ein (neo)liberales Mantra: Der Segmentierung der Öffentlichkeit (Demirović 2009, 148) würde ein solches Vorgehen wohl ebenso wenig etwas entgegenzusetzen können wie der Kommerzialisierung des Rundfunks, dessen Wettbewerbsdruck ja gerade mitverantwortlich dafür zeichnet, dass sich heute öffentlich-rechtliche Sendeanstalten, wo sie nicht zu Nischenprogrammen geworden sind, nur partiell vom privaten Rundfunk unterscheiden. Fraglos kann die Zulassung privater Fernsehanbieter in den achtziger Jahren als entscheidende Wegmarke des Strukturwandels von Öffentlichkeit im Zeitalter des Finanzmarktkapitalismus gelten.

Anders als im Fernsehbereich waren privatwirtschaftlich organisierte Formen im Sektor der Printmedien stets üblich. Im bürgerlichen Idealtypus von Öffentlichkeit verbürgt gerade die private Organisation von Zeitungen und Zeitschriften jene Pressefreiheit, die als „vierte Gewalt“ öffentlicher Kontrolle gilt. Gerade auch der Zeitungsmarkt ist in den vergangenen Jahren jedoch in eine tiefe Krise geraten: Insbesondere der Zusammenbruch des Anzeigenmarktes hat zu einem regelrechten Zeitungsterben geführt, in dessen Folge auch zahlreiche Organe, denen zuvor die Funktion bedeutender überregionaler Tageszeitungen mit großen eigenen Redaktionen zukam, zu mehr oder weniger unbedeutenden Regionalzeitungen degradiert wurden (Hautsch 2003, 2011, 2014). Auch dies ging einher mit einer wachsenden Zentralisierung. Das bekannteste Beispiel ist vielleicht die ehemals linksliberale *Frankfurter Rundschau*, die inzwischen – wie auch die konservative *Frankfurter Neue Presse* – der einstigen Konkurrenten FAZ gehört. Die gesellschaftlichen Milieus, die in einer bestimmten Phase bürgerlicher Geschichte, Medienvielfalt über Verkaufszahlen ermöglichten, scheinen weitgehend erodiert. Auch die FAZ selbst, die sich bislang als äußerst krisenresistent erwiesen hat, hat jüngst bekannt gegeben, nun auch ihre Redaktion verkleinern zu müssen. Neben den ökonomischen Rahmenbedingungen gilt zudem, dass zumindest die „Leitmedien“ von einer eigentümlichen Monotonie geprägt sind. Uwe Krüger hat jüngst in einer bemerkenswerten Arbeit gezeigt, wie insbesondere im Feld der Außenpolitik einflussreiche Journalisten wie Josef Joffe (*Die Zeit*) in Elitennetzwerke integriert sind (Krüger 2013), die eine entscheidende Rolle dabei spielen dürften, dass etwa im Ukraine-Konflikt in den unterschiedlichsten Medien ein Bild gezeichnet wird, das an Einseitigkeit kaum zu überbieten sein dürfte. Ähnliches freilich vollzog sich bereits im Kosovokrieg – von amerikanischen „embedded journalists“ während des letzten Irakkriegs ganz zu schweigen.

Ein selten betrachteter Sektor, der vom Umbruch in der Öffentlichkeitsstruktur maßgeblich betroffen ist, ist zudem das Feld wissenschaftlicher Publikationsorgane. Während in der Hochphase sozialer Bewegung in den 60er und 70er Jahren sozial- und kulturwissenschaftliche Debatten nicht selten in großen Publikumsverlagen ausgetragen wurden und wichtige Beiträge in hohen

Auflagen und zu kleinem Preis erschienen, haben heute die meisten dieser Verlage ihre Wissenschaftsprogramme eingestellt. Die Auflagen in Wissenschaftsverlagen sind verschwindend klein und der Buchpreis in diesem Öffentlichkeitssegment nimmt sich teilweise astronomisch aus. Für wissenschaftliche Publizistik gilt heute weitgehend dasselbe wie für die Erzeugnisse eines hochkulturellen Feldes, das nicht mehr in einer breiten Öffentlichkeit wirkt, sondern weitgehend in einem elitären Expertendiskurs.

Diese Schlaglichter mögen verdeutlichen, wie sich die Mediensysteme heute in eine postdemokratische Tendenz einfügen, die – bei formalem Fortbestehen von Pressefreiheit und Debattenvielfalt – deren Substanz ebenso aushöhlt, wie die Substanz demokratischer politischer Verfahren als zunehmend inhaltsleer erscheint. Gleichwohl besteht auch hier die selbe Gefahr, dass die Rede von „Postdemokratie“ den Vorwurf evoziert, einen „demokratischen“ Vergangenheitszustand zu idealisieren, der bei Licht betrachtet so demokratisch nicht war. Tatsächlich sollte nicht vergessen werden, dass kritische Diskussionen um die Funktionsweise von „Kulturindustrie“ und Massenmedien bis weit ins fordistische Zeitalter des Kapitalismus zurückreichen. Die demokratiepolitische Forderung „Enteignet Springer!“ machte bereits in den sechziger Jahren auf die Zentralisation von Medienmacht aufmerksam und vereinseitigende Konsensbildung in zentralen Fragen war gerade den „Leitmedien“ des Kalten Krieges alles andere als fremd (vgl. z.B. Grossmann/Negt 1968; Gleissberg u.a. 1972). Um das spezifisch „postdemokratische“ zu fassen genügt es also nicht, in den Öffentlichkeitsstrukturen der Vergangenheit nach einem „demokratischen Augenblick“ (Crouch 2008, 14) zu suchen. Vielmehr gewinnt die „postdemokratische Öffentlichkeit“ erst vor dem Hintergrund jenes sozialstrukturellen Wandels an Kontur, der die Arbeiterbewegung schwächte und somit grundsätzliche Alternativen zum Bestehenden unsichtbar werden ließ. Eine (Re)Demokratisierung der Öffentlichkeit wird sich somit nicht auf technische Innovationen in der digitalen Kommunikation verlassen dürfen, deren soziale Funktion sowohl in der Beförderung eines freien Diskurses als auch in der disziplinierenden Etablierung von Kontrollmechanismen bestehen kann. Ohne wirkmächtige soziale Bewegungen, die nicht zuletzt auch darum kämpfen, im öffentlichen Raum selbst repräsentiert zu sein, wird sich der Trend zur Postdemokratisierung auch in der Zukunft fraglos verstetigen.

## **Literatur**

- Brand, Ulrich (2009): Die Multiple Krise – Dynamik und Zusammenhang der Krisendimensionen. Anforderungen an politische Institutionen und Chancen progressiver Politik, Berlin.
- Crouch, Colin (2008): Postdemokratie, Frankfurt/Main.
- Demirović, Alex (2009): Hegemonie und das Paradox von Privat und Öffentlich; in: Mario Candeias u.a. (Hrsg.): Krise der Privatisierung – Rückkehr des Öffentlichen, Berlin, S. 143-156.

- Demirović, Alex u.a. (2011): *VielfachKrise im finanzdominierten Kapitalismus*, Hamburg.
- Dörre, Klaus (2009): *Die neue Landnahme*; in: ders./Stephan Lessenich/Hartmut Rosa: *Soziologie Kapitalismus Kritik*, Frankfurt/Main, S. 21-86.
- Eberl, Oliver/Salomon, David (2013): *Postdemokratie und soziale Demokratie*; in: *Politische Vierteljahresschrift* Nr. 3/2013 (September), S. 415-422.
- Gleissberg, Gerhard u.a. (1972), *Zu Pressekonzentration und Meinungsmanipulierung*, Frankfurt am Main
- Grossmann, Heinz/Negt, Oskar (1968) [Hrg.]: *Die Auferstehung der Gewalt. Springerblockade und politische Reaktion in der Bundesrepublik*, Frankfurt am Main
- Habermas, Jürgen (1962): *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Neuwied.
- Haug, Wolfgang Fritz (2011): *Krisen-Tsunami und kategorischer Imperativ*; in: *Das Argument* Nr. 291, S. 169-177.
- Hautsch, Gert (2003): *Das Medienkapital formiert sich neu*, in: *Z* 54, Juni 2003, S. 113-126
- Hautsch, Gert (2011): *Bertelsmann und Springer an vorderster Front*, in: *Z* 86, Juni 2011, S. 32-50
- Hautsch, Gert (2014): *Medienwirtschaft – Umstrukturierung durch Digitalisierung*, in: *Z* 98, Juni 2014, S. 117-129
- Karaboga, Murat (2013): *Kämpfe um das Internet – Hegemonieprojekte im Kampf um die Vorherrschaft im Netz – eine Analyse*, Frankfurt/Main (unveröffentlichte Masterarbeit).
- Krüger, Uwe (2013): *Meinungsmacht. Der Einfluss von Eliten auf Leitmedien und Alpha-Journalisten – eine kritische Netzwerkanalyse*, Köln.
- Schuhler, Conrad (2014): *Widerstand – Kapitalismus oder Demokratie*; isw-report Nr. 96, München.
- Streeck, Wolfgang (2013): *Gekaufte Zeit – Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*, Berlin 2013
- Windolf, Paul (2005): *Was ist Finanzmarkt-Kapitalismus?* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie – Sonderheft* Nr. 45, S. 20-57

## Das Ende des Niedergangs?

### Deutsche Gewerkschaften in der Krisenperiode seit 2008<sup>1</sup>

Lange Zeit war es ein Gemeinplatz in der öffentlichen Debatte, dass die deutschen Gewerkschaften sich in einer Phase des Niedergangs befinden. Es bestand weitgehende Einigkeit darüber, dass sie verschiedenen gesellschaftlichen Großtrends recht ratlos ausgeliefert sind. Der Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft führe mit der Tertiärisierung zu einer Veränderung der Sozialstruktur, so dass die Gewerkschaften mit ihrer sozialen Basis von (Industrie-)Arbeitern wie „Dinosaurier“ (Ebbinghaus 2002) anmuten. Der Trend zur Individualisierung zersetze die traditionellen Arbeitermilieus, verhindere effektive Klassenolidarität und trage ebenfalls zur Schwächung der Gewerkschaften bei (Beck 1986: 121 ff.). Ferner führe der Globalisierungsprozess mit Standortverlagerungen und der Deregulierung der Finanzmärkte zu einem *race to the bottom* um Arbeits- und Sozialstandards, in dem Niedriglohnländer in einen Unterbietungswettbewerb mit den entwickelten Industriestaaten treten.

Die weithin pessimistische Einschätzung zur Lage der Gewerkschaften wurde anhand verschiedener Indikatoren – sinkender Organisationsgrad, abnehmende betriebliche Verankerung, Erosion von Flächentarifverträgen, stagnierende Reallohnentwicklung oder Rückgang des politischen Einflusses – empirisch untermauert (Haipeter 2011: 13). Heute bietet sich indes ein anderes Bild. Ausgerechnet im Rahmen der Finanz- und Wirtschaftskrise seit 2008 feiern die deutschen Gewerkschaften ein unerwartetes Comeback: Verschiedene DGB-Einzelgewerkschaften, darunter mit der IG Metall und jüngst auch ver.di die beiden größten, verzeichnen Mitgliedergewinne. Das negative Image der DGB-Gewerkschaften als Neinsager und Reformbremsen wich dem eines kompetenten Krisenmanagers und Verteidigers von Beschäftigteninteressen. Beim gesetzlichen Mindestlohn war das Agenda-Setting erfolgreich: Der Mindestlohn fand Eingang in den Koalitionsvertrag der neuen schwarz-roten Regierung und soll ab Anfang 2015 (mit Ausnahmen) flächendeckend Geltung haben. All dies deutet darauf hin, dass die Gewerkschaften ein Comeback erleben – im Betrieb, in den Tarifverhandlungen und im politischen Tagesgeschäft.

Im Folgenden wird knapp und thesenartig die Geschichte dieser Trendwende skizziert; zunächst wird der historische Niedergang der deutschen Gewerkschaften im europäischen Kontext seit der Fordismuskrise 1973/74 beschrieben; danach folgt eine Untersuchung der aktuellen Revitalisierungsprozesse im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/09.

---

<sup>1</sup> Der folgende Text fasst einige Ergebnisse aus dem Buch „Comeback der Gewerkschaften“ zusammen (Schmalz/Dörre 2013); zu den theoretischen Aspekten des „Machtressourcenansatzes“, auf den hier Bezug genommen wird, siehe Schmalz/Dörre 2014.

## Der Erdrutsch: Gewerkschaften im Neoliberalismus

Das „Goldene Zeitalter des Kapitalismus“ (Marglin/Schor 2000) nach dem Zweiten Weltkrieg zeichnete sich in den westeuropäischen Staaten nicht nur durch ein sich über ein Vierteljahrhundert hinweg erstreckendes rasantes Wirtschaftswachstum, regelmäßige Reallohnsteigerungen, Vollbeschäftigung und einen Ausbau des Sozialstaats aus (Hobsbawm 2009: Kap. 9). Auch die Lohnabhängigenmacht war gefestigt, ja, hatte zum Zeitpunkt der Fordismuskrise 1973/74 ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht. Die niedrige Arbeitslosigkeit ermöglichte eine gute Position in Tarifverhandlungen. Die Fließbandarbeit und die tayloristische Arbeitsorganisation steigerten die Produktionsmacht in den großen Industriebetrieben (Silver 2005: 74f.). In einigen Staaten wie Großbritannien oder Italien konnten über 40 Prozent der Erwerbstätigen gewerkschaftlich organisiert werden. In allen westeuropäischen Ländern spielten Arbeiterparteien eine bedeutende Rolle und ihre Forderungen konnten – allein schon aufgrund des Systemkonflikts – nicht völlig übergangen werden. Auch war die institutionelle Macht der Lohnabhängigen durch den Dreieckskompromiss zwischen Unternehmen, Gewerkschaften und Staat gewachsen (Buci-Glucksmann u.a. 1982). Sie drückte sich in Gesetzen zum Kündigungsschutz, im Tarifvertragsrecht und auch in Mitbestimmungsmöglichkeiten auf betrieblicher Ebene aus. Auch waren die Anliegen der Gewerkschaften gesellschaftlich weithin akzeptiert.

Das neoliberale „Rollback“ seit den 1980er Jahren, durch das die westeuropäischen Volkswirtschaften eine tiefgehende Restrukturierung erfuhren, war jedoch mit einer Veränderung der Machtposition der Lohnabhängigen verbunden. Diese Entwicklung wurde erst in der spezifischen Krisenperiode seit 1973 und den darin stattfindenden politischen Konflikten möglich. Verschiedene Faktoren wirkten hier zusammen:

1. Zunächst gelang es, konservativ-liberalen gesellschaftlichen Koalitionen in verschiedenen Staaten Westeuropas ein politisches Projekt gegen den Widerstand gewerkschafts-affiner Kräfte durchzusetzen, das weitgehende ökonomische Restrukturierungen (Privatisierungen, Liberalisierungen, Finanzialisierung, etc.), und auch institutionelle Reformen (Aushöhlung des Streikrechts, etc.) umfasste. Hierfür war die Liberalisierungspolitik der Regierung Thatcher (1979-1980) das radikalste Beispiel, aber auch die bundesdeutsche Regierung Kohl (1982-1998) setzte auf eine graduelle konservative Modernisierungsstrategie. Die Programmatik wurde auch von sozialdemokratischen Regierungen, etwa mit der angebotsorientierten Wende der französischen Regierung Mitterand im Jahr 1983, übernommen. Im bundesdeutschen Kontext wurden die schärfsten Arbeitsmarktreformen und Finanzmarktliberalisierungen erst sehr viel später durch die Regierung Schröder (1998-2005) umgesetzt.
2. Durch die Krisenprozesse seit 1973-1975 und später 1981-82 hatten sich zudem auch einige wichtige ökonomische Rahmenbedingungen verändert. Mit dem Kriseneinbruch verfestigte sich die Massenarbeitslosigkeit und be-



schleunigte sich in vielen Ländern die Entstehung von prekären Arbeitsverhältnissen. Auf diese Weise wurde die *Marktmacht* bzw. die Verhandlungsmacht der Lohnabhängigen unterhöhlt und dauerhaft Druck auf die gewerkschaftliche Tarifpolitik ausgeübt (Streeck 2011: 13ff.). Niedrige Wachstumsraten und eine angebotsorientierte Wirtschaftspolitik – auch im europäischen Rahmen mit den Konvergenzkriterien zur Einführung des Euros – und eine „aktivierende“ Arbeitsmarktpolitik verschärften diese Entwicklung zusehends.

3. Die rasche Transnationalisierung der Unternehmen seit den 1990er Jahren trug zudem dazu bei, dass die *Produktionsmacht*, d.h. die Durchsetzungsfähigkeit durch Arbeitsniederlegungen, der Arbeiter in den großen Industrieunternehmen erodierte. Die Drohung der Standortverlagerung zwang viele Belegschaften zu Konzessionen; gerade da mit dem Ende des Ostblocks und der Außenöffnung von Schwellenländern wie China und Indien eine Situation eines globalen „labor supply shock“ entstanden war, durch den die Anzahl der auf dem Weltmarkt verfügbaren Arbeitskräfte verdoppelt worden war (Freeman 2010). Folglich konnte so auch die Handlungsfähigkeit der Gewerkschaften in vielen weltmarktorientierten Branchen auf betrieblicher Ebene eingeschränkt werden.
4. Auch im institutionellen Gefüge der industriellen Beziehungen kam es zu Verschiebungen. Hierbei war nicht nur der direkte Angriff auf die institutionelle Macht der Gewerkschaften, d.h. deren Möglichkeit auf feste institutionelle Spielregeln zurückgreifen zu können, wie im Fall des britischen Thatcherismus von Bedeutung. Vielmehr trugen die Rahmenbedingungen indirekt zur Schwächung der institutionellen Macht bei: So untergruben „Shareholder-Value“-Orientierung und Standortverlagerungen die Produktionsmacht der Arbeiter und trugen dazu bei, dass Betriebsräte in diesem Umfeld oftmals primär über Kürzungen und Stellenabbau verhandeln müssen (Massa-Wirth 2007). Auch zogen sich viele Arbeitgeber seit den 1990er Jahren aus wichtigen Institutionen der Arbeitsbeziehungen, insbesondere den Tarifverhandlungen zum Flächentarifvertrag zurück. Ein Beispiel war hierfür die Entstehung von Arbeitgeberverbänden ohne Tarifbindung, für die die allgemeinen Tarifnormen nicht gültig sind.
5. Auch gesellschaftlich sahen sich die meisten westeuropäischen Gewerkschaften seit den 1980er Jahren einem stärkeren Gegenwind gegenüber. Die Gewerkschaften verloren zum einen ihren Ruf als kompetenter Anwalt des „kleinen Mannes“; zum anderen wurde nach dem Ende des Systemkonflikts eine gesellschaftliche Transformation, für die viele sozialistische oder kommunistische Gewerkschaftsverbände einstanden, von der Bevölkerung meist als unrealistisch angesehen. Vielmehr galten Gewerkschaften nun oftmals als strukturkonservativ und klientelistisch, ja, wurden als überalterte Reformbremsen und Neinsager wahrgenommen, die in Zeiten der Globalisierung und des IT-Booms keine Konzepte anzubieten hatten. Ferner taten sich die Gewerkschaften schwer, neue Kooperations-

partner zu finden: Nicht nur bröckelten die eigenen sozialen Milieus, auch hatten neue soziale Bewegungen wie Umwelt-, Stadtteil-, Frauen- und Menschenrechtsbewegungen nur wenige Anknüpfungspunkte zur Gewerkschaftsarbeit bzw. standen ihnen teilweise sogar distanziert gegenüber. Gesellschaftlich war dieser Imagewandel Teil der Erzählung einer gesellschaftlichen Alternativlosigkeit, die sich viele neoliberale Regierung zu Eigen machten, um weitere Strukturreformen zu veranlassen.

6. Letztlich trugen all die genannten Trends zur Verringerung der gewerkschaftlichen Organisationsmacht bei. Am deutlichsten war dies beim Organisationsgrad, der seit Ende der 1970er Jahre in vielen bedeutenden westeuropäischen Ländern kontinuierlich zurückging. Aber auch in der Mitgliederbasis spiegelte sich dieser Prozess wider. Die Gewerkschaften hatten weiterhin eine Mitgliederbasis, die eher der Berufsstruktur der 1950er und 1960er Jahre entsprach (Müller-Jentsch 2007: 38). Sie wiesen nun deutliche Repräsentationsdefizite gegenüber Frauen, Angestellten und prekär Beschäftigten auf. Außerdem war die Organisationsstruktur der meisten Gewerkschaften ineffizient, um eine gezielte Organisation dieser „neuen“ Beschäftigtengruppen voranzutreiben.

Deutschland galt vielen Beobachtern lange Zeit als ein Sonderfall. Denn das deutsche Modell industrieller Beziehungen war bis in die 1980er Jahre hinein vergleichsweise stabil geblieben. Die Institutionen des dualen Systems (Flächentarifvertrag und Betriebsräte) waren weitgehend intakt. Die Gewerkschaften blieben handlungsfähig, wie die IG Metall und die IG Druck und Papier 1984 beim Streik in der Metall- und Druckindustrie um die 35 Stunde-Woche bewiesen. Auch der deutsche Arbeitsmarkt war nicht so stark gespalten wie anderswo in Europa: Der „selektive Korporatismus“ (Esser 1982: 261ff.) der späten 1970er Jahre schloss zwar Teile der Belegschaften aus, aber insgesamt war die Lohnstruktur im europäischen Vergleich relativ egalitär geblieben. Zudem blieb die deutsche Industrie in der Standortkonkurrenz wettbewerbsfähig. Das „Modell Deutschland“ zeigte erst nach der Wiedervereinigung 1990 deutliche Risse (Lehndorff 2011: 650ff.): Die betriebsratsfreien Unternehmen und die niedrige Tarifbindung in Ostdeutschland schlugen Löcher in das duale System der Interessenrepräsentation. Die Flexibilisierung und Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen sowie Privatisierungen verstärkten diesen Trend. Die rot-grüne Regierung (1998–2005) trieb mit der Agenda 2010 den Ausbau des Niedriglohnssektors voran, untergrub durch Regelungen wie die Hartz-Gesetze die Marktmacht der Stammbeschaften und förderte die Finanzialisierung des deutschen Kapitalismus. Die Niederlage der IG Metall im Sommer 2003 im Kampf um die Ausweitung der 35-Stunden-Woche auf Ostdeutschland zeugte von einem veränderten Kräfteverhältnis zuungunsten der Gewerkschaften.

Letztlich herrschte gegen Ende der 1990er Jahre weitgehend Einigkeit darüber, dass die westeuropäischen Gewerkschaften in einer strukturellen Defensivposition waren. Diese Situation wurde mitunter als ein quasi natürlicher, beinahe unumkehrbarer Großtrend dargestellt, Gewerkschaften wurden aus

dieser Sichtweise nicht als strategiefähige Akteure, sondern als bloße passive Opfer der Entwicklungen seit den 1970er Jahren wahrgenommen.

## **Comeback in der Krise?**

Die Niedergangserzählung hatte in Deutschland bis zur nächsten großen Krise 2008/09 Gültigkeit. Die absolute Zahl der Gewerkschaftsmitglieder war in Gesamtdeutschland Mitte der 2000er Jahre auf ein Niveau gesunken, das der DGB 1979 allein in Westdeutschland erreicht hatte. Zwischen 1995/96 und 2010 war der Anteil der tarifgebundenen Betriebe in Westdeutschland von 54 auf 34 Prozent gefallen; im Osten war der Wert im gleichen Zeitraum von 28 auf nur noch 17 Prozent gesunken (Ellguth/Kohaut 2011). In der Finanz- und Wirtschaftskrise kam es zu einer widersprüchlichen Veränderung. Die Auswirkungen des Crashes waren so tief, dass die politischen Eliten den Schulterchluss mit den Gewerkschaftsspitzen suchten. Unter Mitwirkung des DGB erfolgte – nachdem dieser spätestens seit dem Scheitern des Bündnisses für Arbeit und Wettbewerbsfähigkeit 2003 unter einem starken politischen Einflussverlust gelitten hatte – ein „Revival der Sozialpartnerschaft“ (Haipeter 2012: 118; vgl. auch Tullius/Wolf 2012: 374ff.). Dieser „Krisenkorporatismus“ (Urban 2013: 198) äußerte sich auf verschiedenen Ebenen (Haipeter 2012: 119ff.): Die Gewerkschaften wurden von der großen Koalition (2005-2009) mit den Konjunkturgipfeln kurzfristig politisch eingebunden, Maßnahmen wie die Ausweitung der Kurzarbeit oder die Abwrackprämie sollten Beschäftigung fördern. In der Tarifpolitik gab es einen Deal: Beschäftigungssicherung gegen Lohnmoderation. Auf betrieblicher Ebene wurden durch den Abbau von Arbeitszeitkonten und Kurzarbeit Arbeitsplätze gesichert (Schwarz-Kocher 2014). Das Ergebnis war eine Abfederung der Krisenauswirkungen auf dem Arbeitsmarkt – zum Preis von Leistungsverdichtung und einer Entlassungswelle von Leiharbeitern. Der Gewinn an institutioneller Macht war dabei eher temporär. Allerdings hielt selbst die schwarz-gelbe Regierung die Beziehungen zu den Gewerkschaftsspitzen aufrecht. Außerdem gab es Anzeichen dafür, dass die Anerkennung der Betriebsräte durch die Geschäftsführung in vielen Unternehmen gewachsen war (Tullius/Wolf 2012: 375; vgl. auch Hinz/Woschnack 2013).

Die Krise 2008/09 trug auch zu einer Trendwende in der öffentlichen Diskussion bei. Die deutschen Gewerkschaften hatten zwar die wachsende Prekariisierung auf dem Arbeitsmarkt bereits vor der Krise verstärkt thematisiert und konnten mit einem aktiven Agenda-Setting (Mindestlohn, Gute Arbeit, etc.) wieder höheren gesellschaftlichen Zuspruch erreichen. Das kooperative Krisenmanagement half allerdings dabei, die Gewerkschaften als geschickte Problemlöser darzustellen (Haipeter 2012: 406). Als Folge des Imagewandels und des aktiven Agenda-Setting spürten sie wieder Rückenwind in den Belegschaften, was zu den Organisationserfolgen der vergangenen Jahre beitrug (zur IGM: Schmalz u.a. 2013). Unabhängig von den direkten Krisenauswirkungen hatte die wachsende Marktmacht vieler Beschäftigter – der demografische Wandel hatte zu Engpässen bei der Rekrutierung von Fachkräften in

verschiedenen Sektoren (Metallverarbeitung, Altenpflege, etc.) beigetragen – die Spielräume der Gewerkschaften in Tarifverhandlungen vergrößert.

Zusammengenommen produzierten diese Prozesse ein „window of opportunity“ für die gewerkschaftlichen Interessenvertretungen, das sie ausnutzten. Der organisatorische Wandel der Einzelgewerkschaften war neben den veränderten Rahmenbedingungen ein zentraler Faktor. So schuf die IG Metall im Rahmen einer umfangreichen Organisationsreform einen Fonds über rund 20 Mio. Euro jährlich für die Mitgliederwerbung und Kampagnen. Auf diese Weise wurden Erschließungs- und Organizingprojekte wie im Windenergiesektor und Kampagnen wie die Leiharbeitskampagne „Gleiche Arbeit, Gleiches Geld“ ermöglicht. Als wichtiges Medium zur Rückkoppelung für das „German Organizing“ (Wetzel 2013: 22) dienten umfangreiche Beschäftigtenbefragungen, aus denen viele Themen in die strategische Planung einfließen. Auch konnte die IG Metall in der Krise in einigen traditionell gewerkschaftsfeindlichen Konzernen wie Schaeffler Organisationsmacht aufbauen (Hinz/Woschnack 2013; Schmalz u.a. 2013). Viele Verwaltungsstellen verzeichneten Erfolge in organisatorischen „weißen Flecken“, darunter z.B. Betriebsratsgründungen, gerade auch in Ostdeutschland. So gelang es der IG Metall ab 2011 ein Mitgliederplus zu verbuchen und Repräsentationslücken im prekären Sektor gegenzusteuern.

Auch bei ver.di waren – neben wichtigen Impulsen aus der Bundesverwaltung wie einer innovativen Kampagnenarbeit – in den einzelnen Fachbereichen Reformprozesse vorangetrieben worden. Die Zersplitterung des Tarifsystems hatte dazu geführt, dass durch das „Organisieren am Konflikt“ (Dribbusch 2013) in verschiedenen (oftmals kleineren) Tarifaueinandersetzungen Mitglieder gewonnen wurden und mit neuen Formen der Beteiligung (z.B. bedingungsgebundene Tarifarbeit) experimentiert wurde (Kocsis u.a. 2013). In diesen Kämpfen wirkten auch andere Themen wie Leistungsverdichtung mobilisierend: Erstmals wurde z.B. im Rahmen der Kampagne „Der Druck muss raus“ eine Personalbemessungsgrenze im Krankenhaussektor gefordert und im Fall der Charité in einem Tarifvertrag verankert. Doch auch hier zeigte sich die Ambivalenz: Ausgerechnet wegen der großen Auseinandersetzung im Einzelhandel, bei der die Unternehmenseite die Tarifbindung verlassen wollte, gewann ver.di im Jahr 2013 erstmals seit der Gründung 2001 Mitglieder. Insgesamt verzeichneten im Jahr 2013 fünf verschiedene Einzelgewerkschaften (IG Metall, ver.di, NGG, GdP und GEW) wieder Mitgliederzuwachs.

Das gewerkschaftliche Comeback im Kontext der Krise ist jedoch kein selbsttragender Trend: Gerade die mediale Inszenierung als pragmatische Krisenmanager kann rasch beschädigt werden, falls es zu erneuten Kriseneinbrüchen oder verstärkten Konflikten kommen sollte. Mit Blick auf die Handlungs- und Einflussfähigkeit der Gewerkschaften ist die entscheidende Frage, ob die deutschen Gewerkschaften ihre Zugewinne an Lohnabhängigenmacht dauerhaft stabilisieren und ausbauen können. Denn trotz ihrer Offensive in der Defensive bleiben sie – im Vergleich zur Hochphase der entfalteten Intermediarität in den

1970er Jahren – geschwächte Akteure mit einem Organisationsgrad von unter einem Fünftel, großen Lücken in der Tarifbindung und betrieblichen Verankerung, die in einem weitgehend gespaltenen Arbeitsmarkt agieren und starkem Wettbewerbsdruck ausgesetzt sind. Auch wenn eine weithin positive Bilanz über die Ergebnisse der letzten Jahre gezogen werden kann, stehen die Gewerkschaften nach wie vor erheblichen Herausforderungen gegenüber (vgl. hierzu auch Urban 2013: 221ff.). An dieser Stelle sollen abschließend zwei Probleme benannt werden.

## **Ungelöste Probleme**

Zunächst besteht die Gefahr, dass mit dem sinkenden Deckungsgrad von Flächentarifverträgen und Betriebsräten zwei der Basisinstitutionen der deutschen industriellen Beziehungen weiter erodieren. Zwar scheint mit dem Regierungswechsel nach der Bundestagswahl 2013 ein neuer Schub des institutionellen Machtgewinns einher zu gehen. Mit den Plänen für einen gesetzlichen Mindestlohn wurden erste Anzeichen einer Wende in der Arbeitsmarktpolitik sichtbar, die sich auch in verschiedenen Tarifvereinbarungen über die Zuschläge für Leiharbeit oder die Mindestentgelte im Friseur- und Fleischergeerbe widerspiegeln. Dennoch weisen die Zahlen des IAB-Betriebspanels darauf hin, dass noch 2012 die Tarifbindung und die Vertretung durch Betriebsräte abgenommen hat (Ellguth/Kohaut 2013: 284ff.). Es wird also für die deutschen Gewerkschaften von zentraler Bedeutung sein, ihre Mitgliederzuwächse auch in institutionelle Landgewinne umzusetzen, da sonst ein Einflussverlust der Gewerkschaften auf wichtige Politikfelder, insbesondere das Kerngeschäft der Lohnpolitik, droht.

Zweitens wurden auf europäischer Ebene mit der New Economic Governance Regeln verankert, die die institutionelle Macht der europäischen Lohnabhängigen schwächen. So wurden mit dem „Six-Pack“, dem Europlus-Pakt und dem „Fiskalpakt“ seit 2011 ein ganzes Bündel von Maßnahmen verabschiedet, mit denen unter anderem der haushaltspolitische Spielraum der Mitgliedstaaten eingeengt wird und systematisch in die Tarifautonomie eingegriffen werden kann (Schulten/Müller 2013: 291ff.). Die deutsche gewerkschaftliche Revitalisierung erscheint aus einem europäischen Blickwinkel darum als eine Art Abweichung von der Norm. Denn auch die südeuropäischen Gewerkschaften, die z.T. mit eindrucksvollen Mobilisierungen auf die Sozialreformen reagierten, sehen sich heute einer schwindenden Marktmacht, institutionellen Macht und mitunter auch weiteren Mitgliederverlusten ausgesetzt.

Folglich ist die gewerkschaftliche Erneuerung – gerade in einer europäischen Perspektive – noch fragil. Es bleibt abzuwarten, ob sich dieser Prozess mittelfristig verstetigt und vertieft.

## **Literatur**

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne. 5. Aufl. Frankfurt a. M.

- Brinkmann, U./ Nachtwey, O. (2010): Krise und strategische Neuorientierung der Gewerkschaften. Aus Politik und Zeitgeschichte, 60: 21–29.
- Dörre, K. (2010). Überbetriebliche Regulierung von Arbeitsbeziehungen. In: Böhle, F. G./ Voß, G./ Wachtler, G. (Hg.), Handbuch Arbeitssoziologie. Wiesbaden: 873–912.
- Dribbusch, H. (2013): Organisieren am Konflikt, im: Kocsis, A./ Sterkel, G./ Wiedemuth, J. (Hg.): 202-234.
- Ebbinghaus, B. (2002): Dinosaurier der Dienstleistungsgesellschaft? Der Mitglieder-schwund deutscher Gewerkschaften im historischen und internationalen Vergleich. MPIfG Working Paper 02/3. Köln.
- Ellguth, P./ Kohaut, S. (2011): Tarifbindung und betriebliche Interessenvertretung: Aktuelle Ergebnisse aus dem IAB-Betriebspanel 2010. In: WSI-Mitteilungen, 64: 242–247.
- Ellguth, P./ Kohaut, S. (2013): : Tarifbindung und betriebliche Interessenvertretung: Ergebnisse aus dem IAB-Betriebspanel 2012. In: WSI-Mitteilungen, 68: 281-288.
- Esser, J.(1982): Gewerkschaften in der Krise. Die Anpassung der deutschen Gewerkschaften an neue Weltmarktbedingungen. Frankfurt/M.
- Freeman, R. (2010): What really ails Europe (and America): the doubling of the global workforce. In: The Globalist, 5.3.2010. <http://www.theglobalist.com> [Letzter Zugriff: 23.06.2014].
- Haipeter, T. (2011): Einleitung: Interessenvertretungen, Krise und Modernisierung - über alte und neue Leitbilder. In: Haipeter, T./ Dörre, K. (Hg.): Gewerkschaftliche Modernisierung, Wiesbaden, 7-28.
- Haipeter, T. (2012): Sozialpartnerschaft in und nach der Krise: Entwicklungen und Perspektiven. In: Industrielle Beziehungen 19: 387–411.
- Hinz, S. /Woschnack, D. (2013): Der Fall Schaeffler. Die widersprüchliche Entstehung einer Mitbestimmungskultur. In: Schmalz/Dörre (Hg.): 161-172.
- Hobsbawm, E. J. (2009). Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München.
- Kocsis, A./ Sterkel, G./ Wiedemuth, J. (Hg.) (2013): Organisieren am Konflikt: Tarifaus-einandersetzungen und Mitgliederentwicklung im Dienstleistungssektor. Hamburg.
- Lehndorff, S. (2013): Verschiedene Welten? Gewerkschaften in der europäischen Krise. In: Das Argument. 43: 181–199.
- Marglin, S. A; Schor, J. B (2000): The Golden age of capitalism. Reinterpreting the postwar experience. Reprinted. Oxford.
- Massa-Wirth, H. (2007): Zugeständnisse für Arbeitsplätze?: Konzessionäre Beschäftigungsvereinbarungen im Vergleich Deutschland – USA. Berlin.
- Müller-Jentsch, W.(2007): Strukturwandel der industriellen Beziehungen: „Industrial Citizenship“ zwischen Markt und Regulierung, Wiesbaden.
- Schmalz, S./ Dörre, K. (Hg.) (2013): Comeback der Gewerkschaften?: Machtressourcen, innovative Praktiken, internationale Perspektiven. Frankfurt a. M.
- Schmalz, S./ Hinz, S./ Woschnack, D./ Schwetje, D./ Paul, B. (2013): IG Metall mit Rückenwind: Zum wachsenden Engagement der Beschäftigten. In: Schmalz, S./Dörre, K. (Hg.): 255–272.

- Schmalz, S./Dörre, K. (2014): Der Machtressourcenansatz: Ein Instrument zur Analyse gewerkschaftlichen Handlungsvermögens, in: *Industrielle Beziehungen*, 21 Jg., H. 3, 217-237.
- Schulten, T./ Müller, T. (2013): Ein neuer europäischer Interventionismus? Die Auswirkungen des neuen Systems der europäischen Economic Governance auf Löhne und Tarifpolitik, In: *Wirtschaft & Gesellschaft* 39: 291-321.
- Schwarz-Kocher, M. (2014): Wettbewerbskorporatismus oder neue Machtressource? Gewerkschaftliche Betriebspolitik im Spannungsfeld der Korporatismuskritik. In: *Sozialer Fortschritt*, 63: 13-12.
- Silver, B. J. (2005): *Forces of Labor: Arbeiterbewegungen und Globalisierung seit 1870*. Berlin.
- Streeck, Wolfgang (2011): *The Crises of Democratic Capitalism*. In: *New Left Review* 62 (5), S. 5–29.
- Tullius, K./ Wolf, H. (2012): Legitimationsprobleme im System industrieller Beziehungen: Krise oder Revitalisierung des sozialpartnerschaftlichen Geistes?, In: *Industrielle Beziehungen* 19: 367-386.
- Urban, H.-J. (2013): *Der Tiger und seine Dompteure: Wohlfahrtsstaat und Gewerkschaften im Gegenwartskapitalismus*. Hamburg.
- Wetzel, D. (2013): Für eine neue gewerkschaftliche Agenda. In: Ders. (Hg.): *Organizing: Die Veränderung der gewerkschaftlichen Praxis durch das Prinzip Beteiligung*. Hamburg: 13-29.
- Wright, E. O. (2000): Working-Class Power, Capitalist-Class Interests and Class Compromise. In: *The American Journal of Sociology*, 105: 957–1002.

<b>express</b>		ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT
Niddastr. 64, 60329 FRANKFURT Tel. (069) 67 99 84 <b>express-afp@online.de</b> www.express-afp.info	<b>Ausgabe 10/14 u.a.:</b> Anton Kobel: »Karstadt, Tengelmann, Amazon & Co. - Im- und Expressionen aus dem Einzelhandel«   »Verkehrte Verhältnisse« - Interview mit Kirsten Hückenbeck über die Arbeit der Anlaufstelle MigrAr   »Fremdschämen am Einheiztag« - Protest gegen den polizeilichen Rauswurf von Flüchtlingen beim DGB Berlin-Brandenburg   Errol Babacan und Murat Çakır: »Waffen für Demokratie?« - Über die internationale Solidarität mit dem kurdischen Rojava   Pit Wuhrer: »Jetzt hungern die Leute wieder - wie damals« - über 30 Jahre Bergarbeiterstreik in Großbritannien	○ Ich möchte den express kennenlernen und bestelle die nächsten 4 aktuellen Ausgaben zum Preis von 10 € (gg. Vkl.)

*Frank Deppe*

## **Die Linke in der großen Transformation**

### **I.**

Die Geschichte der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft – und in ihr die der Klassenkämpfe und der Arbeiterbewegung – verläuft keineswegs linear. Der Fortschrittsoptimismus eines Karl Kautsky, der (am Ende des 19. Jahrhunderts) den Historischen Materialismus in die Lehre vom gesetzmäßigen Aufsteigen der Menschheit von der Urgesellschaft bis zum Sozialismus/Kommunismus verwandelte, wurde immer wieder durch reale historische Erfahrungen, nicht nur durch Niederlagen, infrage gestellt. Es gibt im Kapitalismus „lange Wellen“ der Konjunktur und des Wachstum; längerfristige Perioden eines beschleunigten Wachstums lösen sich mit Stagnationsperioden ab. Dabei verändern sich auch die Intensität der Klassenauseinandersetzungen, das Kräfteverhältnis zwischen den Klassen, die Beziehung zwischen Ökonomie und Politik/Staat, das Verhältnis von Nationalstaatlichkeit und Internationalisierung. In diesem Zusammenhang lassen sich Kampfzyklen der Arbeiterbewegung und von sozialen Bewegungen rekonstruieren: Auf Perioden heftiger Bewegungen und Kämpfe folgen oft längere Perioden der relativen Ruhe, in denen Niederlagen verarbeitet werden und die sozialen und politischen Kräfte der Linken sich neu organisieren. Allerdings formieren sich auf der Basis der Widersprüche und Krisen, die der Kapitalismus ökonomisch, politisch, kulturell reproduziert, auch immer wieder neue Kampfzyklen mit neuen Allianzen der subalternen Klassenkräfte.

Schon im späten 19. Jahrhundert wurde erkannt, dass es in diesen Prozessen auch regionale Verschiebungen der Zentren des Klassenkampfes gibt: War bis 1871 („Kommune“) Frankreich – genauer: Paris – das Zentrum politischer Revolutionen, auf das die ganze Welt schaute, verschob sich bis zum Ende des Jahrhunderts das Zentrum der sozialistischen Arbeiterbewegung der II. Internationale zum Deutschen Reich mit seinen starken sozialdemokratischen Massenorganisationen, die nicht nur das Sozialistengesetz siegreich überstanden hatten, sondern auch in Theoriefragen („Neue Zeit“) als legitime Erbin des Marx'schen Werkes anerkannt wurden. Bis zum Ende des ersten Weltkrieges hatte sich das Zentrum – in der Folge der Oktoberrevolution und der Gründung der Kommunistischen Internationale – nach Osten verschoben. Im Verlaufe des 20. Jahrhunderts schließlich – vor allem nach 1945 in der Periode des Kalten Krieges und der Systemauseinandersetzung – konzentrierten sich revolutionäre Bewegungen – allen voran die chinesische Revolution, die 1949 siegte – an der kolonialen und semikolonialen Peripherie des kapitalistischen Weltsystems. Das heißt, „daß die jetzige Gesellschaft kein fester Kristall, sondern ein umwandlungsfähiger und beständig im Prozeß der Umwand-



lung begriffener Organismus“ ist – so Karl Marx im Vorwort zur ersten Auflage des „Kapital“.<sup>1</sup>

Schon früh waren marxistische Theoretiker z. B. mit der Frage konfrontiert, warum gerade in denjenigen Ländern, in denen die kapitalistische Produktionsweise das höchste Entwicklungsniveau erreicht hatte (also: zuerst England, dann die USA), die revolutionären Kräfte in der Arbeiterklasse relativ schwach blieben. Kapitalakkumulation – als historischer Prozess – bedeutet die beständige Transformation der Arbeiterklasse und der Formen des Konfliktes zwischen Kapital und Arbeit, auch als Reaktion auf die Kämpfe der Arbeiter. In den Klassenkämpfen seit dem 19. Jahrhundert spielen in den verschiedenen Entwicklungsperioden nicht nur verschiedene Fraktionen der Arbeiterklasse (z.B. Textilarbeiter, Eisenbahner, Metallarbeiter, Automobilarbeiter) eine führende Rolle; auch die lokalen und regionalen Zentren der Kämpfe verändern sich – im internationalen Maßstab.<sup>2</sup> Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts hat der Kapitalexport in die sich neu industrialisierenden Länder Ostasiens – auch in die Volksrepublik China<sup>3</sup> – oder nach Brasilien, wo frühkapitalistische Ausbeutungsmethoden praktiziert werden, ein Ansteigen der Klassenauseinandersetzungen, oft um elementare Fragen (wie das Recht auf Gewerkschaftsgründungen, Arbeitsschutz, Mindestlöhne, Anerkennung von betrieblichen Interessenvertretungen usw.) hervorgerufen.

## II.

Seit Mitte der 1970er Jahre setzte – natürlich ungleichmäßig in den verschiedenen Regionen und Ländern – der Siegeszug des Neoliberalismus (als Kriegserklärung an die politische und gewerkschaftliche Linke) ein und erreichte in den 90er Jahren – nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und ihres Lagers – seinen Höhepunkt. Fukuyama feierte das „Ende der Geschichte“, d.h. den totalen Sieg des „Westens“, von Kapitalismus und repräsentativer Demokratie nach US-Vorbild. Zunächst schien diese Politik, die eindeutig auf die Stärkung der Klassenmacht der Bourgeoisie ausgerichtet war, eine Reaktion auf die Welle der Klassenkämpfe in den Zentren des Kapitalismus und die Siege antiimperialistischer Bewegungen an der Peripherie zwischen 1965 und 1975 zu sein. Die Große Transformation beschränkte sich jedoch keineswegs auf Politik und Ideologie, sondern war nur der Ausdruck tiefgreifender Veränderungen: in der Entwicklung der Produktivkräfte („digitale Revolution“), in den ökonomischen Strukturen (Dominanz des Finanzkapitals, neue Stufe der Internationalisierung), in der Sozial- und Klassenstruktur (Schwächung des industriellen Kerns der Arbeiterklasse), in der Durchkapitalisierung des Informations- und Kommunikati-

<sup>1</sup> Karl Marx, Das Kapital, Bd. 1, in: MEW 23, S. 16.

<sup>2</sup> Vgl. die Studie von Beverly J. Silver, Forces of Labor. Workers' Movements and Globalization Since 1870, Cambridge 2003 (dt. Ausgabe unter dem Titel: Forces of Labor. Arbeiterbewegungen und Globalisierung seit 1870, Berlin-Hamburg 2005).

<sup>3</sup> Vgl. u.a. Georg Egger u.a., Arbeitskämpfe in China, Berichte von der Werkbank der Welt, Wien 2013.

onswesens und der Kultur und der Wissenschaft. Die Theoretiker der sog. „Regulationsschule“ hatten schon früh von einem Formationswechsel gesprochen, ohne schon den Charakter der neuen Formation („Postfordismus“) genauer bestimmen zu können. In der Folge wurde insbesondere der Zusammenhang zwischen zivilgesellschaftlicher Klassenmacht und Klassenpolitik aufgesprengt. Die Linke und die Arbeiterklasse erlitten nicht nur politische Niederlagen; ihre Klassenmacht im System der Produktion und in der Gesellschaft – aber auch in der internationalen Politik – wurde zerstört. Das sozialistische Staatensystem löste sich auf; kommunistische Massenparteien im Westen (wie PCI und PCF) verschwanden von der Bildfläche oder wurden marginalisiert; betriebliche Bastionen des Klassenkampfes – vor allem in der Automobilindustrie (Fiat, Renault, Ford Dagenham u.a.) – wurden „geschliffen“, militante Gewerkschaften gerieten in eine tiefe Krise. Die sozialdemokratischen Parteien passten sich mit „New Labour“ an die Hegemonie des Neoliberalismus und Finanzmarktkapitalismus an. Die Entwicklungen seit Mitte der 70er Jahre sind aus der Perspektive einer Klassengeschichte ein wirklicher „Erdrutsch“, wie es Eric Hobsbawm schon Anfang der 90er Jahre in seinem großen „Zeitalter der Extreme“ auf den Begriff brachte.<sup>4</sup>

Mit dem Übergang ins neue Jahrhundert wurde klar, dass die neoliberale „Gegenrevolution“ (wie sie sich selbst gerne bezeichnete) auf die Revision jenes Klassenkompromisses zielte, der das „Golden Age“ des Nachkriegskapitalismus (1945 – 1975) bestimmt hatte: das Modell eines sozialstaatlich regulierten Kapitalismus, der mit den Methoden keynesianischer Politik – aber auch aufgrund der starken Position einer überwiegend sozialdemokratisch orientierten Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung – nicht nur für Vollbeschäftigung und soziale Sicherungen, sondern auch für steigende Realeinkommen der Lohnabhängigen sorgte. Die Beseitigung der Systemkonkurrenz mit den staatssozialistischen Systemen (in Deutschland mit der DDR) war – neben den veränderten Verwertungsbedingungen des Kapitals, die sich in den 70er Jahren abzeichneten – Voraussetzung für die Aufkündigung dieses Kompromisses. Kritische Wirtschafts- und Gesellschaftshistoriker hatten bald begriffen, dass diese Zäsur in den Kräfteverhältnissen zwischen Kapital und Arbeit und die damit verbundene Freisetzung der Marktkräfte, die in den 70er Jahren einsetzte, in der Geschichte des Kapitalismus seit dem frühen 20. Jahrhundert ganz außergewöhnlich war. Deshalb wurde mehr und mehr auf den von Polanyi verwendeten Begriff der „Großen Transformation“ zurückgegriffen.<sup>5</sup> Erst jüngst hat der Soziologe Wolfgang Streeck unter dem Titel „Gekaufte Zeit“ die Zerstörung des (wie er es nennt) „demokratischen Kapitalismus“ der Nachkriegszeit in drei Schritten rekonstruiert<sup>6</sup>. Seine Zeitdiagnose bleibt jedoch pessimistisch: der Kapitalismus löst

<sup>4</sup> Eric Hobsbawm, *Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts* (1994), München 1998, S. 503 ff.

<sup>5</sup> Vgl. Karl Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen* (1944), Frankfurt/Main 1978.

<sup>6</sup> Vgl. Wolfgang Streeck, *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*, Berlin 2013.

seine Krisen nicht, während die sozialen und politischen Gegenkräfte, die ihn dazu zwingen könnten, zu schwach sind.

### III.

Die parteipolitische Linke (links von der Sozialdemokratie) hat sich in Europa bislang von diesen verheerenden Rückschlägen nicht erholt.<sup>7</sup> Nur in Griechenland hat Syriza die Chance, demnächst eine Regierung zu führen; die Wahlergebnisse der Linken in Deutschland – bis hin zur möglichen Führung einer Landesregierung in Thüringen – sind im europäischen Vergleich ebenfalls singular. Die Gewerkschaften stehen in einigen Ländern in einem „Comeback“.<sup>8</sup> Die Zahl von Streiks und Generalstreiks, teilweise auch die Mitgliederzahlen, haben zugenommen. Gleichwohl ist die tiefe Krise der Gewerkschaften in den Zentren des Kapitalismus am Ende des 20. Jahrhunderts noch längst nicht überwunden.<sup>9</sup> Ihre Durchsetzungsmacht ist nach wie vor äußerst begrenzt. Große Teile der Gewerkschaftsbewegung, die die eher privilegierten „Stammebelegschaften“ im „Normalarbeitsverhältnis“ repräsentieren, suchen die sozialpartnerschaftliche Kooperation mit Kapital und Staat, um den bereits erreichten Standard abzusichern. Die hohe Arbeitslosigkeit in den Krisenstaaten der EU – vor allem unter Jugendlichen – hat gewerkschaftliche Positionen weiter geschwächt. In anderen Bereichen – vor allem im Dienstleistungssektor und im Bereich der prekären Arbeit – werden neue Formen eines „social-movement-unionism“ praktiziert, der neue Formen des Arbeitskampfes und der Solidarität mit dem Aufbau von Strukturen der Organisation und der Interessenvertretung verbindet. Innerhalb der Gewerkschaftsbünde entwickeln sich die verschiedenen Sektoren (Industrie – Dienstleistungen; Normalarbeitsverhältnisse – prekärer Sektor, industrielle Produktion – Care Sektor usw.) auseinander. Vertretung allgemeiner Klasseninteressen wird auf diese Weise unterminiert.

Die sozialen Bewegungen der 70er Jahre (Feminismus, Ökologiebewegung) haben mit der Übernahme von Teilen ihrer Forderungen durch regierende Parteien an außerparlamentarischer Kraft verloren; gleichzeitig hat seit den späten 90er Jahren die globalisierungskritische Bewegung (attac, Weltsozialforum u.a.) kapitalismuskritische Positionen vertreten („Die Welt ist keine Ware“), die auch in den neuen Demokratiebewegungen seit 2011 fortgeführt werden – vor allem in der europäischen und amerikanischen Bewegungen gegen das TTIP, das geplante Freihandelsabkommen der EU mit den USA.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Birgit Daiber u.a., *Von Revolution bis Koalition. Linke Parteien in Europa*, Berlin 2010.

<sup>8</sup> Vgl. dazu Hans-Jürgen Urban, *Zwischen Defensive und Revitalisierung. Über die Bedingungen gewerkschaftlicher Solidarität im Gegenwartskapitalismus*, in: *Sozialismus*, 11/2014, S. 35 - 41; Klaus Dörre und Stefan Schmalz, *Comeback der Gewerkschaften? Eine machtsociologische Forschungsperspektive*, in: dies. (Hrsg.), *Comeback der Gewerkschaften? Frankfurt/New York 2013*, S. 13 - 38

<sup>9</sup> Vgl. u.a. Andrew Martin/George Ross (Eds.), *The Brave New World of European Labor. European Trade Unions at the Millennium*, New York/Oxford 1999.

Dennoch: in den Zentren des „alten Kapitalismus“ (Nordamerika und Westeuropa) spielt die Linke – vor allem derjenige Zweig, der Arbeiterklasseninteressen in einer sozialistischen Perspektive der Überwindung des Kapitalismus vertritt – machtpolitisch nur eine marginale Rolle. Marxistische Intellektuelle sind über Zeitschriften, Verlage, internationale Konferenzen etc. nach wie vor kreativ und aktiv; dennoch ist ihr Einfluss auf das Wissenschaftssystem sowie auf das Bewusstsein der nachfolgenden Generationen seit den 70er Jahren deutlich zurückgegangen.

Gegen den herrschenden globalen Trend freilich hat sich seit den 90er Jahren in Lateinamerika eine Linkswende vollzogen, die sich gerade dort, wo das Ziel eines „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ verfolgt wird (vor allem in Venezuela, Ecuador und Bolivien), als relativ stabil erweist.<sup>10</sup> Innerhalb der Weltordnung hat sich mit dem Aufstieg Chinas zur ökonomischen und politischen Weltmacht eine Machtverschiebung ergeben, die von den alten Zentren als Herausforderung begriffen wird. Linke Regierungen in Lateinamerika werden durch die wirtschaftliche Kooperation mit China gegenüber den USA und Westeuropa gestärkt. Welche Rolle allerdings China für den Sozialismus des 21. Jahrhundert spielen wird, entscheidet sich letztlich in China selbst, wo die Widersprüche zwischen einem aus der Geschichte der KP (seit Mao) abgeleiteten politischen Herrschaftsanspruch der Partei und den Widersprüchen einer höchst dynamischen kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung (und der ihr eigenen sozialen Polarisierung) ausgetragen werden müssen.

#### IV.

Der Zyklus der neoliberalen Hegemonie hat seit der Jahrtausendwende seinen Höhepunkt überschritten. Mit der Entfaltung der inneren Widersprüche wird Hegemonie, die auf Konsens beruht, mehr und mehr durch Elemente des Zwangs ersetzt. In der Großen Krise nach 2008 haben die spekulativen Exzesse der Finanzmärkte und die blockierte Akkumulationsdynamik in der Realökonomie ineinander gegriffen. Offensichtlich sind die alten Zentren des Kapitalismus in eine Periode mit starken Stagnationstendenzen und erneuten konjunkturellen Einbrüchen übergegangen, während die Wachstumsimpulse der Weltwirtschaft nach wie vor von den Schwellenländern, insbesondere von China, ausgehen. Das Krisenmanagement in den Zentren, das auf die Rettung des Bankensektors sowie auf einen weiteren Abbau des Sozialstaates und von Machtpositionen der Arbeiter und der Gewerkschaften gerichtet ist, verstärkte die Spaltung zwischen Krisenländern, die immer mehr nach unten rutschen, großen Ländern (wie Frankreich und Italien), die nicht aus der Krise herauskommen, und einigen wenigen Ländern (wie Deutschland), die aufgrund ihres starken exportorientierten Industriesektors von ihrer Position auf dem US-amerikanischen und dem EU-Markt sowie von den Wachstumsimpulsen aus den Schwellenländern profitieren. Dazu verdichten sich Widersprüche, die auf

---

<sup>10</sup> Vgl. Dieter Boris, *Bolivars Erben. Linksregierungen in Lateinamerika*, Köln 2014.

globaler Ebene mit der Wachstumslogik des Industriekapitalismus sowie mit den Folgen der Finanzkrisen verbunden sind: die Störung natürlicher Kreisläufe wirkt als systematische Überbelastung (z. B. Klimakrise und ihre Folgen), die Massen der Flüchtlingsströme aus den Armutsregionen der Welt in die „reichen“ Metropolen, die Zunahme militärischer Gewalt in und zwischen Staaten.

Die Transformation von Hegemonie in Zwang – als Ausdruck dieser inneren Widerspruchsdynamik – realisiert sich vor allem in drei Dimensionen, in denen sich Strukturprozesse (in der Tiefe der Gesellschaft und der Wirtschaft) mit aktuellen politischen und sozialen Konflikten an der Oberfläche verbinden:

- Die zugespitzte *soziale Spaltung* in den Kapitalmetropolen und zwischen den armen und den „reichen“ Regionen der Weltgesellschaft erzeugt vielfältige Formen der strukturellen und der unmittelbaren Gewalt: in den E-landsbezirken der großen Städte, auf den informellen Arbeitsmärkten ebenso wie im Umgang mit den Flüchtlingen, die die Grenzen zu überwinden suchen. Das Ansteigen der Kriminalität, Drogenhandel und -konsum, die Gewalt, die von der Polizei in den Ghettos gegen Jugendliche ausgeübt wird, all das fördert Gewaltkulturen, in denen Machismus, Rassismus und religiöser Fundamentalismus (bis zur Todesbereitschaft in göttlicher Mission) aufblühen.
- Inzwischen wird die *Krise der Demokratie* (Post-Demokratie, Demokratie ohne Demos usw.) vielfach konstatiert und diskutiert.<sup>11</sup> Die Krise der repräsentativen Demokratie (z. B. Rückgang der Wahlbeteiligung, Ausschluss großer Teile der Subalternen aus der politischen Willensbildung, Verachtung gegenüber der politischen Klasse, negatives Ansehen der Regierenden usw.) wird ergänzt durch den Ausbau des Sicherheits- und Überwachungsstaates sowie durch autoritäre Formen der Durchsetzung der Austeritätspolitik in der EU. Diese Austeritätspolitik setzt demokratische Verfassungsrechte (z. B. die der Parlamente) außer Kraft, Sozialleistungen werden abgebaut, Rechte der Lohnabhängigen wie der Gewerkschaften suspendiert.
- In der *internationalen Politik* nehmen die Gewaltverhältnisse signifikant zu. Kriege des Westens – unter der Führung der USA und der NATO – gegen sog. „Störenfriede“ oder gegen fundamentalistischen Terrorismus (Irak, Afghanistan, Libyen, Syrien, jetzt wieder Irak/ISIS) dienen der Sicherung der westlichen Interessen (z. B. am Öl oder auch von geopolitischen Zielen). Die inneren Verhältnisse in diesen Ländern – Armut der breiten Volksmassen, Diktaturen – stärken fundamentalistische Oppositionsbewegungen ebenso wie terroristische Gruppen und Aktivitäten, die nicht nur ihre religiösen Feinde bekämpfen, sondern auch auf die Kriegsführung der USA und ihrer Verbündeten – sowie die damit verbundenen Gräuel – reagieren. Gleichzeitig spitzen sich geopolitische Interessenkon-

<sup>11</sup> Vgl. Frank Deppe, *Autoritärer Kapitalismus. Demokratie auf dem Prüfstand*, Hamburg 2013.

flikte zwischen neuen Großmachtkonstellationen zu: in Ostasien, wo die USA an der „Eindämmung“ Chinas (u.a. durch die Aufrüstung von Japan, Indien oder Vietnam) arbeiten oder in Ost und Südosteuropa, wo der „Westen“ zuerst die Zerschlagung Jugoslawiens militärisch unterstützt, danach die NATO und die EU nach Osten ausgeweitet und seit Ende 2013 den Ukraine-Konflikt angeheizt hat, um den Einfluss Russlands zurückzudrängen.

## V.

Aus diesen Konfliktkonstellationen erwachsen politische Auseinandersetzungen, in denen die Linke sich positionieren muss, um aus der Defensive herauszukommen. Auf der einen Seite vollzieht sich auf der Basis sozialer Spaltungen, von Demokratieabbau und wachsender Kriegsgefahr eine Wendung nach rechts, die sowohl von rechtspopulistischen (oder neofaschistischen) als auch von religiös fundamentalistischen Kräften getragen wird. Bei den herrschenden Eliten verstärkt sich die Bereitschaft, Sicherheitsinteressen – unter Einschluss der Anwendung militärischer Gewalt – höchste Priorität einzuräumen.<sup>12</sup> Das Modell eines „autoritären Kapitalismus“ gewinnt weltweit immer mehr Anhänger im Block an der Macht. Für die Linke steht die Auseinandersetzung mit solchen reaktionären Entwicklungstendenzen an erster Stelle. Im Nachgang zur großen Krise von 2008 haben sich in vielen Teilen der Welt soziale und politische Bewegungen entwickelt, die für Sturz von Diktaturen kämpften oder – in den alten Kapitalmetropolen – den Verfall der Demokratie und die mit der sozialen Ungleichheit verbundene Vernichtung von Lebenschancen (vor allem der jungen Generation) kritisieren. Diese neuen Formen „sozialer Unruhe“ sind gelegentlich nur von kurzer Dauer oder sie werden mit Gewalt unterdrückt. Sie inspirieren aber auch soziale Bewegungen, die weniger spektakulär agieren, sondern in der Zivilgesellschaft (z. B. bei Kämpfen um Wohnraum oder gegen die Privatisierung von Institutionen der öffentlichen Infrastruktur und Daseinsvorsorge) antikapitalistische und demokratische (autonome und selbstbestimmte) Politikformen praktizieren. Dass sie – an verschiedenen Orten – immer wieder aufbrechen und – trotz der unterschiedlichen Bedingungen in den verschiedenen Ländern – immer wieder zentrale Defizite des autoritären Kapitalismus und der Verselbständigung der Staatsmacht (in verschiedenen Formen) thematisieren, deutet darauf hin, dass sich diese Kämpfe gegen Klassenspaltung, Abbau der Demokratie und gegen Kriege mit der Verstärkung der Gewaltelemente kapitalistischer Herrschaft durchaus erweitern und vertiefen können. In solchen Prozessen eine – zur radikalen Kritik – weitertreibende, aufklärende Rolle zu spielen, ist in der gegenwärtigen Periode eine Hauptaufgabe der politischen, sozialen und kulturellen Linken. Dabei gibt es viele offene Fragen. Der Zusammenhang von Klasse und Partei – mit der Fixierung auf den Gegensatz von Kapital und Arbeit im

---

<sup>12</sup> Vgl. Frank Deppe, *Imperialer Realismus? Deutsche Außenpolitik: Führungsmacht in „neuer Verantwortung“*, Hamburg 2014.

zentralen Bereich der industriellen Produktion – hat sich zumindest in entwickelten kapitalistischen Systemen weitgehend aufgelöst. Die Debatte der Rolle der „Mittelklassen“, die sowohl durch die Krise des Finanzmarktkapitalismus durch sozialen Abstieg bedroht werden als auch – vor allem in den Schwellenländern – enorm ausgeweitet wurden, hat gerade erst begonnen.<sup>13</sup> Angesichts der zunehmenden Fragmentierung der Erfahrung von Herrschaft und Ungleichheit in den subalternen Klassen und Schichten der entwickelten kapitalistischen Gesellschaften des frühen 21. Jahrhunderts ist es eine zentrale strategische Aufgabe der Linken geworden, die Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Formen dieser Herrschaft – Klassenherrschaft und Ausbeutung in der Produktion und der Gesellschaft, patriarchalische Herrschaft und rassistische Diskriminierung – zusammenzuführen. Diese theoretische und praktische Arbeit sollte durch die kommenden 100 Ausgaben der *Zeitschrift Marxistische Erneuerung (Z)* befördert werden.

---

<sup>13</sup> Vgl. z. B. Göran Therborn: Class in the 21st Century, in: *New Left Review*, 78, November/December 2012; verschiedene Beiträge in *Z* 96 (Dezember 2013): Klassenanalyse und Intelligenz..

*Michael Brie*

## **Die „Produktivität“ des Kapitalismus und Optionen der Linken**

Wer heute die Frage nach dem Sozialismus stellt, muss sich zunächst unangenehm, aber immer wieder bestätigter Fakten bewusst sein: Die sowjetische Alternative ist vor 25 Jahren aufgegeben worden und China befindet sich in einer späten Phase der Transformation hin zu einem politisch gesteuerten Kapitalismus. Die kubanische Führung balanciert zwischen Staatssozialismus und Staatskapitalismus. Von einem Sozialismus des 21. Jahrhunderts venezolanischer Prägung mit Zukunftsperspektive kann nicht ernsthaft gesprochen werden – so schmerzhaft dies ist. Alle jene Sozialismen, die nicht in der Lage waren, die Produktivität und Erneuerungsfähigkeit des Kapitalismus zu bewahren – eingebettet in neue Systemzusammenhänge und mit neuen Zielen – sind unwiderruflich gescheitert. Ein Zurück zu einem naiven Antikapitalismus (siehe dazu die überzeugende Kritik von Haug 2007) ist heute nicht mehr nur fahrlässig, sondern ist ein politisches Vergehen wider besseres Wissen.

Bis heute gilt das Diktum von Marx und Engels aus dem „Manifest der Kommunistischen Partei“: Die Bourgeoisie „zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehn wollen; sie zwingt sie, die sogenannte Zivilisation bei sich selbst einzuführen, d.h. Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem eigenen Bilde“ (Marx/Engels 1848, 466). Und Ursache ist immer noch die ungebrochene Fähigkeit zur ständigen Erneuerung und Steigerung der Produktivität. Es bleibt bisher dabei: „Die Marktgesellschaft hat mehr Einkommen, Wohlstand, Güter und Dienstleistungen hervorgebracht als jede andere gesellschaftliche Organisationsform“ (Fligstein 2011, 15). Nur jene politischen Kräfte können sich an der Macht halten, die diese Grundtatsache beherzigen. Weder kann dauerhaft Armut überwunden, noch können die Erwartungen der Mittelschichten befriedigt oder kann staatliche Souveränität verteidigt werden, wenn nicht die dafür notwendigen Ressourcen im System internationaler Konkurrenz erzeugt werden. Wie der Präsident-Bauer Uruguays, der ehemalige Untergrundkämpfer, José Mujica, in einem Interview sagte: „Der Kapitalismus besitzt eine gewaltige schöpferische Kraft, aber er muss mir nützen. Ich muss seinen Egoismus, sein Elend kennen und wissen, was er mit sich bringt, doch ich muss ihn leben lassen, ihn zwar anknurren und ein wenig die Machete benutzen, aber nicht töten, denn dann töte ich das Huhn, das goldene Eier legt“ (zitiert in Ohrlein 2014). Auch Lenins berühmtes Diktum über die Rolle der Arbeitsproduktivität im Systemwettbewerb kann bemüht werden (siehe Lenin 1919, 416).

Der Verweis auf die Kehrseiten kapitalistischer Produktivität und Erneuerungsfähigkeit ist zwingend erforderlich. Umweltzerstörung bis an den Rand einer Klimakatastrophe, moderne Sklaverei, Leibeigenschaft und Ausbeutung



der unbezahlten, mehrheitlich von Frauen/Migrantinnen geleisteten Reproduktionsarbeit (Federici 2012), imperiale Kriege, Ausplünderung ganzer Kontinente, extreme Armut gekoppelt mit genauso extremem Reichtum, digitale Kontrolle und offene Repression ... – die dunkle Seite des Kapitalismus hat sehr viele Gesichter. Doch die Kritik daran reicht ganz offenkundig nicht aus – auch in der jetzigen Zivilisationskrise nicht: Wir können bisher nur hoffen und darauf hinarbeiten, dass die „Entwicklung der Fähigkeiten der Gattung Mensch“ einmal zusammen fällt mit „der Entwicklung des einzelnen Individuums“ – so die kommunistische Vision von Marx. Noch aber befinden wir uns mitten im (kapitalistischen) gesellschaftlichen Tierreich, von dem Marx im gleichen Zusammenhang sagte, dass hier „die Vorteile der Gattung im Menschenreich wie im Tier- und Pflanzenreich sich stets durchsetzen auf Kosten der Vorteile von Individuen, weil diese Gattungsvorteile zusammenfallen mit den *Vorteilen besonderer Individuen* (oder auch ganzer Staaten und Regionen – M.B.), die zugleich die Kraft dieser Bevorzugten bilden“ (Marx 1974, 111). Ohne diese „Kraft“ ist jede Alternative verloren, bleibt Kritik am Kapitalismus – um noch einmal Marx zu bemühen – „erbaulich“. Man kann es auch so sagen: Wer nicht von den Stärken des Kapitalismus spricht, sollte vom Sozialismus schweigen. Solange keine „überlegenen“ Experimente gelingen, bleibt es beim Weiter-So und kommt es auch global – wie jetzt schon lokal und regional – zum Absturz in offene Barbarei.

Die „Produktivität“ des Kapitalismus ist umstritten und dies mit Recht, und Überlegenheit misst sich nicht einfach am Bruttosozialprodukt. Es geht weniger um die Masse der Güter als um Erneuerung, die neue Lebensperspektiven bietet, und um die erreichbare Lebensqualität. Es geht in den reichen Ländern um Politik unter den Bedingungen von Überfluss (Bischoff/Lieber 2013). Und diese Politik kann alternative Form annehmen. Ob die Bürgerinnen und Bürgern eines Staates die hohe Ungleichheit, verfestigte Armut und das exzessive Gefängnis-system wie in der USA hinnehmen oder durch starke Umverteilung und soziale sowie kulturelle Integration mehr Gleichheit als „Glück“ anstreben (Wilkinson/Pickett 2010), muss öffentlich ausgekämpft werden. Ob Mobilität vor allem durch privaten Autobesitz oder aber durch den Ausbau des öffentlichen Verkehrs (möglichst auch entgeltfrei) erzielt wird, ist eine zentrale Weichenstellung für oder gegen Nachhaltigkeit, soziale Inklusion und Demokratie. Dafür müssen aber nicht nur die Köpfe, sondern auch die Herzen und Sinne gewonnen werden. Es geht real um Weichenstellungen, die die Produktivität und Erneuerungsfähigkeit in eine grundsätzlich *andere* Richtung lenken und zugleich und zunehmend noch wichtiger (!) jene Bereiche ausbauen, in denen ganz andere Maßstäbe als die der Produktivität gelten – beim ökologischen Umbau der Naturverhältnisse (Brand/Wissen 2011), im Bereich von Sorge Fürsorge und Selbstsorge (Madörin 2006; Winker 2012), bei der Zeit für das demokratische Engagement und Muße (Haug 2009). Von der Produktivität muss zur Reproduktivität der Gesellschaften übergegangen werden – eine Revolution in der Tat.

Welche strategischen Optionen hat die Linke in dieser Stunde der Vollendung des produktivistischen globalen Kapitalismus und der durch ihn hervorgerufe-

nen vielgestaltigen Zivilisationskrise (siehe Demirović et al. 2011), die eine Reproduktionskrise ist? Dafür möchte ich vier Hinweise geben.

*Erstens* ist es zwingend erforderlich, sich der Pluralität möglicher Weichenstellungen bewusst zu sein. Ein neoliberal dominiertes Weiter-So mit starken autoritären Tendenzen, ein autoritärer Festungs-Kapitalismus, ein grüner Kapitalismus und ein sozial-libertärer Green New Deal unterscheiden sich wesentlich. Tendenzen offener Barbarei brechen sich Bahn (siehe u.a. Institut für Gesellschaftsanalyse 2011; Candeias 2012; Brie 2014). Die realen Ziele, die Mittel, die Bündnisse und die Handlungsformen müssen den je konkreten Optionen angepasst werden. Die Linke segelt gegen den Wind und muss deshalb die Kraft und Gegenkraft anderer sozialer, politischer und kultureller Kräfte in ihre strategischen Überlegungen aufnehmen. Alleine und gegen alle bleibt sie ohnmächtig. Sie muss nicht zuletzt die Widersprüche im herrschenden Block nutzen, um trotz ihrer Schwäche Hebelkraft zu entfalten (Kahrs 2014).

*Zweitens* ist strategisches Handeln aber an eine eigene Identität gebunden, an die Fähigkeit, das Verschiedenartige eines möglichen linken Mosaiks (Urban 2009, 2014) geistig wie praktisch zu verknüpfen. Dies geht nur durch glaubwürdige Erzählungen, die durch praktisches Handeln gedeckt sind. Dieter Klein und ich haben auf vier Elemente einer solchen Erzählung hingewiesen, die auch als vier „U“ (4U – vierfache Umkehr gegenwärtiger Trends) bezeichnet werden können: (1) Ausgangspunkt ist *Umverteilung*: Umkehr der Umverteilung von unten nach oben und von öffentlich hin zu privat, Ausbau des öffentlichen Reichtums und der Bedingungen sozialer Sicherheit, guter Arbeit und eines guten Lebens; (2) die erst dadurch mögliche tiefgreifende sozialökologische *Umgestaltung* der gesamten Produktions-, Reproduktions- und Lebensweise, von Produktion, Verkehr, Energie, Wohnen usw. usf.; (3) Demokratisierung der Demokratie, also *Umsteuern* im Bereich der Entscheidungsprozesse, um diese Umkehr zu erzwingen; und (4) *umfassende* Solidarität, aktivste Friedenspolitik, Durchsetzung der Gewaltfreiheit (Klein 2012; Brie 2012). Diese vier „U“ bedingen sich wechselseitig.

*Drittens* bedarf es praktischer und überzeugender Einstiegsprojekte. Sie können in Nischen der gegenwärtigen Gesellschaft oder in Symbiose mit ihr entstehen (Wright 2010, 273–365). Es geht dabei nicht einfach darum, das Was, sondern vor allem auch das Wie zu verändern, wie Lutz Brangsch mit Verweis auf Rosa Luxemburgs Verständnis von revolutionärer Realpolitik vermerkt (Brangsch 2014). Ziel muss es sein, dass die Bürgerinnen und Bürgern dabei sich selbst ermächtigen, Prozesse in die eigene Hand nehmen, neue Eigentums- und Machtverhältnisse entstehen, neue Produktions- und Lebensweisen, eine neue Kultur und Subjektivität (Sennett 2007). Dem zerstörerischen Wirken heutiger Oligarchien und von ihnen zementierter Herrschaftsverhältnisse gegenüber sind alternative Handlungsmöglichkeiten abzurufen (Dellheim 2012). Die Energiewende ist einer der Ansatzpunkte, auch das Wirken für einen entgeltfreien Öffentlichen Personennahverkehr, von Fairtrade, wenn dadurch Genossenschaften und lokale Selbstversorgung gestärkt werden. Die

Regierungsbeteiligungen der Partei DIE LINKE haben es bisher nicht vermocht, auf diesem Gebiet der Einstiegsprojekte nachhaltig und überzeugend zu wirken, auch wenn es einzelne Ansätze wie den öffentlich geförderten Beschäftigungssektor oder Reformen im Bildungssektor gab. Ohne den praktischen Beweis aber, dass es auch anders geht, wird gar nichts gehen.

*Viertens* wird die Linke nur dann eine Chance haben, wenn es ihr gelingt, ein solidarisches Mitte-Unten-Bündnis zu entwickeln. Der von oben bewusst geförderte Ausschluss und der von unten auch hingenommene Selbstausschluss wesentlicher Gruppen aus der repräsentativen Demokratie sind dramatisch. Die repräsentative Demokratie ist nicht mehr repräsentativ. Während in den Vierteln der Gutbetuchten, der oberen Mittelschichten in Berlin-Dahlem, Hamburg-Nienstedten oder im Münchener Westen die Beteiligung an den Bundestagswahlen 2013 bei 80 oder sogar knapp 90 Prozent lag, erreichte sie in den sog. Problemvierteln mit hohem Anteil von Arbeitslosen, Sozialhilfeempfängern und Personen mit niedrigem Schulabschluss nur 50 Prozent. Die Differenz beträgt bis zu 45 Prozent! Die Nichtwähler entstammen in ihrer großen Mehrheit nicht der Mitte der Gesellschaft. Hier setzen teilweise rechtspopulistische oder neofaschistische Kräfte an. Gelingt es nicht, linke populäre Politik für und mit jenen zu betreiben, die gerade so über die Runden kommen, die sozial und kulturell sich durchwursteln, die teilweise auch nicht zur sog. Mehrheitsgesellschaft gehören, dann gibt es keine Chance. Noch aber ist die Linke gegenüber der Frage eines Mitte-Unten-Bündnisses bis auf wenige Ausnahmen wie die von Syriza buchstäblich sprachlos.

Die Linke wird dem alten (falschen) Gegensatz von Reform und Revolution entsagen müssen. Es geht um doppelte Transformation (Klein 2013), die die Erwartungen, Nöte und Hoffnungen großer Teile der Bürgerinnen und Bürgern aufzugreifen vermag, im Gegebenen etwas anstößt, was zugleich die Macht- und Eigentumsverhältnisse, die Produktions- und Lebensweise in ihren Fundamenten verändert. Man könnte auch von einer praktischen Revolutionierung durch eine an die Wurzel gehende, also von einer radikalen Reformpolitik sprechen (Hirsch 2008). Ohne sozialistische Ziele würde sich die Linke verirren und ohne realistische Wege sind diese Ziele bedeutungslos.

## Literatur

- Bischoff, Joachim/Lieber, Christoph (2013). Große Krise des Kapitalismus, Landnahmen und Übergang zu einer Postwachstumsgesellschaft, in: Backhouse, Maria u.a. (Hrsg.): Die globale Einhegung – Krise, ursprüngliche Akkumulation und Landnahmen im Kapitalismus, Münster, 160–177
- Brand, Ulrich/Wissen, Markus (2011). Die Regulation der ökologischen Krise. Theorie und Empirie der Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Vol. 36(2), 12–34
- Brangsch, Lutz (2014). Transformationsprozesse und ihre Politisierung in Einstiegsprozessen, in: Brie, Michael (Hrsg.): Futuring. Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus, Münster, 368–391

- Brie, Michael (2012). Eine vierfache Umkehr, in: Neues Deutschland, 12.6.2012. 1
- Brie, Michael (2014). Linke Epochediskussion. Strategische Orientierung in schwierigen Zeiten (im Erscheinen), in: Was ist linke Außenpolitik, Hamburg
- Candeias, Mario (2012). Szenarien grüner Transformation, in: Brie, Michael/Candeias, Mario (Hrsg.): Transformation im Kapitalismus und darüber hinaus. Beiträge zur Ersten Transformationskonferenz des Instituts für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Paper der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin, 135–150
- Dellheim, Judith (2012). Auf der Suche nach Handlungsmöglichkeiten, in: Michael Brie und Mario Candeias (Hrsg.): Transformation im Kapitalismus und darüber hinaus. Beiträge zur Ersten Transformationskonferenz des Instituts für Gesellschaftsanalyse, 83–93
- Demirović, Alex/Dück, Julia/Becker, Florian/Bader, Pauline (Hrsg.) (2011). Vielfachkrise. Im finanzmarktdominierten Kapitalismus, Hamburg
- Federici, Silvia (2012). Caliban und die Hexen. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation, Wien
- Fligstein, Neil (2011). Die Architektur der Märkte, Wiesbaden
- Haug, Frigga (2009). Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke, Hamburg
- Haug, Wolfgang Fritz (2007). Zur Dialektik des Antikapitalismus, in: Das Argument 269, 11–34
- Hirsch, Joachim (2008). Über Reform und Revolution, abrufbar unter: [http://www.links-netz.de/K\\_texte/K\\_hirsch\\_reformismus.html](http://www.links-netz.de/K_texte/K_hirsch_reformismus.html)
- Institut für Gesellschaftsanalyse (2011). Organische Krise des Finanzmarkt-Kapitalismus: Szenarien, Konflikte, konkurrierende Projekte, abrufbar unter: [www.rosalux.de/fileadmin/rls\\_uploads/pdfs/rls\\_papers/Papers\\_Organische\\_Krise\\_web.pdf](http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/rls_papers/Papers_Organische_Krise_web.pdf)
- Kahrs, Horst (2014). Die Linken und »das stärkste Fernrohr«, abrufbar unter: <http://www.neues-deutschland.de/artikel/931823.die-linken-und-das-staerkste-fernrohr.html> (letzter Zugriff: 6.5.2014)
- Klein, Dieter (2013). Das Morgen tanzt im Heute. Transformation im Kapitalismus und über ihn hinaus, Hamburg
- Klein, Dieter (2012). Das Viereck – Nachdenken über eine zeitgemäße Erzählung der Linken. Über den möglichen Nutzen des Begriffs Erzählung für ein alternatives Gesellschaftsprojekt der Linken, in: Brie, Michael/Candeias, Mario (Hrsg.): Transformation im Kapitalismus und darüber hinaus. Beiträge zur Ersten Transformationskonferenz des Instituts für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Paper der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin, 119–134
- Lenin, Wladimir I. (1919). Die große Initiative, in: Werke. Bd. 29, Berlin: Dietz, 397–424
- Madörin, Mascha (2006). Plädoyer für eine eigenständige Theorie der Care-Ökonomie, in: Niechoj, Torsten/Tullney, Marco (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie, Marburg, 277–297
- Marx, Karl (1974). Theorien über den Mehrwert. Zweiter Teil, in: MEW, Bd. 26.2, Berlin
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1848). Manifest der Kommunistischen Partei, in: MEW, Bd. 4, Berlin, 459–493

- Oehrlein, Josef (2014). Präsident und Bauer Der Uruguayer José Mujica ist das ungewöhnlichste Staatsoberhaupt der Welt, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 26.1.2014, 7
- Sennett, Richard (2007). Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin
- Urban, Hans-Jürgen (2009). Die Mosaik-Linke. Vom Aufbruch der Gewerkschaften zur Erneuerung der Bewegung, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, (5), 71–77
- Urban, Hans-Jürgen (2014). Stillstand in Merkelland: Wo bleibt die Mosaik-Linke?, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, (7), 73–82
- Wilkinson, Richard G./Pickett, Kate (2010). Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind, Berlin
- Winker, Gabriele (2012). Care Revolution, in: ABC der Alternativen 2.0. Von Alltagskultur bis Zivilgesellschaft, Hamburg, 48–49
- Wright, Erik Olin (2010). Envisioning real utopias, London/New York

# DAS ARGUMENT

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE  
UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

## 309 Kritisch-literarische Praxis

I. SCHULZE: Nicht nur in eigener Sache  
D. MANOTTI: Schreiben, um zu verstehen  
W. SCHMIDT: *Die Ästhetik des Widerstands* als Suche nach einer kritischen literarischen Praxis heute  
R. COHEN: Gesicht und Maske. Volker Brauns *Arbeitsbuch 1990-2008*  
V. BRAUN: Werktage  
W. F. HAUG: »Vieles lügen die Dichter«. Ein Exkurs in die Archäologie von Literatur

K. H. GÖTZE: Über einige Versuche Brechts, die Lüge zu erkunden  
O. K. Werckmeister: Benjamin, sonst nichts. Zur Kunstwerk-Neuausgabe  
P. BODEN: Zur Geschichte der *Ästhetischen Grundbegriffe*  
N. SCHNEIDER: Anmerkungen zu Met-schers Philosophie der Kunst  
\*\*\*  
U. SCHRÖTER: Experte für »Alltag und Herrschaft in der DDR«?

Abo & Versand · versand-argument@t-online.de  
Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin  
Tel: 030-611-3983 · Fax: -4270

[www.inkrit.org/argument](http://www.inkrit.org/argument)

Redaktion DAS ARGUMENT · c/o S. Müller  
Alter Postweg 87 · 21075 Hamburg  
Tel: 040-5543 5506 · [argument@inkrit.org](mailto:argument@inkrit.org)

*Ekkehard Lieberam*

## **Gegenmacht entwickeln, Anpassungspolitik stoppen**

Anfang der neunziger Jahre nach dem Zusammenbruch des europäischen Realsozialismus sprach Eric Hobsbawm vom „globalen Nebel“, durch den sich „die Bürger des Fin des siècle einen Weg ... in das dritte Jahrtausend bahnten“. Mit „Gewissheit“ wüssten sie nur, „daß ein historisches Zeitalter zu Ende gegangen war.“<sup>1</sup> Heute blicken wir als Marxisten zurück auf eine seit dem Ende dieses „Zeitalters der Extreme“ unter uns geführte intensive Diskussion um Erscheinungen und Wesensmerkmale einer damals offenbar werdenden neuen Epoche. Das ist der Ausgangspunkt für eine Diskussion um eine taugliche Handlungsorientierung im Kampf für eine andere Welt und für eine sozialistische Gesellschaft unter neuen historischen Umständen.

Sowohl bei der Lageanalyse als auch hinsichtlich der Handlungsorientierung sind Unsicherheiten und Kontroversen unübersehbar. Im Ringen um das Erkennen der geschichtlichen Vorgänge ist das Streiten um tragfähige Positionen immer hilfreich. Nicht hilfreich ist das Beharren auf Konzepten wie dem des friedlichen Hineinwachsens in den Sozialismus, die sich schon in der Vergangenheit als untauglich erwiesen haben. Wertungen haben in Übergangszeiten unvermeidlich den Charakter von Hypothesen. Vergangene Gewissheiten kann man nicht einfach fortschreiben. Aber es wäre verhängnisvoll, die Erkenntnisse des vorangegangenen Zeitalters zu entsorgen. Bei allem Neuen haben wir es mit einer Epoche zu tun, in deren Mittelpunkt die kapitalistische Produktionsweise steht, deren Entwicklung und der Kampf um ihre Überwindung.

Ihr Niedergang geht einher mit der Entfesselung der Produktivkräfte wie auch mit einer Intensivierung der Destruktivkräfte. Dies geschieht gegenüber dem vergangenen Zeitalter unter veränderten sozialen und politischen Bedingungen. Ein Scheitern im Kampf für eine durchaus erkennbare positive Zukunft ist möglich. Die tiefe Krise des subjektiven Faktors legt nahe, dass dies eine ernste Gefahr ist. Aber „die Alternative zu einer umgewandelten Gesellschaft ... ist Finsternis.“<sup>2</sup>

### **Kapitalismus in einer finalen Krise?**

Vieles deutet darauf hin, dass der Beginn einer neuen globalen Epoche schon mit der Weltwirtschaftskrise 1973/1974 angesetzt werden muss. Ein prosperierendes Modell der Kapitalakkumulation, der „Fordismus“, verlor an Schwung und geriet in eine anhaltende Krise. Der Zusammenbruch des europäischen Realsozialismus 1989 bis 1991 sowie Wandlungen der Klassenmachtverhältnisse und der internationalen Beziehungen sind aus dieser Sicht

---

<sup>1</sup> Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme*, München/Wien 1997, S. 688.

<sup>2</sup> Ebenda, S. 720.

Begleiterscheinungen wichtiger Veränderungen in der kapitalistischen Produktionsweise selbst.

*Erstens* kam es zu Beginn der siebziger Jahre zu einem deutlichen Rückgang der Durchschnittsprofitrate in der gewerblichen Wirtschaft. Sie lag in Japan, den USA und Deutschland in den fünfziger Jahren zwischen 20 und 35 Prozent; in den achtziger Jahren zwischen zehn und 20 Prozent und in den Neunzigern zwischen 5 und 15 Prozent.<sup>3</sup>

*Zweitens* müssen wir heute von einer Zeit der „Großen Spekulation“ ohne absehbares Ende sprechen. Die Weltwirtschaftskrisen bis 1929 begannen mit einem Zusammenbruch der Spekulation und einer darauf folgenden Kreditkrise. Nunmehr kam es zu einer anhaltenden Spekulation und deren Ankoppelung von der Realwirtschaft. Die Gewinne aus Finanzgeschäften lagen von 1948 bis 1985 zwischen sieben und 18 Prozent. Im Jahre 2004 waren es 41 Prozent.<sup>4</sup>

*Drittens* können wir seit der Krise 1973/1974 ein „Durcheinander der Bewegung“ von Konjunktur und Krise<sup>5</sup> beobachten. Die Überproduktionskrisen verloren teilweise ihre Reinigungsfunktion. Die Staatspolitik setzt auf Rettung der großen Banken. Eine Erholung nach Konjunktüreinbrüchen findet kaum noch statt. Es kommt zu wirtschaftlichen Talfahrten. Das BIP stieg in der BRD in den siebziger Jahren noch um 2,9 Prozent, im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts um 0,9 Prozent.

*Viertens* gehört zur Gangart des heutigen Kapitalismus, dass er ohne fortwährende staatliche Schuldenmacherei nicht mehr existieren kann. Ausgeglichene Staatshaushalte gab es im Unterschied zur großen Krise von 1929 vor der Krise 2009 fast nirgendwo. Danach gingen die Staatsschulden steil nach oben, in den USA ab 2008 innerhalb von vier Jahren um 45 Prozent auf 16,4 Billionen Dollar, in der EU um 30 Prozent. Der Gestaltungsraum künftiger Konjunkturprogramme in akuten Krisenzeiten ist geringer geworden.

Es ist die Frage zu beantworten, was das innere Geheimnis dieser und weiterer Erscheinungen in den Bereichen des Sozialen und der Politik (Explosion der sozialen Ungleichheit, neoliberale Offensive des Kapitals) ist.

Vieles spricht dafür, dass mit der mikroelektronischen Revolution der materiellen Produktivkräfte jene „gewisse Stufe *ihrer* Entwicklung“ erreicht wurde, da die Produktionsverhältnisse aus „Entwicklungsformen ... in Fesseln derselben“ umschlagen.<sup>6</sup> Diese Stufe begann in den siebziger Jahren. Auch 40 Jahre danach sind wir offenbar immer noch an ihrem Anfang. Eine geradezu welthistorische Tragödie war, dass kurz nach deren Beginn der 1917 erfolgte große Ausbruch der Sowjetunion und acht weiterer Länder aus dem Kapitalismus sein Ende fand.

---

<sup>3</sup> Vgl. Schaubild von Thomas Konicz, Das Ende des „Goldenen Zeitalters“ des Kapitalismus, in: Ekkehard Lieberam, Kapitaloffensive in der Krise, Bergkamen 2010, S. 51.

<sup>4</sup> Vgl. Tabelle 16655 nach Simon Johnson, www.jahnke.net.

<sup>5</sup> Vgl. Jürgen Kuczynski, Was wird aus unserer Welt? Berlin 1997, S. 40.

<sup>6</sup> Karl Marx, Vorwort zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: MEW Band 13, Berlin 1972, S. 9.

Es war der 2012 verstorbene marxistische Philosoph und Krisentheoretiker Robert Kurz, der eine recht überzeugende Periodisierung der Geschichte des Kapitalismus vorlegte und dabei eine plausible Antwort auf die Frage nach der verborgenen Grundlage seiner heutigen Krisensituation gab. Danach ist nach der ersten und zweiten industriellen Revolution (Ersetzung des Handwerkszeugs durch Maschinenaggregate, rationelle Gestaltung des Raums zwischen Maschinenaggregat und Produzententätigkeit) und zwei Transformationsphasen (nach den Großen Depressionen von 1873 und 1929) nunmehr der Kapitalismus in eine „Degenerationskrise“ eingetreten. Die dritte industrielle Revolution sei dadurch gekennzeichnet, „menschliche Arbeitskraft im industriellen Produktionsprozess überhaupt überflüssig zu machen“.<sup>7</sup> Infolge dessen habe „das auf der Vernutzung lebendiger Arbeit gründende Werteverwertungssystem seine Fähigkeit zu einer selbsttragenden Ausdehnung eingebüßt.“<sup>8</sup> Eine Aufschwungphase nach einer neuen „Transformation“ werde es nicht geben.

## **Epoche der Unsicherheiten und der Vorherrschaft des Kapitals**

Die vermutlich das gesamte 21. Jahrhundert prägende Verfallskrise der kapitalistischen Produktionsweise ist schon jetzt durch Unsicherheit, Zivilisationsverfall und Bedrohungen unterschiedlicher Art gekennzeichnet. Sie geht einher mit der Zuspitzung der Klassengegensätze, mit erhöhter Kriegsgefahr und neuen Angriffen auf die Ökosphäre, überhaupt mit der Verschärfung des Widerspruchs zwischen den Interessen der großen Mehrheit der Bevölkerung und den Interessen der Konzerne und Banken. Sie hat das Potential für jähe Wendungen der globalen Situation, der Lage in den Nationalstaaten und Regionen. Szenarien eines „krachenden Kapitalismus“ deuten sich an. Nicht in Sicht ist ein Ende der in den letzten Jahrzehnten erfolgten Kontrolle der „Finanzindustrie“ über weite Teile der Wirtschaft. Unübersehbar ist die anhaltende Tendenz eines ungleichmäßigen Verlaufs der Krise in den verschiedenen Staaten und Staatengruppen.

In der bipolaren Welt des Kalten Krieges war der USA-Imperialismus einer der zwei Hauptakteure der Systemauseinandersetzung. Heute ist er das Zentrum der globalen Kapitalherrschaft in einer unipolaren Welt. Es deutet sich bereits jetzt an, dass diese Welt im 21. Jahrhundert wieder bipolare Züge annehmen wird, denn gegen die Sonderrolle der USA entwickelt sich erkennbar Widerstand. Die USA verfügen über fast 40 Prozent des Waffenarsenals der Welt. Sie beherrschen die NATO und haben die EU weitgehend unter ihrer Kontrolle. Die Politik der USA zielt erkennbar darauf ab, die Russische Föderation und die Volksrepublik China ihrer Hegemonie zu unterwerfen. Die Gegenwehr dieser und weiterer Staaten (wie Brasilien, Indien und Südafrika) ist unübersehbar und organisiert sich mittlerweile in unterschiedlichen wirtschaftlichen und politischen Bündnissen wie der Shanghaier Organisation für

<sup>7</sup> Robert Kurz, *Schwarzbuch des Kapitalismus*, Frankfurt am Main 1999, S. 617.

<sup>8</sup> Ernst Lohoff, Replik auf Lucas Zeise, *Marxistisches Forum*, Heft 66, April 2013, S. 31 f.



Zusammenarbeit (SOZ). Die weitere Entwicklung der internationalen Beziehungen wird maßgeblich von der politischen Stabilität und dem wirtschaftlichen Aufstieg der Volksrepublik China abhängen, deren weitere gesellschaftliche Entwicklung offen ist.

Das politisch markanteste Merkmal der Verfallskrise des Kapitalismus ist auch nach vierzig Jahren die anhaltende politische Schwäche der arbeitenden Klasse, sowohl international wie in fast allen kapitalistischen Ländern. Regional ist lediglich in Teilen Südamerikas ein Kampf um eine Veränderung der Machtverhältnisse und um eine sozialistische Gesellschaft in Gang gekommen. Stabile Herrschafts- und Hegemonialverhältnisse zu Gunsten des Kapitals<sup>9</sup> bestehen in den Bereichen der alten und neuen Medien, der Ideologie und der Politik. Sie werden gestützt durch eine verstärkte Segmentierung der arbeitenden Klasse, durch Individualisierung und politische Apathie und durch Strukturen des sozialstaatlichen Klassenkompromisses, wie er im 20. Jahrhundert erkämpft wurde. Im Alltagsbewusstsein gelten die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit oft als Sozialpartnerschaft und der Parlamentarismus als Zentralachse der Politik.

## **Strategische Hauptaufgabe: Schaffung von Gegenmacht**

Ausgangspunkt einer tragfähigen sozialistischen Handlungsorientierung ist eine illusionslose Sicht auf diesen Zustand der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse. Daraus folgt als wichtigste strategische Aufgabe, die bestehenden Klassenmachtverhältnisse zu verändern und geistig-kulturelle, gewerkschaftliche und politische Gegenmacht zu schaffen. Unvereinbar damit sind Transformationskonzepte eines evolutionären Übergangs ohne revolutionäre Klassenkämpfe und Umbrüche.

Was sind wichtige Eckpunkte einer solchen Strategie?

Strategisch geht es darum, dass die arbeitende Klasse sich im Kampf gegen die neoliberale Kapitaloffensive und gegen die hegemonialen Herrschaftsverhältnisse aus dem Schlepptau der Bourgeoisie befreit. Sie muss lernen, den „täglichen Kleinkrieg“ gegen das Kapital mit einer erneuerten Kapitalismuskritik zu verbinden.<sup>10</sup> Ihre Organisationen und Parteien müssen die Verteilungsfrage, die Demokratiefrage, die Friedensfrage und die ökologische Frage, aber auch zeitgemäß die Eigentumsfrage und die Machtfrage stellen. Notwendig ist ein tragfähiges Klassenprojekt des Kampfes für soziale und politische Verbesserungen und grundlegende gesellschaftliche Veränderungen.

Unser Problem in Deutschland ist keineswegs, dass ein solches Projekt fehlt. Es ist unter anderem im Erfurter Programm der LINKEN vom 11. November 2011 entwickelt worden. Das Problem liegt darin, dass es keine Massenmobi-

---

<sup>9</sup> Vgl. Frank Deppe, *Widerstand, soziale Bewegungen und Gewerkschaften im Kapitalismus der Gegenwart*, in: Z 61 (März 2005), S. 7-21.

<sup>10</sup> Vgl. Hans-Jürgen Urban, nach: D. Behruzi, *Keine Windstille*, in: *junge Welt* v. 6. 10. 2014, S. 3.

lisierung für dieses Projekt gibt und dass die Haupttendenz in der praktisch-politischen Arbeit der Partei dieses Programms dahin geht, auf Anpassung, auf Einordnung in den herrschenden Politikbetrieb zu setzen.

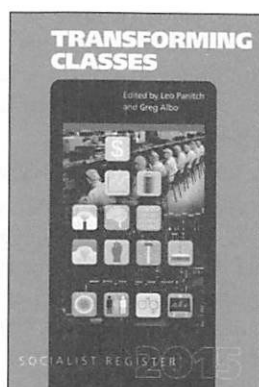
Damit steht mit neuer Deutlichkeit die Organisationsfrage. Eine den Aufgaben gemäße gewerkschaftliche und politische Organisiertheit der arbeitenden Klasse kann sich nur in den politischen Kämpfen herausbilden, sicherlich als Allianz unterschiedlicher Kräfte. Es geht dabei immer auch um das Sammeln und Vernetzen der Kräfte mit einer klaren Klassenorientierung, unabhängig in welchen Organisationen sie tätig sind. Ohne eine marxistische Partei mit Masseneinfluss wird der politische Kampf gegen die neoliberale Kapitaloffensive, gegen den intensiven Klassenkampf von oben auf Dauer nicht erfolgreich sein können.

Unumgänglich ist die Präzisierung von zwei Eckpunkten der strategischen Debatte. Zum einen geht es darum, die Überlegungen zu Übergangsprogrammen und Übergangsstrategien (so auf dem 3. und 4. Kongress der KI) zu aktualisieren. Zum anderen wird sich mit dem Fortschreiten der Verfallskrise der kapitalistischen Produktionsweise unweigerlich die Frage eines zukunftstauglichen, modernden Sozialismusmodells stellen: mit überzeugenden Konzepten für eine sozialistische Demokratie und ein funktionsfähiges ökonomisches System.



frank deppe  
**imperialer realismus?**  
 Deutsche Außenpolitik:  
 Führungsmacht in  
 »neuer Verantwortung«  
 eine flugschrift  
 144 Seiten | € 11.80  
 ISBN 978-3-89965-637-4

[www.vsa-verlag.de](http://www.vsa-verlag.de)



Leo Panitch/  
 Greg Albo (Hrsg.)  
**Transforming Classes**  
**Socialist Register 2015**  
 335 Seiten | € 24,80  
 ISBN 978-3-89965-988-7  
 Wie verändern sich die  
 Klassenbeziehungen welt-  
 weit?

Der Sozialismus  
 kommt



kritisch links

Analysen | Positionen  
 Berichte

monatlich gedruckt  
 Jahresabo € 70,-  
 (€ 50,- ermäßigt)

täglich im Netz  
[www.sozialismus.de](http://www.sozialismus.de)

## Transformation heißt: den Kapitalismus überwinden

1. Die Krise des Fordismus, d.h. der Massenproduktion auf der Grundlage im Inland steigender Masseneinkommen, war eine Krise der Profite und der ihnen entsprechenden Einkommen und Vermögen der Reichen. Von 1930 bis 1970 war der Anteil der obersten 10 Prozent am Gesamteinkommen in den USA kontinuierlich von 45 Prozent auf 33 Prozent gefallen. In Europa von 40 Prozent auf 30 Prozent. Bei den Vermögen ging der Anteil der obersten 10 Prozent im selben Zeitraum in den USA von 80 auf 64 Prozent zurück, in Europa von 82 auf 60 Prozent. Deshalb setzte das Kapital in den Siebziger Jahren den Übergang zum Neoliberalismus durch.

2. Die „Königsidee“ des Neoliberalismus bestand darin, dass man nicht mehr für einen nationalen Markt, sondern für den Weltmarkt produziere. Deshalb könne man die Entwicklung der Masseneinkommen in den Metropolen-Ländern vernachlässigen. Beschäftigteneinkommen waren nicht mehr unter dem Gesichtspunkt der Ausweitung der inländischen Nachfrage zu werten, sondern in erster Linie als Kostenfaktor, der unter den Bedingungen der globalen Konkurrenz möglichst gering zu halten war. Um einen Ausgleich für die wegbrechende Inlandsnachfrage zu schaffen, erhielten die Beschäftigten und Bedürftigen nun anstelle von Löhnen und Sozialleistungen Kredite (u.a. die berühmten „subprime credits“).

3. Dieses System der Kreditierung und Verschuldung von privaten Haushalten, Staaten und Unternehmen knickte ein, als sich die Zahlungsunfähigkeit von Privaten und Unternehmen vor allem der Finanzindustrie herausstellte. Nun hatten die Staaten als Kreditgeber der letzten Hand einzuspringen, die Billionen Euro bereitstellten, um Banken und andere Unternehmen herauszupauken. Der EZB-Chef Draghi erklärte medienwirksam, man werde „unbegrenzt“ Staatsanleihen von Euro-Ländern kaufen, die einen Hilfsantrag beim Rettungsfonds stellen. Auf die Krise des Fordismus war nun die Krise des Finanzmarkt-Kapitalismus gefolgt, die man aber nicht etwa durch eine Erhöhung der Massenkaufkraft und die Entwicklung massiver öffentlicher Investitionsprogramme überwinden wollte, sondern durch eine Intensivierung des Konzepts, das für die Krise verantwortlich war: durch noch höhere Verschuldung, durch die weitere Finanzialisierung der Wirtschaft.

4. Warum riskiert man diesen offensichtlichen wirtschaftspolitischen Irrsinn? Überall in der Welt gehen die Wachstumsraten zurück, vor allem in den „westlichen“ Metropolen, den USA, der EU und Japan. In Deutschland ist im August 2014 die Industrieproduktion um 4 Prozent geschrumpft, die Auftragsgänge sind um 5,7 Prozent zurückgegangen. Es fehlt für jeden sichtbar an kaufkräftiger Nachfrage der „Massen“ und am produktiven Einsatz der Arbeitskräfte, die in immer höheren Millionenzahlen „arbeitslos“ sind.

Doch das kapitalistische System beharrt weiter auf dem Neoliberalismus, weil die Bezieher von Unternehmens- und Vermögenseinkommen mit ihm nach

wie vor hervorragend fahren. Ihr Anteil am Volkseinkommen ist in Deutschland 2009 bis 2012 von 30,6 Prozent auf 33 Prozent gestiegen. Die Global 500, die 500 größten Unternehmen der Weltwirtschaft, haben von 2012 auf 2013 ein Profitplus von 27 Prozent verzeichnet. So ist die Lage: Wir haben eine Große Globale Krise, aber diese Krise hat die Hauptinstanzen der kapitalistischen Weltwirtschaft nicht erreicht. Die schauen höchst zufrieden auf das Anschwellen ihrer Profite und sagen: mehr von dieser Politik.

5. Die erste Schlussfolgerung: Es hat keinen Sinn, auf die Einsicht der Profiteure und Mächtigen dieses Systems zu warten. Dies gilt sowohl für die allgemeine neoliberale Profitwirtschaft wie auch für die Hoffnungen auf einen „grünen Kapitalismus“, der mit der Umweltkatastrophe zurecht kommen würde. Knapp ein Drittel des Gesamtumsatzes der Global 500 entfallen auf Unternehmen aus dem Bereich Öl/Auto/Luftfahrt. Im „schmutzigen Dutzend“, das die Liste anführt, beherrschen diese das Feld. Raum für eine Politik für Menschen und Natur wird nur in dem Maß geschaffen, in dem der überragende politische Einfluss der Transnationalen Konzerne (TNK) gestutzt wird, einschließlich der fossilistischen, die Umwelt verpestenden Unternehmen ebenso wie der Finanzunternehmen, die dieses System schmieren und gleichzeitig auspressen. Objektiv ist es ein Kampf, bei dem die große Mehrheit der Menschheit den TNK entgegensteht.

6. Es käme darauf an, aus dieser objektiven Mehrheit eine „subjektive“ zu machen, eine Allianz von Kräften, die in den TNK und ihrer wirtschaftlichen und politischen Macht die verheerenden Institutionen kapitalistischer Gier zu Lasten der Zukunft von Menschen und Natur erkennen. Die westlichen Metropolen USA und EU, wo die große Mehrzahl der TNK ihre „Homebase“ hat, dominieren immer noch die Weltwirtschaft. Sie erzielen über 46 Prozent der gesamten Weltwirtschaftsleistung, tätigen über 51 Prozent aller Direktinvestitionen. Doch ihre Dominanz bröckelt. Die fünf BRICS-Länder (Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika) haben ihren Anteil am Welt-BIP von 2000 bis 2013 von 8,6 Prozent auf 21,5 Prozent erhöht. Um sich gegen die aufkommende Konkurrenz weiter durchzusetzen, betreiben USA und EU das TTIP-Abkommen (Transatlantic Trade and Investment Partnership) wie die USA auf ihrer pazifischen Seite das TPP (Trans-Pacific-Partnership). Kämen sie zustande, würden die „westlichen“ Metropolen wieder über eine Homebase verfügen, die 61 Prozent des Welt-BIP erstellt. Schon allein deshalb ist der Kampf gegen die Abkommen wesentlich für die Auseinandersetzung um eine „andere Welt“, auch wenn man sich keine Illusionen über eine „antikapitalistische Qualität“ der BRICS-Konkurrenten machen sollte. Doch würden mit TTIP und TPP die TNK zu dominierenden Subjekten des Völkerrechts aufgewertet und etwaige demokratische Veränderungen würden, wenn sie Profite beeinträchtigen, schadenersatzpflichtig sein. Demokratischer Fortschritt soll unerschwinglich teuer werden.

7. Die neoliberale Globalisierung hat nicht nur zu neuen Block-Bildungen im internationalen Raum, sie hat auch in den Metropolen zur Herausbildung neuer Formationen geführt, die zum Teil die Klassenverhältnisse überlagern. Es sind

Globalisierungsgewinner und -verlierer entstanden, die aus entgegengesetzten Gründen nicht in den Kampf gegen die Kapitalmacht eingreifen. Zu den Globalisierungsgewinnern zählen sich gerade in Deutschland Angehörige der Stammbeliefschaften, die sich überwiegend positiv mit ihrem Unternehmen identifizieren. Die Krise verstärkt die Grunderfahrung der Beschäftigten, dass die Festanstellung und damit der eigene Status nicht unmittelbar gefährdet ist, „aber nur durch die überwiegend individuelle Bewältigung immer neuer Bewährungsproben dauerhaft zu gewährleisten ist“<sup>1</sup>. Diese ArbeitnehmerInnen suchen den Schulterschluss mit dem Unternehmen und grenzen sich nach unten ab.

Die offenkundigen Verlierer der Globalisierung, die neuen Unterschichten, die prekär Beschäftigten und die schon weitgehend von der Arbeitswelt Ausgeschlossenen haben am meisten Angst vor der Zukunft, bleiben aber dennoch weitgehend inaktiv, weil sie ihre Biografie des Scheiterns und der Misserfolge, das Nicht-Gelingen ihres Lebens sich selbst zuschreiben, auch hierin ein Opfer der neoliberalen Ideologie.<sup>2</sup>

Diese beiden Grundhaltungen sind wohl über die LohnarbeiterInnen hinaus festzustellen. Globalisierungsgewinner sehen sich genötigt, noch stärker den neoliberalen Imperativen zu folgen, die Verlierer suchen die Schuld vor allem bei sich selbst: Im Wettbewerb behaupten sich die Besten, zu denen wir eben nicht gehören.

8. Andererseits gibt es eine sogar wachsende Zahl von Bewegungen und Gruppen, die sich gegen die vom Kapitalismus ausgehenden Probleme wenden und auf eine Gesellschaftsveränderung drängen, sich aber im Ziel nicht einig sind.<sup>3</sup> Harvey nennt die NGOs; die autonome, basisorientierte Opposition; die organisierte Arbeiterbewegung und die politische Linke; die Vielzahl sozialer und ökologischer Bewegungen; und emanzipatorische Bewegungen zu Identitätsfragen (Frauen, Kinder, Schwule, rassische, ethnische und religiöse Minderheiten). Diese Strömungen liegen zum Teil erheblich auseinander, es gibt aber ein paar allgemeine Leitlinien, über die Einigkeit besteht oder relativ schnell hergestellt werden könnte. Harveys „ko-revolutionäre Theorie“, die dem Konzept der bei uns diskutierten Mosaik-Linken entspricht, hält sie so fest:

- der Respekt gegenüber der Natur;
- radikale Gleichheit in den gesellschaftlichen Beziehungen;
- institutionelle Arrangements, die auf einem gewissen Gespür für gemeinsame Interessen und auf Kollektiveigentum beruhen;
- demokratische Verwaltungserfahrungen (im Gegensatz zu den existierenden korrupten Betrügereien);

---

<sup>1</sup> Klaus Dörre/Anja Happ/Ingo Matuschek (Hrg.), *Das Gesellschaftsbild der LohnarbeiterInnen*, Hamburg 2013, S. 48.

<sup>2</sup> Conrad Schuhler, *Widerstand. Kapitalismus oder Demokratie*. ISW-Report Nr. 96, München 2014, S. 14.

<sup>3</sup> David Harvey, *Das Rätsel des Kapitals entschlüsseln*, Hamburg 2014, S. 209 ff.

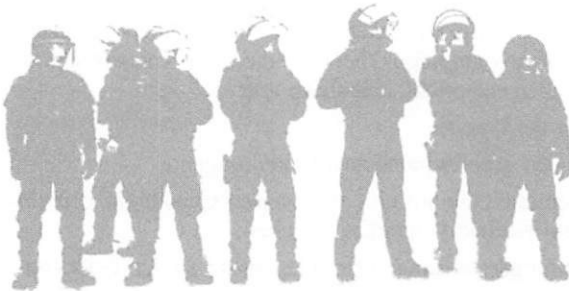
- von den unmittelbaren Produzenten organisierte Arbeitsprozesse;
- ein Alltagsleben als freiheitliche Erkundung neuer gesellschaftlicher Beziehungen und Lebensgestaltungen;
- geistige Vorstellungen, die sich auf die Selbstverwirklichung im Dienst am anderen konzentrieren,
- sowie technologische und organisatorische Erneuerungen, die dem Allgemeinwohl dienen, statt die militarisierte Macht, die Überwachung und die unternehmerische Gier zu unterstützen.

Die Aufgabe, die ansteht, ist, diese Strömungen, die um gesellschaftliche Veränderungen ringen, zusammenzuführen und zu einer in den Grundzügen einheitlichen antikapitalistischen Bewegung zu machen. Wir sind an einem Wendepunkt in der Geschichte des Kapitalismus angekommen. Jetzt muss es heißen: Der Kapitalismus selbst muss als vernünftiges Gesellschaftssystem in Frage gestellt, er muss überwunden werden. Das Privateigentum an Produktionsmitteln ist als die letzte Ursache der vielfältigen Probleme und Widersprüche herauszustellen, seine Überwindung ist die wesentliche Voraussetzung einer solidarischen, dem Menschen verpflichteten Gesellschaft.

# FORUMRECHT

**Ausgabe 3/14:**

**Beat it! - Opportunismus und Repression**



Ältere Ausgaben und call for papers:

[www.forum-recht-online.de](http://www.forum-recht-online.de)

[twitter.com/\\_ForumRecht](https://twitter.com/_ForumRecht)

## **Heilige Kühe**

Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie die Geschichte der Arbeiterbewegung und der politischen Akteure auf der Linken hierzulande, ausgehend vom Ende des 2. Weltkriegs und des deutschen faschistischen Staats, in Hinblick auf demokratische Prinzipien und Postulate seitdem verlaufen ist, so können wir durchaus zu einem positiven Urteil kommen. So konnte, um nur ein Beispiel zu nennen, Anfang der 1970er Jahre immerhin ein Sammelband mit dem Titel „BRD-DDR. Vergleich der Gesellschaftssysteme“ publiziert werden, ohne dass deswegen jemand vom Verfassungsschutz belästigt worden ist. Damals wurde noch häufig von „Spätkapitalismus“ gesprochen, ein Begriff, auf den man später freilich mehr und mehr verzichtete, um ihn durch andere Leerformeln, wie etwa Turbo-Kapitalismus, zu ersetzen. Dabei hat sich, nicht ohne Grund, bis heute die Auffassung durchgehalten und sogar über die traditionellen Organisationen und Zirkel der Linken hinaus ausgebreitet, dass die Gesellschaft der BRD eine ökonomische Basis besitzt, die irgendwie kapitalistisch ist, und dass es einer politischen Bewegung bedarf, um negative Effekte dieser Ökonomie zu verhindern bzw. diese ganz abzuschaffen. Das Denkmuster: einerseits eine kapitalistische Ökonomie und „ökonomische Bewegung der Arbeiterklasse“, andererseits („untrennbar“ damit verbunden) eine sozialistische Politik als „politische Betätigung“ dieser Klasse<sup>1</sup>, ist seit nunmehr eineinhalb Jahrhunderten (wie Marcello Musto in Z 99 uns gezeigt hat) Grundzug des Gesellschaftsbildes einer nach Macht strebenden Arbeiterbewegung.

Es ist zu bezweifeln, dass ein so einfaches Konzept hinreicht, eine Gesellschaft – welchen Typs auch immer – zu begreifen und ihre Umwälzung zuwege zu bringen. Es könnte sein, dass die in dieser Hinsicht politische Erfolglosigkeit der hiesigen Arbeiterbewegung – seit mehr als vierzig Jahren eine Erfolglosigkeit, die mit bürgerlich-demokratischen Entwicklungen durchaus einhergehen konnte – mit jenem einfachen Konzept und unzureichenden Verständnis der Wirklichkeit kapitalistischer Gesellschaft zu tun hat. Bloße Gegenüberstellungen von „Ökonomie“ und „Politik“, wie auch immer sie gefasst sein mögen, geben wenig her. Sie sind abstrakte Dichotomien. Auch wenn man eine enge Verflechtung beider Arten gesellschaftlicher Gewalttätigkeit betont, wird diese (trotz wegweisender Ansätze z. B. in der Theorie des Staatsmonopolistischen Kapitalismus) nicht wirklich begriffen, ganz zu schweigen von ihrem Zusammenspiel mit weiteren, insbesondere patriarchalen und ideokratischen gesellschaftlichen Gewalten und ihrer gemeinsamen Grundlegung durch die Interaktionen zwischen den Menschen und ihren Um- und Mitlebewelten überhaupt. Ist also das erste Essential einer sozialistischen

---

<sup>1</sup> Karl Marx/Friedrich Engels, Beschlüsse der Delegiertenkonferenz der Internationalen Arbeiterassoziation, abgehalten zu London vom 17. bis 23. September 1871, in: MEW 17, S.422.

Strategie der Überwindung kapitalistischer Verhältnisse ein Verzicht auf ein derart abstraktes Gesellschaftsbild?

Dafür scheint einiges zu sprechen. Das erwähnte traditionell-sozialistische Denkmuster, „Ökonomie vs. Politik“, präsentiert ja die Menschen letztlich als Personifikationen ökonomischer Kategorien und politischer Potenzen und nicht als Lebewesen in ihrer Umwelt, die allerdings in (letztlich selbst gemachten) Zwangsverbänden ihrer jeweiligen Gesellschaft interagieren. Um sich dieser zwangsgewaltlichen Zusammenhänge – der ökonomischen Ausbeutungen, patriarchalen Dienstbarkeiten, staatsgewaltlichen Unterwerfungen und ideokratischen Verblendungen – zu entledigen, bedarf es anderer gesellschaftlicher Veränderungen als derjenigen, die das Nachdenken über Kapitalelemente, Wertrelationen, Krisendynamiken und Krisenpolitiken ins Auge fasst. Voraussetzung und/oder erster Schritt des Nachdenkens über eine sozialistische Strategie ist unseres Erachtens eine Revision des Gesellschaftsbildes der Sozialist/inn/en und zwar im Sinne einer gesellschaftswissenschaftlichen Mensch-Umwelt-Theorie.

Eine solche Theorie der Gesellschaft muss eine Theorie der Interaktionen von Menschen und ihrer jeweiligen, natürlichen wie selbstgemachten Umwelt sein, deren Begrifflichkeit versucht, den inhaltsleeren Ausdruck „Mensch-Natur-Beziehungen“ zu überwinden (was, bitte, ist „Natur“?). Allerdings ist auch der Begriff „Umwelt“ mit Vorsicht zu behandeln. Seit ihn Naturwissenschaftler gebildet haben, gab es durchaus auch fragwürdige Begriffsbestimmungen wie: Umwelt zu begreifen als subjektiv, d. h. aus der Sicht der jeweiligen Tierart konstituierte Umgebung (Uexküll), oder als Bündel limitierender chemisch-physikalischer Faktoren mit Blick auf alle Organismen in einem bestimmten Gebiet (Odum). Demgegenüber steht der Ansatz, Umwelt zu begreifen als jeweilige belebte und unbelebte Umgebung von Menschen, deren Mitmenschen (wie sie selber) als zur selben Umwelt gehörend gelten<sup>2</sup>. Dieser Umweltbegriff kann einer gesellschaftswissenschaftlichen Mensch-Umwelt-Theorie zugrunde gelegt werden. Seine Besonderheit ist die Mutualität der flexiblen Interaktionen zwischen geselligen Menschen sowie zwischen solchen Individuen und den Gegebenheiten ihrer übrigen Um- und Mitlebewelt, welche positive wie negative Dargebote sein können. Dabei ermöglicht und fördert die körperliche Verfassung der menschlichen Lebewesen vielfältige lokomotorische und manipulatorische Interaktionen in Bezug auf ihr jeweiliges Habitat. Dazu gehören auch die Verfertigung und der Transport selbstgemachter Gegenstände, von Artefakten.

Dass die umweltlich-menschlichen Interaktionen in den verschiedenen Gesellschaften, die es seit der Frühzeit der Hominiden in Afrika gegeben hat, unterschiedlich geprägt waren, ist klar. Hier nur ein Beispiel einer solchen Ausprä-

---


<sup>2</sup> Vgl. James J. Gibson, *The Ecological Approach to Visual Perception*, 2. A. 1986 (dt. Ausg.: *Wahrnehmung und Umwelt: der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung*, München 1982).



gung, das für das Thema „Sozialistische Strategie“ interessant sein dürfte: die andauernde Massenerwerbslosigkeit in der kapitalistischen Wirtschaft hierzulande. Aufgrund der Ausstattung und der Dargebote, der Ausbildung und des Reichtums von Land und Leuten in dieser Gesellschaft sollte es eigentlich einfach zu machen sein, Werkstätten und Einrichtungen in genügender Zahl mithilfe von vollzeitbeschäftigten und angemessen bezahlten Erwerbstätigen in hierfür geeigneten Gebieten aufzubauen und zu betreiben, um nützliche ungiftige Dinge material- und energiesparend und abfallarm herzustellen und die Massenerwerbslosigkeit zu beenden. Dazu bedarf es der Erarbeitung und Verwirklichung eines Programms demokratischer Investitionslenkung im Sinne sozial und ökologisch orientierter Um- und Rückbauten der technischen Ressourcennutzung und der Fertigungs- und Transportanlagen mit entsprechenden Auflagen, das ausreichend finanziell ausgestattet ist. Statt solcher Art Überlegungen anzustellen wird das Denken mancher sozialistischen Fachleute von einem Wertfetischismus bürgerlicher Provenienz beherrscht: So wird etwa die ausgeleierte Forderung erhoben, das „Wirtschaftswachstum“ anzukurbeln, um dadurch „Beschäftigung“ zu schaffen. Gemeint ist ein Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP), des in Geld ausgedrückten angenommenen Werts der in einem Gebiet jährlich hervorgebrachten Waren-Gesamtheit. Wachstum des BIP, das durchaus mit Arbeitsplatzvernichtung einhergehen kann, heißt in der Regel auch Wachstum der Unternehmensgewinne (die dann Kapitalakkumulation in irgendeiner Form ermöglichen) bei vermehrter Nutzung von Ausrüstungen, Bauten und Infrastrukturanlagen. Durch zunehmenden Verbrauch materialer und energetischer Vorleistungen und durch den gewachsenen Warenausstoß führt das BIP-Wachstum zu noch höheren Verbräuchen, Belastungen und zumeist auch Zerstörungen umweltlicher Dargebote aller Art. Daher sollte, im Gegenteil, die Eindämmung kapitalintensiven Wirtschaftswachstums und ein Rückbau bzw. eine Umgestaltung der darauf ausgerichteten Produktions- und Infrastrukturanlagen, in Verbindung mit der Schaffung genügend guter Arbeitsplätze, eine sozialistische Zielvorstellung ersten Ranges sein. Dass sozialistische Denker da oft blind sind, hat zwei Gründe: 1. ist der Wertfetischismus nicht nur ein fester Bestandteil kapitalistischer Realität, Wert ist vielmehr auch eine verfestigte Fiktion in den Köpfen mancher sozialistischen Theoretiker; 2. wird der irreführende Begriff des BIP seit Ende des 2. Weltkriegs als „must be“ Element des SNA-Systems der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung in den kapitalistischen Ländern wissenschaft- und staatlicherseits propagiert. Ähnliches passiert auch auf anderen Gebieten: gefordert wird unter allgemeinem Gähnen eine weitergehende „Gleichstellung der Geschlechter“, anstelle einer Abschaffung der Ehe mit ihrer männlichen „Erzeuger“- und Familienvater-Fiktion; gefordert wird die Rückverwandlung einer „marktkonformen Fassadendemokratie in eine sozialstaatliche Bürgerdemokratie“ anstelle einer Überwindung der auf kriegerische Machtausdehnung und scheinheilige Bürgerüberwachung zielenden Staatsgewalt.

Fragt man, warum kritische Menschen ihre Kritik an der Gesellschaft oft dertart beschränken, fällt die Antwort leicht: die zu kritisierenden zwangsverband-

lichen Institutionen gibt es, mitsamt ihren Selbstrechtfertigungen, seit es „unserer“ Zivilisation gibt. Seit etwa 5000 Jahren gibt es ökonomische Ausbeutung, patriarchale Dienstbarkeit, staatliche Gewaltherrschaft und zu alledem die ideokratische Rechtfertigung zwangsverbandlicher gesellschaftlicher Interaktionsverhältnisse. In Indien sind die Heiligen Kühe Lebewesen; die Heiligen Kühe der westeurasischen Zivilisation sind dagegen gedanklich-begrifflicher Art, nämlich Fiktionen: das private wie staatliche „Eigentum“; der väterliche „Zeuger“; die staatliche „Hoheit“ und nicht zuletzt jenes „höhere Wesen, das wir alle verehren“ und das seit Newton auch von der neuzeitlichen Wissenschaft akkompagniert wird.



**analysen. fakten. argumente.**

*institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.*

22. isw-forum

IST WOHLSTAND OHNE WACHSTUM MÖGLICH?


Ulrich Brand  
Mensch und Natur verlangen die Wachstumsbremse

Franz Garnreiter  
Wirtschaft, die wir dringend bremsen müssen

Uwe Fritsch  
Wohlstand ohne Automobilproduktion?

Sabine Leidig  
Positionen und Akteure für eine sozial-ökologische Transformation

Herbstsemester 2014/15



REPORT NR. 98

Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.

Im Kapitalismus gelten nur Werte, die auf dem Markt in Geld verwandelt werden können. Deshalb stehen die Profitinteressen über denen der vernünftigen Reproduktion von Mensch und Natur. Wir müssen unsere Lebensweise ändern, wenn wir menschlich überleben wollen.

isw-report 98 dokumentiert die Redebeiträge des 22. isw-forums "Ist Wohlstand ohne Wachstum möglich?"

**Prof. Ulrich Brand** (Uni Wien): Mensch und Natur verlangen die Wachstumsbremse / **Franz Garnreiter** (isw): Wirtschaft, die wir dringend loswerden müssen / **Uwe Fritsch** (BR-Vorsitzender VW Braunschweig): Wohlstand ohne Automobilproduktion? / **Sabine Leidig** (MdB DIE LINKE.): Positionen und Akteure für eine sozial-ökologische Transformation

**isw-report 98** Sept. 2014 / 28 S. / 3,00 EUR + Versand

Alle lieferbaren isw-Publikationen:

[www.isw-muenchen.de](http://www.isw-muenchen.de)

isw – Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V., Johann-von-Werth-Straße 3  
80639 München. fon 089-130041, fax 168 94 15, isw\_muenchen@t-online.de

## Taktik der Revolution\* (1906)

Die Frage, wie sich die Sozialdemokratie gegenüber der Wahlaktion unserer Bourgeoisie zu verhalten hat, stellt überhaupt das Problem der Taktik des Proletariats in der gegenwärtigen Phase heraus. Verlauf und Ergebnis des revolutionären Kampfes hängen im hohen Maße davon ab, wieweit die Arbeiterklasse ihn bewusst führt, wieweit sie Wesen, Bedingungen und Ziele ihrer Taktik genau begreift. Besonders wichtig ist, dass die führenden Kampfreihen mit ganzem Bewusstsein den Unterschied erkennen, den es zwischen der Taktik des Proletariats in friedfertigen Zeiten und in revolutionären Zeiten gibt. Nur die Unwissenheit über diesen Unterschied kann bestimmte Ansichten erklären, wie sie in einigen Kreisen der Sozialdemokratie, zum Beispiel in Teilen unserer russischen Bruderpartei, vertreten werden, Ansichten wie die, dass es „nichtsozialdemokratische“ Taktik sei, wenn die bürgerlichen Parteien bei Vorbereitung und Durchführung der Wahlen zur Zarenduma gestört werden, dass das „Terror“ sei, den die Arbeitermassen nicht begriffen. Falls sich das wirklich so verhielte, wäre das lediglich der Nachweis, dass die Arbeitermassen noch nicht genügend verstehen würden, was Revolution bedeutet und welche Pflichten sie dem kämpfenden Proletariat auferlegt.<sup>1</sup>

Die Taktik der Sozialdemokratie ist ihrem Wesen und ihrem Inhalt nach immer revolutionär. Das folgt aus dem Endziel, aus dem Programm der Sozialdemo-

---

\* Czerwony Sztandar, Nr. 56, 23. März 1906, S. 1–3. Übersetzung aus dem Polnischen von Holger Politt. Fußnoten vom Übersetzer. Vorabdruck aus: Rosa Luxemburg, Arbeiterrevolution 1905/06. Polnische Texte. Herausgegeben und übersetzt von Holger Politt, Karl Dietz Verlag, Berlin 2015. Der Band enthält in einer Auswahl Texte, die von 1904 bis 1908 geschrieben wurden. Die meisten der Texte werden zum ersten Mal in Deutsch gedruckt, sehr viele Texte erscheinen überhaupt das erste Mal seit jenen Revolutionstagen. Da die Texte unmittelbar für die kämpfende Bewegung geschrieben wurden, sind sie zugleich eine beeindruckende Chronik der Revolution. Zugleich lässt sich anhand dieses Materials Rosa Luxemburgs Revolutionsverständnis detailliert rekonstruieren, insofern ist dieser Band eine unersetzliche Ergänzung zu den bisher im Deutschen erschienenen Arbeiten Rosa Luxemburgs aus dieser Zeit (siehe insbesondere Gesammelte Werke, Bd. 1/2, Bd. 2 und Bd. 6). Von besonderem Reiz ist, dass die hier veröffentlichten Texte durch das Thema und die inhaltlich-theoretische Substanz in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem deutsch geschriebenen Gefängnismanuskript zur russischen Revolution von 1918 stehen.

<sup>1</sup> Im Herbst 1905 versprach der Zar angesichts einer neu aufbrechenden und gewaltigen revolutionären Welle im ganzen Reich konstitutionelle Reformen, deren Kern die Wahlen zur Reichsduma waren, die schließlich im Frühjahr 1906 stattfanden. Die Arbeiterparteien boykottierten diese Wahlen entschieden, weil das Prinzip des allgemeinen Wahlrechts für jeden erwachsenen Staatsbürger größtenteils verletzt wurde. Zu Diskussionen kam es innerhalb der in zwei Flügel gespaltenen russischen sozialdemokratischen Partei SDAPR. Während die Menschewiki eine Teilnahme an den Wahlen unter Umständen für möglich erachteten, lehnten die Bolschewiki das entschieden ab. Auch die polnische sozialdemokratische Partei SDKPiL, in der Rosa Luxemburg eine herausragende Position innehatte, stand entschieden auf dem Standpunkt, dass die vollen politischen Freiheiten im revolutionären Kampf für den Sturz der Zarenherrschaft durchgesetzt werden müssten. Die Dumawahlen wurden folglich als hintertriebener Versuch abgelehnt, die revolutionäre Welle zu durchbrechen.

kratie selbst, das ihren Kampf auf jeder Stufe erleuchtet. Dieses Ziel aber ist die vollständige gesellschaftliche Umwälzung, die völlige Beseitigung des heutigen kapitalistischen Systems und die Einführung einer völlig neuen, der sozialistischen Ordnung auf dem Weg der Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse, also auf dem Weg der Diktatur des Proletariats. So gesehen ist die gewöhnliche Volksversammlung in Deutschland, auf der die Arbeiter beim Glas Bier ruhig dem neuen Referenten folgen und sich die Ziele und das Programm der Sozialdemokratie bewusst machen, eine um kein Haarbreit geringere revolutionäre Tat als der letzte bewaffnete Arbeiteraufstand in Moskau.<sup>2</sup> Die Taktik, also die alltägliche Kampfweise der Sozialdemokratie, ist ihrem Wesen nach immer revolutionär, soweit sie bewusst auf die Verwirklichung des Programms drängt und wenn das Programm der Sozialdemokratie selbst revolutionär ist.

Freilich sind ihre Formen, die Methoden des proletarischen Kampfes andere in friedfertigen Zeiten, andere in Zeiten der Revolution und müssen auch andere sein. Dieser natürliche Unterschied besteht nicht darin, dass – wie Bourgeoisie und Polizei meinen – während der Revolution „auf den Straßen geprügelt wird und Blut fließt“, während in friedfertigen Zeiten der Arbeiterkampf „zivilisierte Formen“ habe. Der Unterschied liegt viel tiefer.

In ruhigeren Zeiten und während des revolutionären Sturms ist der Klassenkampf des Proletariats das Wesen der sozialdemokratischen Taktik. Doch in ruhigen Zeiten findet dieser Kampf im Rahmen der politischen Herrschaft der Bourgeoisie statt. Das in jedem Land bestehende Recht bestimmt im gegebenen Augenblick die Grenzen und die Formen des Arbeiterkampfes. So muss sich zum Beispiel die Arbeiterklasse in Deutschland bei ihrer Agitation und beim politischen Kampf an die Vorschriften des bestehenden Wahlrechts, des bestehenden Versammlungs- und Presserechts halten, bei ihrem ökonomischen Kampf an das bestehende Koalitions-, also Vereinsrecht usw. Alle diese Rechte, Vorschriften, Beschränkungen zwingen dem Arbeiterkampf von vornherein bestimmte Formen auf; die Fesseln und Schranken sind das Werk der bürgerlichen Parlamente, sind Ergebnis der Gesetzgebung, in der die Bourgeoisie die Mehrheit besitzt, alle diese Rechte sind angepasst an die politische Herrschaft der Bourgeoisie. Und so nutzt die Sozialdemokratie in Deutschland nicht nur die bereits bestehenden politischen Rechte, sondern sie kämpft unermüdlich für die Ausweitung des Wahlrechts, des Vereinsrechts usw. zum Vorteil für das Proletariat, doch führt sie diesen Kampf gegen die politische Herrschaft der Bourgeoisie in den friedfertigen Zeiten nicht anders als auf der Grundlage und im Rahmen des bereits bestehenden Rechts.

Auf diese Weise schafft die „bürgerliche Legalität“, also das Recht zum Schutze der bürgerlichen Herrschaft, so eine Art eisernen Käfig, in dessen Inneren der Klassenkampf des Proletariats stattfinden muss. Deshalb sind in friedfertigen Zeiten das Sammeln von Erfahrung und die Organisierung des

---

<sup>2</sup> Am 7. (20.) Dezember 1906 brach in Moskau ein bewaffneter Straßenaufstand aus, der nach neun Tagen durch herangezogene Truppen blutig niedergeschlagen wurde.

Proletariats vorherrschendes Ergebnis dieses Kampfes, wohingegen es eher weniger positive Resultate in Form neuer Errungenschaften und politischer Rechte geben kann. Der deutschen Sozialdemokratie ist es beispielsweise bereits gelungen, unter ihrer Fahne mehr als drei Millionen aus der erwachsenen männlichen Bevölkerung zu versammeln, doch ist diese ganze Macht nicht imstande, die Schutzgesetzgebung oder das Vereinsrecht auch nur einen Schritt voranzubringen, weil Parlament und Regierung derzeit auch weiterhin ganz in den Händen der Bourgeoisie liegen. Im Zarenreich ist der „legale“ Käfig für den proletarischen Kampf in den Zeiten vor der Revolution die uneingeschränkte Herrschaft des Zaren-, „Rechts“, also der Peitsche gewesen.

In den revolutionären Zeiten zerplatzt dieser Käfig der „Rechtmäßigkeit“, der „Legalität“ wie ein Kessel, der unter zu viel Dampf stand, und der Klassenkampf entweicht nach außen, entblößt, durch nichts mehr gehemmt. Ökonomisch und sozial herrscht während der Revolution natürlich die Bourgeoisie, ganz wie zuvor, da in ihrem Besitz die Produktionsmittel liegen und auf die Produktion das gesamte soziale Leben ausgerichtet ist. Doch politisch und rechtlich wurde die Herrschaft der bisherigen Regierungsmacht, des Absolutismus aufgehoben, der Kampf des Proletariats kann sich nun in seiner ganzen Stärke zeigen. Revolution ist scheinbar, wenn gewaltige physische Kräfte der herrschenden Macht mit dem aufständischen Volk zusammenprallen. In Wirklichkeit ist die physische Stärke des revolutionären Proletariats selbst nur Resultat und Ausdruck seines politischen Bewusstseins, doch dieses Bewusstsein und die politische Macht treten in der Revolution unverzerrt, ungebunden auf, sind nicht durch die „Rechte“ der bürgerlichen Gesellschaft unschädlich gemacht. Die Klassenkraft des Proletariats gerät mit der Kraft der Herrschaft und der besitzenden Klassen aneinander, die Interessen des Proletariats mit den Interessen seiner Unterdrücker, sie geraten direkt und unmittelbar zusammen, ohne die hemmenden Sperren und Schranken der „Rechtmäßigkeit“. In der Revolution, in der die Klasseninteressen in der direkten Auseinandersetzung angepasst werden, formiert sich das, was Lassalle das Wesen der Verfassung nannte, also das faktische Verhältnis der Klassenkräfte.<sup>3</sup> Davon, welche Position das Proletariat heute, in der Zeit der Revolution tatsächlich auf allen Feldern erkämpfen kann, wird die künftig niedergeschriebene Konstitution, das künftige Recht abhängen, durch das Lage und Bedingung des Arbeiterkampfes vielleicht für Jahrzehnte bestimmt werden. Je mehr politische Kraft das Proletariat jetzt während des revolutionären Sturms zeigt und erobert, desto größer wird dessen Anteil bei den Rechten und desto günstiger wird die Lage unter der späteren, bereits ruhigen Herrschaft der Bourgeoisie nach der Revolution sein.

Deshalb sollte jetzt in der Zeit der Revolution dies die Richtlinie unserer Taktik sein: Die völlige faktische Herrschaft des Proletariats anstreben, eine Art politischer „Diktatur“ des Proletariats anstreben, freilich nicht, um den sozialistischen Umsturz herbeizuführen, sondern um erst einmal die Ziele der Revolution

---

<sup>3</sup> Siehe Ferdinand Lassalle, Über Verfassungswesen. Ein Vortrag, gehalten in einem Berliner Bürger-Bezirksverein 16. April 1862, in: Ders., Ausgewählte Reden und Schriften, hrsg. v. Hans Jürgen Friederici, Berlin 1991, S. 82–105.

zu verwirklichen. Auf dieses Ziel bewegt sich der ganze revolutionäre Kampf zu. In der einleitenden Phase der Revolution war die Einberufung der konstitutionellen Versammlung durch die Regierung die Losung der Arbeiter in Russland, heute glaubt kein bewusster Proletarier mehr an die Möglichkeit der Einberufung der Konstituante durch die verfallende Leiche des Absolutismus, nicht einmal wünschen würde er sich das noch; nur noch das revolutionäre Volk selbst kann durch den endgültigen Sieg und durch die Beseitigung der Überbleibsel des Regierungskadavers die Einberufung der Versammlung von Volksvertretern bewirken, kann für den gesamten Staat die Republik ausrufen mitsamt der Autonomie für Polen<sup>4</sup>, kann den achtstündigen Arbeitstag einführen.

Doch diese revolutionäre „Diktatur“, dieser Sieg des Proletariats wird nicht auf einmal, zu einer bestimmten Stunde kommen oder vom Himmel fallen. Er kann nur das letzte Ergebnis eines allmählichen, aber ständigen Vorrückens des Proletariats zur Herrschaft sein. Der erforderliche und alleinige Weg zu diesem Ziel ist die Verwirklichung des Willens und der Interessen des bewussten Proletariats, der auf Schritt und Tritt durchgekämpft werden muss, die Eroberung der Herrschaft des Proletariats auf jedem Feld, um jeden Preis.

Nehmen wir zwei Beispiele, die den Unterschied der Taktik in friedfertigen Zeiten und in revolutionären Zeiten verdeutlichen. Die Arbeiter in Deutschland führen einen ununterbrochenen und unermüdlichen Kampf für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und haben während dieses Kampfes und zu dessen Unterstützung gewaltige Gewerkschaftsorganisationen geschaffen, die heute bereits über eine Million Mitglieder umfassen. Doch in ihrem ökonomischen Kampf werden sie stark eingeschränkt durch das in Deutschland bestehende Koalitionsrecht, welches z. B. den Landarbeitern oder den Beschäftigten bei Eisenbahn und Post das Recht auf Organisation verweigert. Außerdem werden sogar bei den Industriearbeitern Gewerkschaftskampf und Gewerkschaftsorganisation erschwert – in den Staatsbetrieben durch die Regierung, in den Privatfabriken auf Schritt und Tritt durch Polizei und Gerichte, durch die mächtigen Kapitalkönige in anderen großen Unternehmen, am meisten aber durch die „Kartelle“, also die großen Verbände der Industriekapitalisten. Alle diese Kräfte arbeiten gemeinsam daran, dass der Fabrikant im Recht bleibt, wenn er in seiner Fabrik der „Herr im Hause“ ist. Die deutschen Arbeiter verteidigen sich ausschließlich durch das fleißige Ausnutzen des bereits bestehenden Vereinsrechts sowie durch Agitation auf den Versammlungen, durch Wahlen und im Parlament durch Ausweitung des Rechts.

Doch niemals versuchen sie, aus diesem Recht auszubrechen oder es zu übertreten, beispielsweise versuchen sie überhaupt nicht, mit Gewalt die durch das Recht untersagten Verbände für die Landarbeiter oder die Arbeiter in den Staatsbetrieben zu schaffen. Eine solche Taktik wäre heute in Deutschland unmöglich und zwecklos. Unmöglich, weil in friedfertigen Zeiten ausgeschlossen ist, künstlich jene Kampfenergie und Entschiedenheit in der Masse des Proleta-

---

<sup>4</sup> Zum Verständnis der polnischen Frage nach der Revolution siehe: Rosa Luxemburg, Nationalitätenfrage und Autonomie, hrsg. und übersetzt von Holger Polit, Berlin 2012.

riats anzufachen, die im Sturm das erobern könnte, was zu erreichen ist, wobei die möglichen Opfer und Gefahren des Kampfes noch gar nicht eingerechnet sind. Zwecklos, weil ohne den Druck der Kampffraktion des ganzen Proletariats, die eben nur die Revolution hervorbringt, die Versuche einzelner Abteilungen des Proletariats, aus den bestehenden Gesetzen des bürgerlichen Staats auszuweichen, höchstens für ganz kurze Zeit Wirkung erzielen können und kurze Zeit später mit Gewalt wieder beseitigt werden würden.

Eine völlig andere Taktik zwingt die revolutionäre Situation gegenwärtig den Arbeitern in Russland und Polen auf. Hier hängen die Macht der Gewerkschaftsorganisation des Proletariats und dessen Errungenschaften im Kampf mit dem Kapital nicht von formalen „Rechten“ ab, sondern alleine von den tatsächlichen Kräften und vom Bewusstsein der Arbeiterklasse. In seinem Kampf um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen kennt das Proletariat im Zarenreich in der jetzigen Phase keine anderen Grenzen als die des tatsächlichen Leistungsvermögens, und sollte sie auch nicht kennen. Die Arbeiter sollten in ihrem Gewerkschaftskampf möglichst danach streben, die Allgewalt des Kapitalisten in der Fabrik zu brechen und sich eine Position zu erobern, in der die Arbeiter die „Herren im Hause“ sind, zwar nicht in Hinsicht der ökonomischen Macht, da Kapitaleigentum und die Möglichkeit zur Ausbeutung in den Händen des Kapitalisten verbleiben, aber zumindest in Hinsicht der Festsetzung der Arbeitsbedingungen und der inneren Ordnung in der Fabrik. Die Erringung höchster Freiheit, die sich für die Lohnopfer der kapitalistischen Ausbeutung erreichen lässt, und der Einfluss der Arbeiterorganisation muss das richtunggebende Ziel im gegenwärtigen Gewerkschaftskampf sein, doch dafür ist ein möglichst starker Druck des Proletariats unter Einsatz aller Mittel notwendig, die Ausdruck des Bewusstseins und des Willen der proletarischen Masse sind.

So ist es auch auf dem Feld des politischen Kampfes. In friedfertigen Zeiten, so wie bislang etwa in Deutschland, ist das bewusste Proletariat, wenn es seinen Willen zum Ausdruck bringt und wenn es seine Interessen verteidigt, durch die bestehenden politischen und Rechtsverhältnisse eingeschränkt. Obwohl die Sozialdemokratie in Deutschland die stärkste Partei ist, haben die zusammengeschlossenen bürgerlichen Parteien im Parlament die Mehrheit und setzen ständig ein Recht durch, das darauf zielt, der Arbeiterklasse das Fell über die Ohren zu ziehen und sie zu unterwerfen. Die deutsche Sozialdemokratie kämpft bisher ausschließlich auf dem Wege der friedfertigen Agitation und der Organisation sowie der Wahlkämpfe, wobei sie dahin drängt, die Mehrheit der ganzen arbeitenden Bevölkerung für ihre Ziele zu gewinnen – sie kann in der gegenwärtigen Situation auch nichts anderes machen. Im Zarenreich muss nunmehr das Ziel der Agitation nicht nur und ausschließlich die Aufklärung der breiten Massen des Proletariats sein, sondern überdies die Eroberung des tatsächlichen Einflusses auf die Verhältnisse, die Eroberung der faktischen Herrschaft des Proletariats in der Gesellschaft durch die Stärke des Drucks. Während in friedfertigen Zeiten das Proletariat zum Beispiel die Großtuerei aller bürgerlicher Parteien gelassen ertragen und sich seinerseits auf öffentliche Kritik dieser Politik beschränken muss, kann und muss es in Zeiten der Revolution bedingungslos danach streben, die bürgerliche Reaktion mit

eiserner Ferse zu erdrücken, die Aktion ihm feindlicher bürgerlicher Gruppen zu vereiteln. Zu diesen Pflichten gehört nun bei uns im Land, die Nationaldemokratie und deren Wahlaktion zur Duma durch den bedingungslosen Druck der bewussten Arbeitermasse zu erdrosseln.<sup>5</sup>

Das kämpfende Proletariat darf sich natürlich keine Illusionen über die Dauer seiner Herrschaft in der Gesellschaft machen. Nach dem Ende der jetzigen Revolution, nach der Rückkehr der Gesellschaft zu „normalen“ Verhältnissen, wird die Herrschaft der Bourgeoisie sowohl innerhalb der Fabrik als auch im Staat in der ersten Phase ganz sicher einen Großteil des im jetzigen revolutionären Kampf Erreichten beiseiteschieben und beseitigen. Umso wichtiger ist es, dass das Proletariat in die jetzigen Verhältnisse die stärksten Breschen schlägt, dass es die Verhältnisse innerhalb der Fabrik und in der Gesellschaft weitmöglich revolutioniert. Je weiter die Sozialdemokratie die revolutionäre Welle zur politischen Diktatur des Proletariats vorantreiben kann, desto weniger wird die Bourgeoisie gleich nach der Revolution in der Lage sein, das Erreichte zurückzudrängen. Denn mit diesem Streben des Proletariats zur kämpferischen Durchsetzung seines Willens, um „ihn der Gesellschaft aufzuzwingen“, wie die Nationaldemokratie sich beschwert, wird die Arbeitermasse auf kürzeste Weise Klassenbewusstsein und -reife erreichen – der kostbarste und beständige Ertrag der Revolution, der Gewähr gibt für die weiteren Fortschritte des Sozialismus in friedfertigen Zeiten. Unser Proletariat hat bereits glänzendes Zeugnis abgelegt für das Verständnis dieser besonderen Taktik in revolutionären Zeiten, als nämlich die Sozialdemokratie im Sinne der Interessen des Proletariats Ende Oktober und Anfang November letzten Jahres im Dąbrowabecken für bestimmte Zeit die herrschende und über die Verhältnisse bestimmende Macht gewesen war.<sup>6</sup>

Das sollte unablässig das Leitziel der proletarischen Aktion im ganzen Land und im gesamten Staat sein. Denn nicht nur jene Augenblicke, in denen auf den Straßen blutige Kämpfe mit dem Militär ausgefochten werden, sind revolutionäre Zeiten, sondern jeder Augenblick, jeder scheinbar noch so ruhige Tag in der jetzigen revolutionären Phase. Deshalb sollte sich die Sozialdemokratie mit eiserner Konsequenz an die revolutionäre Taktik halten und bei je-

---

<sup>5</sup> Die Nationaldemokratie war die wichtigste bürgerliche Partei im zu Russland gehörenden Königreich Polen, die sich bereits frühzeitig und offen gegen die Arbeiterrevolution stellte. Sie beteiligte sich an den Dumawahlen und gewann im April 1906 fast alle Abgeordnetenplätze, die für Polen vorgesehen waren. Während der Wahlkampagne kam es zu scharfen, teils bewaffneten Auseinandersetzungen mit den Arbeiterparteien. Rosa Luxemburg verurteilte das Auftreten der Nationaldemokratie in mehreren Artikeln scharf.

<sup>6</sup> Ende Oktober/Anfang November 1905 versammelten sich mehrere Zehntausend Arbeiter auf Kundgebungen in den größeren Städten des Kohlereviers, so in Sosnowiec, Dąbrowa Górnicza und Będzin. Zugleich wurden Selbstverwaltungsstrukturen durch Arbeiterkomitees gebildet. Die Behörden meldeten alarmiert, die faktische Macht im Revier gehöre bereits der Sozialdemokratie. Industrielle wandten sich an Witte und Skalon, um dem Treiben entschieden Einhalt zu gebieten. Im November 1905 verhängte der Zar über das Königreich Polen das Kriegsrecht.



dem Schritt daran denken, dass Revolution keine Zeit ist, um mit der Reaktion zu diskutieren, sondern eine Zeit, um sie zu erdrücken und durch die Aktion der bewussten Masse des Proletariats niederzuwerfen, eine Zeit, um den Willen des Proletariats kämpferisch durchzusetzen.

## **Rosa Luxemburgs Revolutionspartei**

### **Nachbemerkung von Holger Politt**

Nie wurde Rosa Luxemburg zu Lebzeiten politisch so bestätigt wie am 22. Januar 1905, als im Zarenreich die Revolution ausbrach. Sie saß zu diesem Zeitpunkt zwar in Berlin, hatte sich bereits einen Namen und festen Boden in der SPD erkämpft, aber ihre andere Partei, die sie 1893 in Zürich mitbegründet hatte, war von nun an eine treibende Kraft im Arbeiterkampf gegen die Zarenherrschaft. Die Partei hatte den eigentümlichen Namen „Sozialdemokratie des Königreichs Polen und Litauens“ (SDKPiL), der zugleich kurzgefasstes Programm war. Eine sozialdemokratische Partei im zu Russland gehörenden Teil Polens, ohne den politischen Kampf auf die in Preußen und Österreich liegenden Teile auszudehnen. Umso wichtiger wurde deshalb der Kampfbund mit der russischen Arbeiterbewegung, der für die Partei strategische Bedeutung bekam.

Eigentlich hätte die Partei auch einfach „Partei der Revolution“ heißen können, denn der Sturz der Zarenherrschaft war den jungen polnischen Sozialdemokraten ohne revolutionäre Erhebung der Arbeiterklasse nicht mehr vorstellbar. Erst der Sturz des Zaren und die Herstellung voller politischer Freiheiten in einer demokratischen Republik für ganz Russland, dann der weitere Weg zur Abschaffung der auf kapitalistischen Verhältnissen beruhenden Gesellschaftsordnung und hin zum Sozialismus, schließlich die Lösung auch der polnischen Frage – so die prinzipielle Reihenfolge in der SDKPiL. Einer anderen Logik folgten die polnischen Sozialisten, die 1892 bei Paris ihre Partei, die PPS, gegründet hatten. Für diese Partei war entscheidend zunächst die Beseitigung der Zarenherrschaft über den polnischen Teil, ein Fanal auch an alle anderen Teile, um schließlich Polen wiederherzustellen. Ein wiederhergestelltes Polen galt hier als beste Voraussetzung für den weiteren Weg zum Sozialismus. Deshalb ordnete sich zunächst alles einem durch die Arbeiter geführten Aufstand unter, der in der Tradition der polnischen Nationalaufstände im 19. Jahrhundert gedacht wurde. Ein Schulterchluss mit der russischen Arbeiterbewegung wurde zwar nicht ausgeschlossen, doch zwingend war er nicht.

Der Wettlauf zwischen SDKPiL und PPS schien mit dem Ausbruch der Revolution entschieden, denn tatsächlich zerbrach die PPS an der Revolutionsfrage. Der größere Teil schob sich weg von der Aufstandstradition hinüber zur Revolutionsseite, ohne allerdings sozialdemokratisch zu werden. Dass schließlich die Aufstands-PPS doch noch die Nase vorn haben wird, lag am Ersten Weltkrieg bzw. dessen Ausgang, der aber zu Revolutionszeiten noch in weiter Ferne lag. Nie war die SDKPiL stärker als in den Revolutionstagen, nie Rosa Luxemburg engagierter in der polnischen Bewegung.

Das Königreich Polen hatte ab den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts eine sprunghafte und gewaltige industrielle Entwicklung vollzogen, die es zum führenden Industriegebiet im Zarenreich machte. Rosa Luxemburgs Dissertation über diese Entwicklung war in der Überzeugung geschrieben worden, dass das alte Polen nunmehr vollkommen untergegangen sei. Nur noch die beiden Hauptklassen der modernen Gesellschaft – das Proletariat und die Bourgeoisie – würden die gesellschaftliche Entwicklung bestimmen. Der bisherige Nutznießer dieser Entwicklung, die zu beschämendem Reichtum gekommene Bourgeoisie in Polen, wusste zu genau, wem das zu verdanken war: Dem unersättlichen russischen Markt und der Ausbeutung des Industrieproletariats, das zudem am meisten litt unter der Knechtschaft der Selbstherrschaft, die aller für den Arbeiterkampf notwendigen politischen Freiheit den Weg versperrte.

Nach Ausbruch der Revolution wurden die Industriezentren im Königreich Polen schnell zu den gefährlichsten Revolutionsherden – unter roten Fahnen! Allein im Industriegebiet von Warschau und Umgebung erreichte die Zahl der streikenden Arbeiter während der Revolution von 1905/06 eine Größenordnung, die zwei Drittel aller Streikenden entsprach, die für ganz Deutschland von 1894 bis 1908 registriert wurden!

Bis Ende 1905 spitzte sich die politische Situation im Zarenreich dramatisch zu, an allen Ecken stand das Riesenland in Flammen. Rosa Luxemburg reiste jetzt nach Warschau, sie stürzte sich mit Haut und Haaren in die Redaktionsarbeit. Da sie illegal ins Revolutionsland gelangt war, blieb sie im Verborgenen, die Feder ihre alleinige Waffe. Sie war überzeugt, in den nächsten Wochen und Monaten den Durchbruch, den Sieg der Revolution zu erleben. Einer dieser Texte ist „Taktik der Revolution“, bei dessen Erscheinen Rosa Luxemburg bereits im Zarengefängnis einsaß. Als sie dieses Mitte Juni 1906 verlassen konnte, schrieb sie die berühmte Zeile: „Die Revolution ist großartig, alles andere ist Quark!“<sup>1</sup>

Im Februar und März 1906 schrieb Rosa Luxemburg mehrere Texte, in denen sie die Frage stellte, was nach dem Sturz der Zarenherrschaft geschehen müsse. In den zurückliegenden Kämpfen hatte sich das politische Bündnis der SDKPiL mit der Bolschewiki gestärkt, die Kritik an Vorstellungen der Menschewiki nahm zu. Auch wenn die polnischen Sozialdemokraten entschieden für den organisatorischen Zusammenhalt der russischen sozialdemokratischen Partei (SDAPR) eintraten – der Revolutionstakt hatte einiges durcheinander gebracht. Und doch kennzeichnet dieser kurze Text vom März 1906 wie kaum ein anderer den wichtigen Unterschied, durch den sich Rosa Luxemburgs Vorstellungen abheben von dem, was innerhalb der Bolschewiki sich durchsetzen wird. Sie war überzeugt, dass die einmal errungene politische Freiheit, dass die einmal im blutigen Kampf durchgesetzten unteilbaren Freiheitsrechte, an erster Stelle die Meinungs-, die Organisations- und die Versammlungsfreiheit, von der Arbeiterbewegung wie ein Augapfel gehütet werden müssten.

---

<sup>1</sup> Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, Bd. 2, Berlin 1984, S. 259.

## Die historisch-kritischen Editionen von Kapital Band I in der MEGA – unabdingbarer Ausgangs- punkt einer neuen Textausgabe<sup>1</sup>

Als im Januar 2013 der Abschluss der Editionsarbeiten an der zweiten Abtei- lung der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) feierlich begangen wurde,<sup>2</sup> lagen die unter den Auspizien der früheren Redaktionskommission erarbeite- ten historisch-kritischen Editionen von Kapital-Band I schon mehr als zwan- zig Jahre vor.<sup>3</sup> Aber obgleich sie in der internationalen Fachwelt als grundso- lide anerkannt sind (was dezidierte Kritik im Einzelnen nicht ausschloss), ha- ben sie, soweit zu sehen, nicht dazu geführt, die vorhandenen Studien- bzw. Textausgaben einer – dem neuen Erkenntnisstand entsprechenden – Revision zu unterziehen.<sup>4</sup> Über das Projekt einer solchen neuen Textausgabe in deut- scher Sprache (im Folgenden: NTA) und einige seiner Probleme ist im Fol- genden zu berichten.

---

<sup>1</sup> Der Beitrag erschien zuerst (im Juli 2014) in japanischer Übersetzung in der Zeitschrift „Political Economy Quarterly“ (Tokyo), Vol. 51, No. 2, S. 18-30, und wurde für die deutsche Erst- veröffentlichung leicht überarbeitet.

<sup>2</sup> Die auf der Tagung „Das Kapital“ von Karl Marx. Zur vollendeten Edition eines unvollendeten Projektes (Berlin, 31. 1. 2013) gehaltenen Referate wurden veröffentlicht in: *Marx-Engels- Jahrbuch* (im Folgenden: *MEJb*), Jg. 2012/2013, darunter auch das des Verfassers, in dem er sei- ne Überlegungen zu einer neuen Textausgabe erstmals einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt hatte und aus dem er einige Passagen in diesen Aufsatz übernommen hat (vgl. ebenda, S. 191-97).

<sup>3</sup> Diese frühere Redaktionskommission wurde von den Instituten für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU (Moskau) bzw. beim ZK der SED (Berlin) gestellt. – Es erschienen zunächst die Editionen der von Marx selbst verfassten Ausgaben, also 1983 die Erstausgabe (MEGA II/5), 1987 die zweite verbesserte Auflage (MEGA II/6) und 1989 die von ihm revidierte französische Übersetzung (MEGA II/7), sodann die der von Friedrich Engels bearbeiteten Ausgaben, also 1989 die dritte vermehrte Auflage (MEGA II/8), 1990 die von ihm revidierte englische Übersetzung (MEGA II/9) und 1991 die vierte durchgesehene Auflage (MEGA II/10).

<sup>4</sup> Lediglich in Deutschland erschien – faktisch als Ergänzung zu der nach wie vor (seit 1962) unverändert erscheinenden Edition in: Marx/Engels: *Werke*, Berlin 1956ff. (im Folgenden: *MEW*), Bd. 23 – in einer elektronischen Version, also nicht einmal gedruckt, Karl Marx: *Das Kapital. Erster Band. Supplement-CD*. Hrsg. v. Manfred Müller. Berlin 2011. In ihr sind wenigstens einige dieser Erkenntnisse berücksichtigt, vor allem auf 125 Seiten vom Herausgeber als wesentlich erachtete Änderungen am Text der deutschen Ausgaben versammelt und auf 50 Seiten Übersetzungen jener Passagen gegeben, die genannt sind im „Verzeichnis von Textstel- len aus der französischen Ausgabe, die nicht in die 3. und 4. deutsche Auflage aufgenommen wurden“ (vgl. *MEGA II/10*, S. 732-83). Aber ansonsten ist Kapital-Band I im deutsch-, franzö- sisch- und englischsprachigen Raum weiter so nachgedruckt worden, als ob die *MEGA* nie er- schienen wäre. – Vgl. auch Fußnote 8.

## I

Historisch-kritische Ausgaben basieren in aller Regel auf der Erstausgabe des zu edierenden Werks, Text- bzw. Studienausgaben dagegen zumeist auf der Ausgabe letzter Hand. Das ist bei diesem Werk völlig anders, denn: Einerseits findet sich in der neuen *MEGA* nicht die *eine* historisch-kritische Ausgabe, die einer Textausgabe zugrunde gelegt werden kann, sondern deren sechs, andererseits hätte eine Ausgabe letzter Hand in der *MEGA* gar nicht ediert werden können, weil es sie nicht gibt.

Am 22. Oktober 1881 teilte der Verleger der deutschsprachigen *Kapital*-Ausgaben, Otto Meißner, Marx mit: Die 2. Auflage „geht zur Neige [...] Es wäre deshalb wünschenswerth, wenn Sie das Manuskript zur dritten Auflage vorbereiten wollen, damit der Druck im nächsten Jahre beginnen kann.“<sup>5</sup> Zwar versuchte sich Marx, trotz Krankheit, im November an einigen Änderungen im ersten Kapitel, schrieb aber am 13. Dezember, wenige Tage nach dem Tod seiner Frau Jenny, an Nikolai F. Danielson über seine Pläne, er wolle „den 2. Band so bald wie möglich fertigstellen“ (nach Marx' damaliger Vorstellung sollte er Buch II und III enthalten), dann „werde ich vielleicht das Buch so umarbeiten, wie ich es jetzt unter anderen Umständen getan hätte.“<sup>6</sup> Dies *wie ich es jetzt getan hätte* bezieht sich wohl auf jene tiefgehende Überarbeitung, die sich in den Eintragungen zum Unterkapitel I. 1 von Band I anzudeuten scheint, mit der er offenbar schon begonnen hatte, die er nun, nach Jennys Tod, abbrechen musste – und im Grunde nie wieder aufnehmen konnte.<sup>7</sup>

Deshalb gibt es keine Ausgabe letzter Hand - oder allenfalls zwei, die zweite deutsche und die französische Ausgabe,<sup>8</sup> in der Marx, nach seinem eigenen Urteil, im Vergleich zur deutschen „manches Neue zugesetzt und vieles wesentlich besser dargestellt“ hatte.<sup>9</sup> Aber trotz all ihrer inhaltlichen Stärken - es wäre, wie Marx einmal in anderem Zusammenhang so schön formuliert hat, „unthubar und falsch“,<sup>10</sup> dem deutschsprachigen Lesepublikum als Textaus-

<sup>5</sup> Otto Meißner aus Hamburg an Marx in London am 22. 10. 1881. *Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis Amsterdam. Marx-Engels-Nachlass*, Signatur D 3383.

<sup>6</sup> Marx aus London an Nikolai F. Danielson in St. Petersburg am 13. 12. 1881. In: *MEW*, Bd. 35, S. 246.

<sup>7</sup> Zur Gesamtproblematik vgl. Thomas Kuczynski: *Welche Einträge in Marx' Handexemplaren von Kapital Bd. I dienten der Vorbereitung einer dritten deutschen Ausgabe?* In: *MEJb* 2010, insbes. S. 155-58.

<sup>8</sup> Zwar basierte die erste italienische Übersetzung von Kapital-Band I auf der französischen Ausgabe (vgl. Marx: *Il Capitale. Critica dell' economia politica*. Turin 1886), aber in den darauf folgenden 125 Jahren ist meines Wissens eine vollständige Übersetzung in eine andere Sprache nur in Japan erschienen; in der Sowjetunion wurden lediglich bestimmte, von der vierten deutschen Ausgabe besonders stark abweichende Passagen ins Russische übersetzt (vgl. Karl Marks: *Sočinenija*. T. 49, Moskau 1974, S. 167-230); diese Übersetzung wurde, nochmals gekürzt, erneut veröffentlicht im Anhang zu Marks: *Kapital*. T. 1, Moskau 2011, S. 1158-80.

<sup>9</sup> Marx aus London an Friedrich Adolph Sorge in Hoboken am 27. 9. 1877. In: *MEW*, Bd. 34, S. 295.

<sup>10</sup> In der *Einleitung* zu den *Grundrissen* (*MEGA* II/1, S. 42).

gabe eine Übersetzung der französischen Ausgabe anzubieten, denn in ihr würden alle sprachlichen Eigenheiten des Verfassers und seines Werks verloren gehen, ganz abgesehen davon, dass Marx selbst nicht nur um die Stärken der Ausgabe wusste, sondern auch von ihren „literarischen Schwächen“ sprach, allerdings ausdrücklich betonte: Die Ausgabe „besitzt, unabhängig vom Original, einen wissenschaftlichen Wert und sollte selbst von Lesern herangezogen werden, die mit der deutschen Sprache vertraut sind.“<sup>11</sup>

Als Engels nach Marx' Tod die allseits erbetene dritte Auflage vorzubereiten begann, fand er in dessen Nachlass je ein Handexemplar der zweiten deutschen und der französischen Ausgabe, die Marx mit einer Vielzahl von miteinander korrespondierenden Eintragungen versehen hatte. Nach seinem damaligen Kenntnisstand musste Engels annehmen, dass Marx dort jene Änderungen angemerkt bzw. skizziert hatte, die er in der dritten Auflage vorzunehmen gedachte, und verfuhr dementsprechend. Was Engels nicht wusste, war, dass Marx das Gros dieser Eintragungen schon Jahre früher vorgenommen hatte, als die Möglichkeit zu bestehen schien, eine englische Übersetzung in den USA herauszugeben.

Damals, Ende September 1877, hatte Marx seinem Freund Friedrich Adolph Sorge mitgeteilt, dass er zwar aus Zeitgründen bei keiner Übersetzung mehr mitwirken wolle, ihm aber drei Wochen später eine Vorarbeit für den Übersetzer geschickt.<sup>12</sup> Aus dieser Vorarbeit,<sup>13</sup> die Engels bei der Erarbeitung der dritten Auflage nicht bekannt war, ist zu ersehen, dass Marx die „amerikanische Ausgabe“ als Kompilation von deutscher und französischer Ausgabe konzipiert hatte. Ihm als Autor schwebte also im Grunde das vor, was heute editionswissenschaftlich eine Kontamination genannt wird, zu deutsch: eine Besudelung oder Entweihung – immerhin des eigenen Werks. Das und nichts anderes sollte nach dem Willen des Autors diese Ausgabe sein.

Hatte Marx im Hinblick auf die Erarbeitung der „amerikanischen Ausgabe“ detaillierte Instruktionen für den ins Auge gefassten Übersetzer verfasst, so hielt er sich ein Jahr später, im November 1878, wesentlich kürzer. Danielson, der von ihm hochgeschätzte Übersetzer der ersten russischen Ausgabe vom Kapital-Band I, wollte eine neue Übersetzung vorbereiten und stellte Marx die „Frage, ob Sie nicht geneigt wären, einig[e] Veränderungen in der französi[s]chen und in der 2t deutsche[n] Auflage zu machen.“<sup>14</sup> In seinen Antworten befand Marx dreierlei: „Bezüglich der zweiten [russischen] Auflage des *Kapitals* bitte ich zu

---

<sup>11</sup> Im Nachwort zur französischen Ausgabe (MEGA II/7, S. 690).

<sup>12</sup> Marx aus London an Sorge in Hoboken am 19. 10. 1877. In: *MEW*, Bd. 34, S. 302/3.

<sup>13</sup> Vgl. die Edition von Entwurf, Zwischenstufe und Endfassung dieses (unbetitelten) Verzeichnisses in MEGA II/8, S. 7-20, 21-24 u. 25-36. Zu einigen Unvollkommenheiten dieser Edition und der falschen Einordnung des Entwurfs vgl. Kuczynski, insbes. S. 105/6.

<sup>14</sup> Danielson aus St. Petersburg an Marx in London am 28. 10 (9. 11.) 1878. *Rossijskij gosudarstvennyj archiv social'no-političeskoj istorii Moskau* (im Folgenden: *RGASPI*), fond I, opis 5, delo 3965. In russischer Übersetzung publiziert in: *K. Marks, F. Engel's i revoljučionnaja rossija*. Moskau 1967, S. 351.

beachten: 1. Ich möchte, dass die *Kapiteleinteilungen* – und das gleiche gilt für die *Unterteilungen* – nach der französischen Ausgabe gemacht werden. 2. dass der Übersetzer stets sorgfältig die zweite deutsche Auflage mit der französischen vergleicht, da die letztere viele wichtige Änderungen und Ergänzungen enthält (obwohl ich allerdings auch manchmal gezwungen war – besonders im ersten Kapitel –, die Darstellung in der französischen Fassung zu „aplatir“ [verflachen]). 3. *Einige Änderungen*, die ich für nützlich halte, werde ich unter allen Umständen *innerhalb von 8 Tagen* für Sie *fertigzumachen versuchen*, so dass ich sie am nächsten Samstag (heute ist Freitag) absenden kann.“<sup>15</sup> Vierzehn Tage später teilte er ihm mit: Ich „finde, dass – abgesehen von den Änderungen, die der Übersetzer durch Vergleich der zweiten deutschen Auflage mit der französischen vornehmen muss – nur sehr wenige Änderungen notwendig sind, die Sie nachfolgend in diesem Brief finden. *Die beiden ersten Abschnitte* („*Ware und Geld*“ und „*Die Verwandlung von Geld in Kapital*“) sind ausschließlich nach dem *deutschen* Text zu übersetzen.“ (In der Tat benannte er lediglich zwei Änderungen, eine im deutschen und eine im französischen Text.)<sup>16</sup>

Marx hatte nicht explizit formuliert, was beim „Rest“, also bei achtzig Prozent des Buches, im Falle von Abweichungen zwischen den beiden Ausgaben übersetzt werden sollte, denn das verstand sich für ihn offenbar von selbst, hatte er doch häufig genug die Vorzüge der französischen Ausgabe gegenüber der deutschen hervorgehoben. Auch konnten Fragen des Stils bei einer Übersetzung in eine dritte Sprache für ihn, wenn überhaupt, nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Letzteres musste Engels selbstverständlich ganz anders sehen und vermerkte im Vorwort zur dritten Auflage: „Die Zusätze und Ergänzungen hätte Marx jedenfalls noch überarbeitet und das glatte Französisch durch sein eignes gedrungenes Deutsch ersetzt; ich musste mich begnügen, sie unter möglichstem Anschluss an den ursprünglichen Text zu übertragen.“<sup>17</sup>

Im privaten Briefwechsel klang diese sachliche Feststellung allerdings ganz anders, etwa in Engels' Brief an Sorge von Ende Juni 1883: „Die 3. Auflage [...] macht mir eine Heidenarbeit. [...] Dazu die Verantwortung. Denn die französische Übersetzung ist teilweise eine Verflachung des Deutschen, und deutsch würde M[arx] nie so geschrieben haben.“<sup>18</sup> Nur eine doppelte Verantwortung, die gegenüber dem Lebenswerk seines Freundes und die gegenüber dem Publikum, kann Engels dazu bewogen haben, diese *dritte vermehrte Auflage* so in Druck zu geben, wie er es getan hat.

Sein Urteil über die französische Übersetzung stand übrigens seit Jahren fest, denn schon am 29. November 1873 hatte er Marx geschrieben: „Gestern las ich im Französischen das Kapitel über die Fabrikgesetzgebung. Bei allem Respekt vor der Kunst, womit dieses Kapitel in elegantes Französisch verwan-

<sup>15</sup> Marx aus London an Danielson in St. Petersburg am 15. 11. 1878. In: *MEW*, Bd. 34, S. 358.

<sup>16</sup> Marx aus London an Danielson in St. Petersburg am 28. 11. 1878. In: *MEW*, Bd. 34, S. 362.

<sup>17</sup> Vgl. *MEGA*<sup>2</sup> II/8, S. 58.

<sup>18</sup> Engels aus London an Sorge in Hoboken am 29. 6. 1883. In: *MEW*, Bd. 36, S. 45.

delt, tut es mir doch leid um das schöne Kapitel. Kraft und Saft und Leben sind zum Teufel. Die Möglichkeit für den Alltagsschriftsteller, sich mit einer gewissen Eleganz auszudrücken, ist erkaufte mit der Kastration der Sprache. Gedanken zu zeugen in diesem modernen Zwangsfranzösisch wird mehr und mehr unmöglich. Schon die durch die pedantische formelle Logik fast überall nötig gewordene Umstellung der Sätze nimmt der Darstellung alles Frappante, alle Lebendigkeit. Bei der englischen Übersetzung das französische Gewand zur Grundlage nehmen, würde ich für einen großen Fehler halten.“<sup>19</sup>

Marx antwortete ihm am nächsten Tage, sehr zurückhaltend, geradezu besänftigend: „Da Du einmal an der französischen Übersetzung des „Kapital“ bist, so ist's mir lieb, wenn Du weiter damit gehst. Ich glaube, Du wirst einzelnes finden, was besser als im Deutschen ist.“<sup>20</sup> Und Engels replizierte ein paar Tage später in ähnlicher Tonlage: „Über die französische Übersetzung nächstens mehr. Bis jetzt finde ich, dass das, was Du *umgearbeitet* hast, allerdings besser als im Deutschen, dafür kann aber weder das Französische noch das Deutsche. Am besten ist die Notiz über Mill, quant au style [was den Stil betrifft].“<sup>21</sup>

Das versprochene *nächstens mehr* blieb allerdings aus, und auch Marx kam auf den zwischen ihnen umstrittenen „häklichen Punkt“ nie wieder zurück. Es versteht sich daher von selbst, dass er später, im Oktober 1877, es für sinnlos gehalten hat, das in den *Instruktionen* niedergelegte Konzept mit seinem Freund zu debattieren. Umso schockierender muss es für diesen gewesen sein, als er im Zusammenhang mit der Revision der englischen Übersetzung von Sorge eben diese *Instruktionen* zugeschickt bekam<sup>22</sup> und feststellen musste, dass der Freund in diesem Punkt seinem Rat in gar keiner Weise gefolgt war.<sup>23</sup> Und auch wenn er Sorge gegenüber versicherte, das Manuskript habe ihm „manche nützliche Winke gegeben, die auch für die 4. Auflage ihrerzeit Verwendung finden werden“<sup>24</sup> – es war schließlich blitzwenig, was er dorthin an Änderungen übernahm, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass er zu dieser Zeit immer noch mit der Herausgabe von Kapital-Band III befasst war, nicht zu reden von seinen zahllosen Verpflichtungen als dem führenden Kopf der internationalen Arbeiterbewegung.

## II

Für Neuausgaben von Kapital-Band I mahnte Marx an, „stets sorgfältig die zweite deutsche Auflage mit der französischen“ zu vergleichen. Diese Forde-

---

<sup>19</sup> Engels aus London an Marx in Harrogate am 29. 11. 1873. In: *MEW*, Bd. 33, S. 94. Hervorhebung – Th. K.

<sup>20</sup> Marx aus Harrogate an Engels in London am 30. 11. 1873. In: *MEW*, Bd. 33, S. 96.

<sup>21</sup> Engels aus London an Marx in Harrogate am 5. 12. 1873. In: *MEW*, Bd. 33, S. 98.

<sup>22</sup> Entwurf und Zwischenfassung waren zwar in London verblieben, wurden jedoch von ihm im Nachlass offenbar nicht entdeckt.

<sup>23</sup> Vgl. hierzu Kuczynski, insbes. S. 146/47.

<sup>24</sup> Engels aus London an Sorge in Hoboken am 29. 4. 1886. In: *MEW*, Bd. 36, S. 45.

zung bezog sich selbstredend auf Übersetzungen in dritte Sprachen. Die Frage, wie er selbst bei einer – seinerzeit allerdings kaum zu erwartenden – Neuauflage in Frankreich vorgegangen wäre, kann niemand beantworten. Wie er bei der notwendigen Neuauflage in Deutschland verfahren wollte, ergibt sich aus seinem letzten Brief an Danielson: Für eine dritte Auflage so wenig Änderungen wie möglich und – nach Fertigstellung von Band II – eine mehr oder minder komplette Neufassung von Band I, ganz sicher nicht nur unter Berücksichtigung des von ihm für die „amerikanische Ausgabe“ vorgenommenen Vergleichs, sondern weit darüber hinausgehend. Eine solche Neufassung hätte niemand anders als er vornehmen können – vorausgesetzt, er hätte Band II fertig gestellt –, und sie kann auch nicht im Nachhinein „rekonstruiert“ werden.

Marx' nur brieflich mitgeteilte Mahnung war seit der 1929 erfolgten Veröffentlichung seiner Briefe an Danielson<sup>25</sup> bekannt und bildete einen der Ausgangspunkte für den Vergleich der französischen Ausgabe mit der 2. deutschen Auflage, der im Moskauer Marx-Engels-Institut (MEI) begonnen worden war. Einige vorläufige Ergebnisse fassten die beiden Mitglieder der „ökonomischen Brigade“ Valerie (Wally) Kropp und Kurt Nixdorf am 5. Februar 1931 in einem Schreiben an den Institutsdirektor, David B. Rjazanov, zusammen und vermerkten darin u. a.: „*Sporadisch* haben wir die Sache bereits durchgeführt ... Es hat jedoch nur dann einen Wert, diesen Vergleich systematisch durchzuführen, [...] wenn Gen. Rjazanov die *prinzipielle* Frage entscheidet, wie viel von dem französischen Text verwendet werden soll: so viel wie Engels, oder mehr als Engels verwendete.“ Sie betonten einerseits, dass in letzterem Falle „der Text nur *gewinnen*“ könne, andererseits und ausdrücklich, dass diese Frage „[f]ür die *Volksausgabe*, die keine Varianten bringen kann, [...] die grundlegende Frage“ sei.<sup>26</sup>

Auf den Inhalt dieses Schreibens, das mir die entscheidende Anregung für die Inangriffnahme meines eigenen Projekts gab, wird im Schlussteil dieses Berichts noch näher einzugehen sein. Hier jedoch muss das Schicksal des Schreibens und der an ihm Beteiligten im Kontext der politischen Ereignisse kurz skizziert werden. Zunächst: Eine Woche später, am 12. 2., wurde das MEI unter dem Vorwand einer Desinfizierung vorübergehend geschlossen und am 16. 2. Rjazanov verhaftet, am 20. 2. beschloss das Politbüro des ZK der KPdSU (B), Vladimir V. Adoratskij, bislang stellvertretender Direktor des Lenin-Instituts (LI), zum neuen Direktor des MEI zu ernennen, am 5. 3. wurde mehr als die Hälfte der Institutsmitarbeiter, unter ihnen auch Kropp und Nixdorf, entlassen, am 5. 4. beschloss das Politbüro, das Marx-Engels-Lenin-Institut (MELI) zu bilden, dem die Mitarbeiter des LI und die noch verbliebenen Mitarbeiter des MEI angehörten, und das nun dem ZK direkt unterstellt,

<sup>25</sup> *Die Briefe von Karl Marx und Friedrich Engels an Danielson (Nikolai-on)*. Mit e. Vorw. v. Gustav Mayer. Hrsg. u. eingel. v. Kurt Mandelbaum. Leipzig 1929.

<sup>26</sup> Zit. nach dem Abdruck in: *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung*. Neue Folge (im Folgenden: *BMEFo*. NF), Sonderband 1: *David Borisovič Rjazanov und die erste MEGA*. Hamburg 1997, S. 128/29 (im Folgenden: Kropp/Nixdorf).



also zu einem Parteiminister geworden war.<sup>27</sup> Sodann: Rjazanov wurde 1938 erschossen, ebenso Nixdorf, das spätere Schicksal von Kropp ist unbekannt, der Vorschlag „überlebte“ im Archiv und wurde erst 1997 publiziert.<sup>28</sup> Schließlich: Die von Anbeginn vorgesehene Volksausgabe von Kapital-Band I erschien ein Jahr nach der Schließung des MEI und basierte nahezu vollständig auf Engels' vierter Auflage.

In seinem auf den 30. 3. 1932 datierten Vorwort erteilte der neue Direktor, Adoratskij, allen Versuchen, über Engels' Edition hinauszugehen, eine Absage. Nachdem er Engels' – durchaus unzutreffende – Bemerkung zitiert hatte, in der 3. Auflage sei „kein Wort geändert, von dem ich nicht bestimmt weiss, dass der Verfasser selbst es geändert hätte“,<sup>29</sup> zog er gegen die im Frühjahr 1914 erschienene *Volksausgabe* von Karl Kautsky<sup>30</sup> zu Felde: „Kautsky hat es anders gemacht. Er hat sich an die *Aenderung* des von Engels herausgegebenen Marxschen Text herangewagt und ...“<sup>31</sup> Kautskys „Verbrechen“ hatte vor allem darin bestanden, bei der Auswahl dessen, was aus der französischen Ausgabe zu berücksichtigen sei, über Engels hinausgegangen zu sein. Mit diesem sozusagen parteioffiziellen Verdikt war Engels' vierte Ausgabe als sakrosankt erklärt und blieb das über fünfzig Jahre hinweg.<sup>32</sup> Schon die vier Wochen später erschienene Ausgabe von Karl Korsch, der – im Gegensatz zu Kautsky – die meisten der von Engels vorgenommenen Änderungen ignoriert hatte und im Grunde zur Ausgabe von 1872 zurückgekehrt war, verfiel der Feme.<sup>33</sup> Nicht sehr viel anders erging es dreißig Jahre später den Ausgaben, die Maximilien Rubel<sup>34</sup> und Rudolf Hicckel<sup>35</sup> herausgaben. Ihren Tiefpunkt

<sup>27</sup> Vgl. BMEFo. NF, Sonderband 3: *Stalinismus und das Ende der ersten Marx-Engels-Gesamtausgabe (1931-1941). Dokumente über die politische Säuberung des Marx-Engels-Instituts 1931 und zur Durchsetzung der Stalin'schen Linie am vereinigten Marx-Engels-Lenin-Institut beim ZK der KPdSU aus dem Russischen Staatlichen Archiv für Sozial- und Politikgeschichte Moskau*. Berlin, Hamburg 2001, S. 17/18, 94/95, 135, 187 u. 315.

<sup>28</sup> Vgl. ebenda, S. 415 u. 421, sowie Jakov Rokitjanskij: *Das tragische Schicksal von David Borisovič Rjazanov*. In: BMEFo. NF, Jg. 1993, S. 14/15. – Zwar konnte ich hinsichtlich Valerie Kropp (geb. Loeffler) für die Jahre bis 1931 über die dort gegebenen Angaben hinaus einige bio-bibliographische Details ermitteln, aber nichts über die Jahre nach ihrer Entlassung.

<sup>29</sup> Vgl. MEGA II/8, S. 58.

<sup>30</sup> Marx: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Volksausgabe*. Hrsg. v. Karl Kautsky. Bd. I. Stuttgart 1914.

<sup>31</sup> Marx: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Hrsg. v. Friedrich Engels. *Volksausgabe*. Besorgt vom Marx-Engels-Lenin-Institut Moskau. Bd. I. Wien, Berlin 1932, S. 19\*.

<sup>32</sup> Die beiden ebenda, S. 20\*/21\*, in der Note \* angemerkten Ausnahmen, wo dann doch über Engels hinausgegangen worden war, wurden endlich, ganz puristisch, im MEW-Band 23 beseitigt.

<sup>33</sup> Marx: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Ungekürzte Ausgabe nach der zweiten Auflage von 1872*. Berlin 1932. – Vgl. Hermann Duncker: *Karl Korsch's „Kapital“-Ausgabe*. In: *Internationale Presse-Korrespondenz* (Berlin), Jg. 12, Nr. 45 v. 31. 5. 1932, S. 1413/14.

<sup>34</sup> Vgl. Marx: *Le Capital*. Livre I. Éd. établie et annotée par Maximilien Rubel. Paris 1963.

<sup>35</sup> Vgl. Marx: *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Bd. I, Frankfurt/Main, Berlin/West, Wien 1969.

sollte diese Entwicklung allerdings erst weitere zwanzig Jahre später erreichen, als in Frankreich die bis dahin immer wieder nachgedruckte Ausgabe von Marx durch eine neue ersetzt wurde, die auf Engels' letzter Ausgabe basierte und sämtliche von Marx vorgenommenen und von Engels nicht übernommenen Zusätze und Veränderungen vollständig ignorierte.<sup>36</sup> Marx Forderung, man müsse bei einer Neuübersetzung stets beide Ausgaben sorgfältig miteinander vergleichen, wurde auch von Lefebvre und seinen Mitarbeitern souverän beiseite geschoben, sie wurde nicht einmal zitiert.

Wenigstens erwähnt werden muss jedoch, dass auch unter Adoratskij an einer historisch-kritischen Edition von Kapital-Band I weitergearbeitet wurde, zwar ebenso wie die *Volksausgabe* auf Engels' vierter Ausgabe basierend, jedoch einschließlich eines vollständigen Vergleichs aller sechs von Marx und Engels erarbeiteten Ausgaben und Übersetzungen.<sup>37</sup> Das Vorhaben „scheiterte ..., weil bei allen Kombinationen ein solch komplizierter Text entstand, in dem man sich nicht zurecht fand.“<sup>38</sup> Kurz darauf wurden die Arbeiten wohl eingestellt.<sup>39</sup>

### III

Marx' Mahnung, stets sorgfältig die zweite deutsche Auflage mit der französischen zu vergleichen, bezog sich auf Übersetzungen in dritte Sprachen. Kropp/Nixdorf wollten sie, wie gesehen, auch auf die Erarbeitung einer neuen Volksausgabe in deutscher Sprache anwenden, allerdings mit dem Blick auf Engels' vierte deutsche Ausgabe. Der Bearbeiter der vorgesehenen (und im Rohentwurf fertig gestellten) NTA hat diesen Vergleich dagegen ganz so durchgeführt, als ob Engels' Ausgaben gar nicht existierten, diese aber selbstredend bei der Erarbeitung der NTA vollständig berücksichtigt: Die unverrückbare Grundlage jeder neuen Ausgabe, gleich in welcher Sprache, kann nur die zweite deutsche Auflage sein, denn es ist sein Werk, das zu edieren ist, und es war seine deutsche Muttersprache, in der Marx die von ihm begründete und weit über die seiner Vorgänger hinausreichende Terminologie entwickelt hat. Demgegenüber sind alle von Engels vorgenommenen Änderungen und Ergänzungen zweitrangig.

Marx selbst hatte durchaus Schwierigkeiten, diese seine Terminologie in andere Sprachen, hier eben ins Französische, zu übertragen. So fand er für das

<sup>36</sup> Marx: *Le Capital. Critique de l'économie politique*. 4. édition allemande. Livre I. Ouvrage publ. sous la responsabilité de Jean-Pierre Lefebvre (im Folgenden: *éd. Lefebvre*). Paris 1983.

<sup>37</sup> Dies ist den überlieferten Korrekturbögen von Abschnitt I zu entnehmen; das Konvolut von 187 Seiten ist in der Bibliothek der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (Berlin) vorhanden. Das über 1000 Blatt umfassende Variantenverzeichnis ist im *RGASPI*, fond 71, opis 4, dela 14-17, überliefert.

<sup>38</sup> Ladislav Rudaš, Lev Ch. Falk-Segal': *Erklärung zur Herausgabe der MEGA* (datiert auf den 25. 3. 1936), in deutscher Übersetzung abgedr. in: *BMEFo*. NF, Sonderband 3, S. 302/3.

<sup>39</sup> Ein konkreter Beschluss scheint nicht überliefert. Vgl. die Hilfskonstruktion von Rolf Hecker: *Fortsetzung und Ende der ersten MEGA zwischen Nationalsozialismus und Stalinismus (1931-1941)*. In: *BMEFo*. NF, Sonderband 3, S. 240/41.

von ihm gern und oft verwendete Wort *Prozess* zwar das hilfswiese gebrauchte und mit einer ausführlichen Anmerkung versehene Wort *procès*,<sup>40</sup> beließ es aber häufig bei dem viel schwächeren, weil weniger stringenten Terminus *mouvement* (Bewegung)<sup>41</sup> oder ließ es zuweilen auch ganz weg – so wurde aus Kapitel II *Der Austauschprozess* das schlichte *Des échanges* (Vom Austausch) – und ersetzte schließlich den Titel des ersten Bandes (*Der Produktionsprozess des Kapitals*) durch *Développement de la production capitaliste* (Entwicklung der kapitalistischen Produktion). Bereite die Übertragung des Begriffs *Wert* keine Schwierigkeit (*valeur*), so doch die der Komposita *Verwertung, sich verwerten, Verwertungsprozess* usw., bis hin zum *sich selbst verwertenden Wert* und dem in der Tat für seine gesamte Theorie grundlegenden Begriff *Mehrwert*, dessen Übersetzung später zu einem in Frankreich besonders intensiv diskutierten Problem (*plus-value* versus *survaleur*) avancierte.<sup>42</sup>

Umgekehrt war bei der Übertragung von in der deutschen Ausgabe nicht erhaltenen Passagen streng darauf zu achten, von Marx auf Deutsch eingeführte Termini weiter zu verwenden, also z. B. *produit net* bzw. *produit brut* nicht – wie Engels es getan hat – mit Hilfe der von Marx nie verwendeten Termini *Nettoprodukt* bzw. *Bruttoprodukt* zu übertragen, sondern eben mit *Mehrprodukt* bzw. *Gesamtprodukt*.<sup>43</sup> Ebenso wurde Marx' philosophische Terminologie nicht angetastet; dies betrifft insbesondere die gerade in den ersten beiden Abschnitten des Buches in Form von direkten Anleihen oder indirekten Anspielungen gehäuft auftretende Verwendung der von Hegel in der deutschen Sprache etablierten philosophisch-dialektischen Terminologie, bei deren Übertragung ins Französische sich Marx nach eigenem Zeugnis gezwungen sah, sie zu verflachen (*aplatir*).<sup>44</sup> In diesem Zusammenhang sei auch angemerkt, dass erstens daraus – aber nicht nur daraus – resultierende Fehlübersetzungen in der französischen Ausgabe in den allermeisten Fällen ignoriert werden konnten (es geht ja um eine korrekte deutsche Ausgabe), zweitens heute als *political incorrect* bzw. *gender incorrect* geltender Sprachgebrauch (wie *Neger, Weiber* usw.) selbstverständlich erhalten blieb, als historisch gegeben hinzunehmen war,<sup>45</sup> und drittens einige heute im Deutschen überhaupt

---

<sup>40</sup> Vgl. MEGA II/7, S. 146.

<sup>41</sup> So schon vorgeschlagen in seinem Brief aus London an Paul und Laura Lafargue in Paris am 18. 10. 1869. In: MEW, Bd. 32, S. 635.

<sup>42</sup> Vgl. die Einleitungen zu MEGA II/7, S. 21\*-23\*, und zur *éd. Lefebvre*, S. XLII-L.

<sup>43</sup> Zu Engels vgl. MEGA II/8, S. 545 u. 555 (*Nettoprodukt*) sowie 545 u. 546 (*Bruttoprodukt*).

<sup>44</sup> Vgl. seinen oben zitierten Brief an Danielson vom 28. 11. 1878 bzw. MEW, Bd. 34, S. 362.

<sup>45</sup> Dass sich dies bei einer wissenschaftlichen Edition als Problem stellen könnte, wurde mir erst klar, als ich im *Translator's Preface* Ben Fowkes' Begründung für seine Neuübersetzung las: „Firstly, the English language itself had changed ... Think only of the pejorative sense the word 'labourer' has taken on, making its replacement by 'worker' essential.“ Vgl. Marx: *Capital. A Critique of Political Economy*. Bd. I. Introd. by Ernest Mandel. Transl. by Ben Fowkes. London 1990, S. 87.

nicht mehr gebräuchliche Wörter und Flexionen in redaktionellen Fußnoten erläutert wurden.

Der wirkliche Gewinn für die *NTA* resultierte aber, wie schon von Kropf/Nixdorf vorausgesehen, aus dem sorgfältigen Vergleich beider Ausgaben. Die mehrfach wiederholte Klage, wie viel Arbeit ihm die Bearbeitung der Übersetzung mache<sup>46</sup> sowie das dem Publikum schließlich mitgeteilte Urteil: „Herr J. Roy hat sich anheischig gemacht, eine Übersetzung zu geben, die so genau wie möglich und sogar wörtlich ist; er hat seine Aufgabe gewissenhaft erfüllt. Aber gerade seine Genauigkeit hat mich gezwungen, die Fassung so zu ändern, dass sie dem Leser zugänglicher wird“<sup>47</sup> – sie mögen allesamt berechtigt gewesen sein, übersehen aber einen Umstand, den der Autor selbst beim Redigieren zunächst offenbar gar nicht recht wahrgenommen hat, vielleicht auch nicht wahrnehmen konnte:

Mit Joseph Roys hyperexakten Übersetzung lag ihm ein völlig fremder – ein ihm direkt entfremdeter – Text vor, dessen Schwächen ihm in ganz anderer Weise ins Auge springen mussten, als wenn es sein eigener Text gewesen wäre. Wie gut oder auch wie schlecht sie gewesen sein mag – da sie nicht überliefert ist, kann das niemand überprüfen –, sie war es, die ihn zu dieser Überarbeitung zwang, in deren Ergebnis ein Text entstand, von dem er im Rückblick meinte, in ihm *vieles wesentlich besser dargestellt* zu haben.<sup>48</sup> Da im Rahmen dieses Aufsatzes keine Vergleiche längerer Passagen gegeben werden können, mögen die folgenden kleinen Beispiele zur Illustration dienen:

1) In der Erstausgabe ist, dem Kontext entsprechend, die Rede von „Formen, denen es auf der Stirn geschrieben steht, dass sie einer Gesellschaftsformation angehören, worin der Produktionsprozess die Menschen, der Mensch noch nicht den Produktionsprozess bemeistert [...]“ Aus diesen *Formen* wurden in der zweiten Auflage *Formeln*, und diese begleiten das deutschsprachige Lesepublikum bis heute, wurden also nie als Druckfehler identifiziert, wohingegen dem französischsprachigen bei Marx weiterhin die *formes* begegneten und erst bei Lefebvre die *formules*.<sup>49</sup> Selbstredend muss der Fehler in der *NTA* korrigiert und zu den *Formen* aus der Erstausgabe zurückgekehrt werden.

2) In der zweiten Auflage meinte Marx, der Schatzbildner strebe, indem er das Geld vor Zirkulation zu retten sucht, die *rastlose Vermehrung des Tauschwerths* an. Das ist aus politökonomischer Sicht definitiv falsch (dem Schatz wird durch bloßes Lagern kein Penny hinzugefügt), und daher hat er diesen offensichtlichen Fehler in der französischen Ausgabe dahingehend kor-

<sup>46</sup> Vgl. die Briefe von Marx aus London an Danielson in St. Petersburg am 28. 5. 1872, an Sorge in Hoboken am 21. 12. 1872 und an Lachâtre in Brüssel am 12. 5. 1874 sowie von Jenny Marx (Tochter) aus London an Ludwig Kugelmann in Hannover am 3. 5. 1872 (vgl. *MEW*, Bd. 33, S. 477, 552, 626 u. 700).

<sup>47</sup> *MEGA* II/7, S. 690.

<sup>48</sup> Vgl. seinen Brief an Sorge vom 27. 9. 1877. In: *MEW*, Bd. 34, S. 295.

<sup>49</sup> Vgl. *MEGA* II/5, S. 49; II/6, S. 111; II/7, S. 61; *MEW*, Bd. 23, S. 95; *éd. Lefebvre*, S. 93.

rigiert, dass der Schatzbildner *la vie éternelle de la valeur* (das ewige Leben des Werts) anstrebe. Damit war Marx im ersten Teil der Wendung inhaltlich zu der Fassung in der Erstausgabe zurückgekehrt: *Die Unvergänglichkeit des Tauschwerths* ... Offenbar unkonzentriert, notierte er aber in seinem Handexemplar lediglich die im zweiten Teil vorhandene Präzisierung, änderte *Tauschwerths* zu *Werths*, und in dieser Form ging sie in Engels' deutsche Ausgaben ein.<sup>50</sup> Im Entwurf der NTA steht nun: *Die Unvergänglichkeit des Werths* ... Schon dies kleine Beispiel zeigt, dass in der Tat alle Ausgaben miteinander verglichen und darüber hinaus auch zunächst revidierte, dann aber doch (auf Französisch) wiederhergestellte Aussagen angesehen werden müssen, um die den Marx'schen Intentionen vermutlich am ehesten entsprechende Formulierung zu finden.

3) In einer Note zur 2. Auflage benennt Marx als Charakteristikum der kapitalistischen Epoche, dass die Arbeitskraft zur Ware wird, und fährt fort: „Andererseits verallgemeinert sich erst von diesem Augenblick die Waarenform der Arbeitsprodukte.“ Diese Aussage hatte er in einer Zettelsammlung mit Ergänzungen und Änderungen zu den ersten Kapiteln von Kapital-Band I vorformuliert, sie aber später, bei der Vorbereitung der französischen Ausgabe, zu der viel prägnanteren umformuliert: „Andererseits wird erst von diesem Augenblick die Waarenform der Arbeitsprodukte zur gesellschaftlich herrschenden Form“ – eine Aussage, die er dort auch so verwendet hat (D'autre part, ce n'est qu'à partir de ce moment que la forme marchandise des produits devient la forme sociale dominante).<sup>51</sup> War es hier gar keine Frage, welcher Formulierung der Vorzug zu geben sei, so zeigt das Beispiel darüber hinaus, dass bei der Erarbeitung der NTA auch zwischenzeitlich angefertigte Notizen und Fragmente zu berücksichtigen waren.

4) In der 2. deutschen Ausgabe folgt auf die Überschriften der Abschnitte III und IV *Die Produktion des absoluten Mehrwerths* bzw. *Die Produktion des relativen Mehrwerths* etwas verwirrend als Überschrift von Abschnitt V *Die Produktion des absoluten und relativen Mehrwerths*. In der Erstausgabe war das (dort die späteren Abschnitte V und VI umfassende) Kapitel mit *Weitere Untersuchungen über die Produktion des absoluten und relativen Mehrwerths* übertitelt, ein Titel, der in der französischen Übersetzung zweckmäßig auf *Recherches ultérieures sur la production de la plus-value* (Weitere Untersuchungen über die Produktion des Mehrwerts) gekürzt wurde. In der NTA soll diese Kurzfassung verwendet werden.

5) Während in allen deutschsprachigen Ausgaben der Erfinder der Rumford-Suppe „ein amerikanischer Humbug, der baronisierte Yankee Benjamin Thompson (alias Graf Rumford)“ war, ließ Marx in der französischen Ausgabe die vorangestellte Charakterisierung – ein amerikanischer Schwindler – weg und setzte zu dessen Werk in seiner Fußnote achtungsvoll hinzu: „Wir

<sup>50</sup> Vgl. MEGA II/5, S. 108; II/6, S. 171; II/7, S. 123; II/8, S. 169 u. Variante 169.13; II/10, S. 141.

<sup>51</sup> Vgl. MEGA II/6, S. 54 u. Variante 54.8-10 sowie S. 186; II/7, S. 138.

befassen uns hier, wohlbermerkt, nur mit dem ökonomischen Teil dieser *Essays*. Was Thompson's Forschungen über die Wärme usw. angeht, so ist ihr Verdienst heute allgemein anerkannt.“ (Bien entendu, nous n'avons affaire ici qu'à la partie économique de ces « Essais. » Quant aux recherches de Thompson sur la chaleur, etc., leur mérite est aujourd'hui généralement reconnu.)<sup>52</sup>

6) Im Zusammenhang mit dem allgemeinen Gesetz der kapitalistischen Akkumulation schreibt Marx in der 2. Auflage über die „konsolidirte Surpluspopulation oder die Arbeiterschichten, deren Elend im umgekehrten Verhältniss zu ihrer Arbeitsqual steht.“ Mit dem Blick auf die Formulierung in der französischen Ausgabe „surpopulation consolidée dont la misère est en raison directe du labeur imposé“ verkürzte er im Handexemplar zwar den ersten Teil zu *konsolidirte Uebervölkerung*, aber die wirklich wesentliche Korrektur im *direkten Verhältniss*, die nahm er nicht vor, obwohl er sie (auf französisch) unmittelbar vor seiner Nase hatte.<sup>53</sup>

7) Während Marx in der deutschen Ausgabe schlankweg erklärte, „Akkumulation von Waaren in grossen Massen ist Resultat einer Cirkulationsstockung oder der Ueberproduktion,“ relativierte er diese Aussage in der französischen durch den Einschub „quand elle n'est pas un incident passager de leur circulation même“ (sofern sie nicht eine vorübergehende Störung ihrer Zirkulation selbst ist).<sup>54</sup>

Es war wohl genau diese Art der Präzisierung, die Engels im Vorwort zur 3. Auflage im Hinblick „auf den letzten Theil des Buchs“ zu der Feststellung veranlasste: „Hier folgte der bisherige Text mehr als sonst dem ursprünglichen Entwurf ... Der Styl war daher lebendiger, mehr aus einem Guss, aber auch nachlässiger, mit Anglicismen versetzt, stellenweise undeutlich; der Entwicklungsgang bot hier und da Lücken, indem einzelne wichtige Momente nur angedeutet waren.“<sup>55</sup> Das Bedauern, dass hier etwas vom *ursprünglichen Entwurf* verloren gegangen, nämlich der *Styl* dort *lebendiger* und *mehr aus einem Guss* gewesen sei, ist zwar nur leise ausgesprochen, aber unüberhörbar, insbesondere für jene, die sich an Engels' Urteil über die französische Ausgabe erinnern.

Bei der Gestaltung der NTA mussten derartige stilistische Erwägungen zurücktreten, nicht nur gegenüber inhaltlichen Präzisierungen, sondern auch gegenüber solchen, die, aus der französischen Ausgabe übernommen, der Verdeutlichung dienen. Wer demgegenüber auf dem von Marx im Sommer 1865 entworfenen Bild beharren will – „... das ist der Vorzug meiner Schriften, dass sie ein artistisches Ganzes sind, und das ist nur erreichbar mit meiner Weise, sie nie drucken zu lassen, bevor sie *ganz* vor mir liegen“<sup>56</sup> –, übersieht, dass

<sup>52</sup> Vgl. *MEGA* II/6, S. 551; II/7, S. 523.

<sup>53</sup> Vgl. *MEGA* II/6, S. 587; II/7, S. 565; II/8, S. 605 u. Variante 605.7-8.

<sup>54</sup> Vgl. *MEGA* II/6, S. 540; II/7, S. 511.

<sup>55</sup> Vgl. *MEGA* II/8, S. 57.

<sup>56</sup> Marx in London an Engels in Manchester am 31. 7. 1865. In: *MEW*, Bd. 31, S. 132.

Marx selbst sich mit der gesonderten Veröffentlichung von Band I von dieser Vision verabschiedet hatte, erst recht mit der 2. Auflage, bei der schon einige der von Engels der französischen Ausgabe zugeschriebenen Verluste eingetreten waren.

#### IV

Ein weiteres Problem, mit dem Engels, vor allem bei der Revision der englischen Übersetzung und anschließend auch bei der 4. Auflage, konfrontiert war, ist die Marx'sche Zitierweise gewesen. Was er, sehr pietätvoll und zurückhaltend, in einer insgesamt 14zeiligen Passage mit den Worten „Es fanden sich dabei mancherlei kleine Ungenauigkeiten [...] Und was dergleichen kleine Ungenauigkeiten und Nachlässigkeiten mehr sind“ umschrieb,<sup>57</sup> war allerdings ein Problem, dessen Dimension sich schon erahnen lässt, wenn man Marx' eigenes Zeugnis dazu ernst nimmt (was *explizit* wohl nie geschehen ist). Im Zusammenhang mit Plagiatsvorwürfen gegenüber Ferdinand Lassalle („Lassalles Plagiarismus“) vermerkte er nämlich: „Es ist komisch, wie er mir sogar lit[erar]-hist[orische] „Versehen“, da ich nämlich manchmal aus dem Kopf zitiere, ohne die Sachen nachzusehn, abschreibt.“<sup>58</sup> In der *MEGA* als einer historisch-kritischen Edition wurde das Problem in der Weise gelöst, dass die von Marx in Anführungszeichen gesetzten Passagen im Text abgedruckt wurden und der in der jeweiligen Quelle enthaltene Originaltext im dazugehörigen Apparatband, wo ihn die daran Interessierten selber nachlesen können. In den vorausgegangenen Volks- und Studienausgaben war es dagegen weitestgehend ausgespart worden. Zur Verdeutlichung seiner Dimension sei zunächst ein – zugegeben besonders drastisches – Beispiel angeführt.

Im Kapitel über den Arbeitstag wirft Marx die Frage auf: „Aber was ist ein Arbeitstag?“ und bemerkt dazu in seiner Fußnote: „Diese Frage ist unendlich wichtiger als die berühmte Frage Sir Robert Peel's an die Birminghamer Handelskammer: „What is a pound?“ eine Frage, die nur gestellt werden konnte, weil Peel über die Natur des Geldes eben so unklar war als die „little shilling men“ von Birmingham.“<sup>59</sup> Die Passage blieb in allen späteren Ausgaben inhaltlich unverändert, und erläutert wurde gegebenenfalls allein der Terminus *little shilling men*. Nach der von Marx so zitierten Frage und seiner die Fragestellung selbst treffenden Kommentierung war da auch nichts weiter zu erläutern. Aber was hatte Peel wirklich gefragt?

Die Autoren der *Gemini Letters zur Currency Question* von 1844 berichteten: „The recent discussion between Sir Robert Peel and the Birmingham Chamber of Commerce is likely to prove much more important than either of the parties, or the public generally, originally anticipated; [...] The Minister was quite satisfied with asking the question, „What will *your* pound note represent?“

---

<sup>57</sup> Vgl. *MEGA* II/10, S. 22/23.

<sup>58</sup> Marx aus London an Kugelmann in Hannover am 13. 10. 1866. In: *MEW*, Bd. 31, S. 534.

<sup>59</sup> *MEGA* II/6, S. 239.

This question was evidently considered to be one which would be 'taking' with the public; [...]<sup>60</sup> In seinen Exzerpten notierte Marx im Oktober 1850 zunächst: „Sir R. Peel, in seinem Krakehl mit der Birmingham Chamber of Commerce fragt: „What will *your* pound note represent?“ p. 266, (nämlich die Pfundnote, wenn nicht gezahlt in Gold)“, und schloss die Passage zu diesem Punkt mit der Bemerkung ab: „Das Wort ‚One pound ist die *ideal Unit*.‘ p. 272.“<sup>61</sup> Gleichgültig, ob das Pfund als *ideal Unit* betrachtet wird oder nicht, klar ist, dass Peel eine im historischen Kontext der Debatte sinnvolle Frage gestellt hatte.

Acht Jahre später, an der Jahreswende 1858/59, referiert Marx die Debatte ausführlich und zitiert die Frage in erweiterter Form: „Sir Robert Peel in seiner Polemik mit der Birminghamer Handelskammer fragt: was wird eure Pfundnote repräsentieren? Was ist ein Pfund? [...] Das Pfund ist eine *ideale Einheit* [...]“<sup>62</sup> Was in die Polemik wohl als zuspitzender und in diesem Sinne hilfreicher Zusatz von Marx in Form einer (gar nicht gestellten) *Zusatzfrage* „hineingemogelt“ worden war, also die Frage *Was ist ein Pfund?*, das blieb ihm im Kopf, aus dem er zitierte, das andere hatte er beim Abfassen von Kapital-Band I offenbar schon vergessen. Auf diese Weise also entstand die Peel in den Mund gelegte und, aus dem Zusammenhang gerissen, in der Tat ziemlich sinnlos klingende Frage: *What is a pound?*

Was hier in drei Absätzen an Editions-geschichte ausgebreitet ist, das ist für jene, denen es allein um das Studium eines zuverlässigen *Kapital*-Texts geht, völlig uninteressant, geradezu störend, weil von der sie interessierenden polit-ökonomischen Problematik ablenkend. Einerseits. Andererseits sollten sie nach der Lektüre des Marx'schen Originaltextes und der sowieso erforderlichen Erläuterung zu den *little shilling men* durchaus wissen, dass Peel in der Tat gefragt hatte: „Was ist *Ihr* Pfund [Sterling] wert?“ So viel Gerechtigkeit gegenüber Kritisierten muss sein.

Engels, dem dieser Zitierfehler nicht aufgefallen war, hat die am Beispiel exemplifizierte Problematik in der englischen Übersetzung und in der 4. deutschen Ausgabe auf sehr verschiedene und nicht immer konsistente Weise zu lösen versucht. Drei Beispiele mögen dies illustrieren:

1) In einer längeren Fußnote vermerkt Marx u. a.: *So Eden l. c. b. I, ch. I: „Von der Freiheit der Ackerbauer datirt der Pauperismus ... Manufakturen und Handel sind die wahren Aeltern unsrer nationalen Armen.“* Die Sätze basieren beide auf Engels' Exzerpt aus Edens *The state of the poor*, nur hatte Marx bei seiner Anleihe übersehen, dass der erste (Von der Freiheit der Ackerbauer fängt die *Armuth* als solche an) Kommentar von Engels war und nur der zweite (that manufactures and commerce are the true parents of our national

<sup>60</sup> [Thomas Barber Wright, John Harlow:] *The currency question. The Gemini letters*. London 1844, S. 266.

<sup>61</sup> *MEGA IV/7*, S. 148.

<sup>62</sup> *MEGA II/2*, S. 154 (*Zur Kritik der Politischen Oekonomie. Erstes Heft*).



Poor) Zitat aus Eden. In der 4. deutschen Ausgabe ergänzte Engels die fehlende Seitenzahl und ließ den Text ansonsten unverändert. In seiner englischen Übersetzung dagegen zitierte er im ersten Teil, was Eden wirklich geschrieben hatte: „The decrease of villenage seems necessarily to have been the era of the origine of the Poor.“<sup>63</sup> Damit war zwar Edens Auffassung korrekt wiedergegeben, aber die Sicht von Marx (bzw. Engels) verloren gegangen. Im Entwurf der *NTA* blieb der erste Satz unverändert, aber in Anführungszeichen wurde nur der zweite gesetzt.

2) Zu den neu errichteten Wildwäldungen in Hochschottland meinte der von Engels in der englischen Übersetzung korrekt zitierte *Economist*: „Yet here we see the modern instincts of feudalism ... operating pretty much as they did when the Norman Conqueror ... destroyed 36 villages to create the New Forest ...“ In der vierten deutschen Auflage fügte er in die sehr und wohl zu freie Marx'sche Übersetzung lediglich die fehlenden Auslassungspunkte ein: „Die feudalen Instinkte bethätigen sich wie zur Zeit wo der normännische Erobrer 36 Dorfschaften zerstörte, um den New Forest zu schaffen ...“<sup>64</sup> Im Entwurf der *NTA* lautet der Zitat anfang: „Schon hier sehn wir die modernen Instinkte des Feudalismus sich ... genauso bethätigen wie zur Zeit [...]“

3) Marx' jüngster Tochter Eleanor, die im Rahmen der englischen Übersetzung die Hauptarbeit bei der Prüfung der englischen Quellen zu leisten hatte, war es, wie schon beim Beispiel der *Gemini Letters* zu sehen gewesen, nicht immer gelungen, die Zitierfehler ihres Vaters aufzuspüren. So schreibt Marx Herman Merivale die Auffassung zu: „In altcivilisirten Ländern ist der Arbeiter, obgleich frei, naturgesetzlich abhängig vom Kapitalisten, in Kolonien muss diese Abhängigkeit durch künstliche Mittel geschaffen werden,“ und Engels hat das auch so übersetzt (In ancient civilized countries the labourer, though free, is by law of nature dependent on capitalists; in colonies this dependence must be created by artificial means.) In den Londoner Heften dagegen hatte Marx die *Lectures on colonization and colonies* völlig richtig exzerpiert: „In densely peopled colonies the labourer, although free, is naturally dependent on the capitalist; in thinly peopled ones, the want of this natural dependence must be supplied by artificial restrictions,“ dann aber mal wieder „aus dem Kopf zitiert“ und Merivale überdies mit dem Begriff *naturgesetzlich* seine eigene Terminologie unterschoben.<sup>65</sup> Der Versuch, Merivales Auffassung korrekt zu übersetzen, ohne die Überzeugungskraft der Marx'schen Argumentation zu beschädigen, führt zu der Formulierung: „In dicht besiedelten Kolonien ist der Arbeiter, obgleich frei, natürlicher Weise abhängig vom Kapitalisten, in dünn besiedelten muss diesem Mangel an natürlicher Abhängigkeit durch künstliche Beschränkungen abgeholfen werden.“

---

<sup>63</sup> Vgl. *MEGA* II/6, S. 651; IV/4, S. 376; II/10, S. 649; II/9, S. 627.

<sup>64</sup> Vgl. *MEGA* II/9, S. 636; II/6, S. 658/59; II/10, S. 660.

<sup>65</sup> Vgl. *MEGA* II/6, S. 689 sowie II/10, S. 691; II/9, S. 667; IV/9, S. 481.

## V

Aus den bisherigen Darlegungen ergibt sich, dass der Bearbeiter das Projekt einer *NTA* niemals hätte in Angriff nehmen können, wenn ihm nicht in Gestalt der *MEGA* die historisch-kritische Edition aller von Marx sowie Engels verfassten bzw. bearbeiteten Ausgaben und Übersetzungen von Kapital-Band I vorgelegen hätte, auch wenn er die Editionen selbstverständlich nicht ohne kritische Prüfung genutzt hat. Dagegen konnte ihm die *MEGA* naturgemäß keinerlei Anregung vermitteln bei der Lösung der Aufgabe, eine lesefreundliche Textausgabe zu erarbeiten, eine Ausgabe also, die Leserin und Leser bei Lektüre bzw. Studium des Texts ruhig auf einer Seite verweilen lässt, ohne dass sie zum näheren Verständnis in gesonderten Anmerkungsapparaten usw. nachschlagen müssen. Die *NTA* wird also – in Fortführung der Überlegungen von Kropp/Nixdorf<sup>66</sup> – im Text keine Varianten enthalten. Dies schließt zwar einerseits an frühere Volksausgaben (Kautsky 1914, MELI 1932 und Korsch 1932) an, andererseits konnten diese auch als Anregung dafür dienen, wie dabei nicht zu verfahren ist. Insbesondere sind sämtliche am Text vorgenommenen Veränderungen – bis hin zur Interpunktion<sup>67</sup> – in einem gesonderten Apparat dokumentiert, den zwar die am bloßen Text Interessierten überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen müssen, der ihnen aber – wie auch den Fachleuten in Edition und Forschung – die Möglichkeit ständiger Überprüfung des Textes auf dessen Authentizität gibt. Dem von Engels ein- und von Kautsky und Korsch fortgeführten Verfahren undokumentierter Eingriffe in den Marx'schen Text wurde also nicht gefolgt, ebenso wenig der von Hickel in seiner oben erwähnten Ausgabe eingeführten Praxis, die von Engels gegenüber der 2. deutschen Ausgabe vorgenommenen Änderungen in gesonderten Fußnoten auszuweisen, weil dies den Text noch unübersichtlicher, mithin noch schwerer lesbar macht, als er ohnehin schon ist.

Zur Kapiteleinteilung von Kapital-Band I hatten schon Kropp/Nixdorf angemerkt, dass Marxens Wunsch, sie solle aus der französischen Ausgabe übernommen werden, bei der von ihnen vorgesehenen *Volksausgabe* nicht gefolgt werden könne, „denn die alte Einteilung in 25 Kapitel hat sich dem Bewusstsein von Generationen von Marx-Lesern eingehämmert.“<sup>68</sup> Auch diesem Hinweis ist bei der Erarbeitung der *NTA* gefolgt worden. Dagegen wurde aus der französischen Ausgabe die veränderte Abschnittsaufteilung übernommen: Der siebente Abschnitt umfasst nun lediglich die Kapitel XXI-XXIII, der achte die Kapitel XXIV und XXV. Die für den siebenten gewählte Überschrift *Die kapitalistische Akkumulation* wurde der deutschen Erstausgabe entnom-

<sup>66</sup> Vgl. (auch zu vielen der nachfolgend genannten Probleme) Kropp/Nixdorf, S. 129-31.

<sup>67</sup> Es sei daran erinnert, dass schon humorige Zeitgenossen Schillers Vers „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt“ durch Einfügung eines Interpunktionszeichens in sein Gegenteil verkehrt haben: „Der brave Mann denkt an sich – selbst zuletzt“. Dasselbe trifft zu auf die (leicht anzügliche) Gegenüberstellung „Er wollte sie nicht“ und „Er wollte, sie nicht“.

<sup>68</sup> Kropp/Nixdorf, S. 130.

men, die für den achten der französischen *L'accumulation primitive* (Die ursprüngliche Akkumulation), weil sich genau in dieser Gegenüberstellung die entscheidende Differenz zwischen den beiden Abschnitten ausdrückt. Für jene aber, denen in der Überschrift des achten Abschnitts wie auch von Kapitel XXIV das Wörtchen *soğ.* (für sogenannt) fehlt, sei angemerkt, dass es im Text der deutschen Ausgaben an nur zwei Stellen verwendet worden war,<sup>69</sup> sein Äquivalent (*soi-disant*) in dem der französischen überhaupt nicht, so dass eine Aufnahme in die Überschriften irreführend gewesen wäre.

In allen Volksausgaben war dem schon von Marx bei der französischen Ausgabe angewandten Verfahren gefolgt worden, in den Fußnoten gegebene fremdsprachige Zitate zu übersetzen. In der *NTA* ist dieses Verfahren auf den gesamten Text ausgedehnt worden, so dass es in ihm – mit Ausnahme einiger Redewendungen, deren Sinngehalt nebst Quelle sowieso in redaktionellen Fußnoten zu erläutern sind – keine fremdsprachigen Passagen mehr gibt. Das Nämliche gilt für die Beseitigung von Anglizismen und Gallizismen, mit der schon Marx und Engels, wenn sie ihnen denn überhaupt auffielen, begonnen hatten, die aber zuweilen gar nicht einfach zu identifizieren sind, so dass auch Kautsky viele entgangen waren. Neben dem berühmt-berüchtigten *untergehen* (*von undergo* – durchmachen, erleiden) stehen solche Wörter wie *Transportation*, das mitnichten altertümliche Form für *Transport*, sondern Anglizismus für *Deportation* ist, bis hin zu einem Satz wie „Es ist notorisch, dass mit solchen Mixturen bereitetes Brod express für diese Art Kunden gemacht wird“; er lautet in der Quelle: „It is notorious that bread composed of those mixtures, is made expressly for sale in this manner,“ war also zu übersetzen mit: „Es ist stadtbekannt, dass mit solchen Beimischungen bereitetes Brod eigens für diese Art von Verkauf gemacht wird“. Dagegen mussten die zuweilen „sehr englisch“ anmutenden Satzkonstruktionen von Marx erhalten bleiben, da ihnen ohne definitive Beschädigung des von ihm verfassten Texts nicht beizukommen gewesen wäre.<sup>70</sup> Ebenso unterblieben Verdeutschungen von Fremdwörtern; in den Fällen, wo der Bearbeiter sie nicht in einem gewöhnlichen, billig zu erwerbenden Fremdwörterbuch gefunden hat, wurden sie in redaktionellen Fußnoten erläutert, in allen anderen sind Leserin und Leser gefordert, selber in ein solches Fremdwörterbuch zu schauen.

Bei dem Problem, dass die meisten von Marx verwendeten Maße und Gewichte englische sind, wurde nicht in der Weise vorgegangen, dass das Lesepublikum auf ein gesondertes und sowieso nicht genutztes Verzeichnis am Ende des Buches verwiesen wird. Im Falle konkreter Zahlenangaben schien es sinnvoller, den Text selbst in Editorschrift mit den Umrechnungen in metrisches System zu versehen, z. B.: „Schlafzimmer ungefähr 12 Fuss lang und 10 breit [11 m<sup>2</sup>], obgleich viele kleiner sind. Die kleine einstöckige Hütte wird

---

<sup>69</sup> Vgl. *MEGA* II/6, S. 645 u. 664.

<sup>70</sup> Vgl. dagegen die Überlegungen von Rudolf Löwe: *Der Einfluß des Englischen auf die Sprache von Karl Marx – ein Beitrag zur Textkritik des „Kapital“*. In: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* (Berlin/DDR), Jg. 5, 1957, H. 2, S. 153-65.

oft durch Bretter in zwei Schlafstuben geteilt, oft ein Bett in einer Küche 5 Fuss 6 Zoll hoch [1.70 m].<sup>71</sup> Damit wurde auch das Problem umgangen, gerundete englische Angaben durch Umrechnung in hyperexakte metrische Angaben zu verwandeln.

Dagegen verbot sich bei den nahezu durchweg in *Pound, Shilling* und *Penny* (bzw. Pfd. St., sh. und d.) gegebenen konkreten Preisen eine Umrechnung von selbst; eine Umrechnung in Mark und Pfennig wäre heutzutage ebenso sinnlos wie eine in Euro und Cent sinnwidrig. Hier konnten nur beim erstmaligen Auftauchen des Problems in einer redaktionellen Fußnote, sozusagen einer Generalanmerkung, einige Bemerkungen zum Rechnen in dieser Währung und zu den historisch gewandelten Währungsrelationen gemacht werden.

Vollständig revidiert wurden die bibliographischen Angaben. Erstens wurden sie aus den teilweise sehr ausführlichen Marx'schen Fußnotentexten herausgelöst, was zu deren besserer Lesbarkeit beiträgt, zweitens redaktionell um eine Vielzahl fehlender oder ganz weggelassener Angaben ergänzt und drittens, zusammen mit den – als solche gekennzeichneten – Erläuterungen des Bearbeiters in redaktionellen Fußnoten vereinigt. So wird z. B. bei dem ursprünglich an keiner einzigen Stelle mit einem konkreten bibliographischen Nachweis zitierten Adam Smith einheitlich auf die jeweilige Seitenzahl in der von Marx in einigen Fällen nachweislich genutzten einbändigen Ausgabe von 1848 verwiesen.<sup>72</sup>

\*\*\*

Mit den in der *NTA* gegenüber früheren Ausgaben vorgenommenen Korrekturen und Veränderungen wird also der Versuch unternommen, dem Lesepublikum eine Ausgabe zur Verfügung zu stellen, die ihm zweierlei liefert – eine lesefreundliche und zugleich zuverlässige, auf den Marx'schen Texten und den ihnen zugrunde liegenden Quellen basierte Ausgabe. Ob das Vorhaben gelungen ist, es tatsächlich dem beabsichtigten Zweck einer weiteren Verbreitung und besseren Erschließung von Kapital-Band I dient, wird die Zukunft zeigen.

---

<sup>71</sup> Vgl. *MEGA* II/6, S. 624.

<sup>72</sup> Vgl. Adam Smith: *An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. With a Memoir of the Author's Life*. Complete in One Volume. Aberdeen, London 1848. – Der Nachweis gelang erstmals bei der Edition von *Manuskript VIII* des Zweiten Buches, also 2008. Vgl. *MEGA* II/11, S. 701 nebst Erläuterung. Auf dieser Grundlage konnten auch die Seitenzahlen in den Handexemplaren der zweiten deutschen sowie der französischen Ausgabe von Kapital-Band I, die bis dahin nicht oder falsch identifiziert worden waren, richtig zugeordnet werden. Vgl. in *MEGA* II/7, im Verzeichnis der Randanstreichungen und sonstigen Bemerkungen, die Stützstellen 542.40 u. 545.32 sowie in II/8, im Variantenverzeichnis, Stützstelle 536.7, 39-42.

*Klaus Müller*

## **Welche Arbeitszeit ist gesellschaftlich notwendig?**

### **Zur Diskussion über eine große Frage**

#### **1. Problem**

„Die Marxsche Werttheorie hat sich als nicht haltbar erwiesen.“ Dies glauben keineswegs nur Gegner des Kritikers der Politischen Ökonomie. Keine Geringeren als die neuen Herausgeber der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) fällen dieses Urteil. In ihrer von Bertram Schefold verfassten Einführung zum dritten Band des „Kapital“ bekennen sie, ihnen sei „rätselhaft, wie man an der Vorstellung, die Arbeit als abstrakte bestimme den Wert der Waren, festhalten will.“ Das Beharren auf der Wertlehre habe Marx an analytischen Fortschritten gehindert. (MEGA II/15: 898 f., 910). Auch den Editoren ist klar: Wer das arbeitswerttheoretische Fundament für unbrauchbar hält, bringt das darauf errichtete Gesamtgebäude ins Wanken. Wer die Arbeitswerttheorie ablehnt, beraubt die marxistische Ökonomie nicht nur ihres kritischen Gehalts. Er schlägt ihr den Boden unter den Füßen weg. Alle ökonomischen Kategorien sind vom Arbeitswert abgeleitet. Was dann von Marx bleibt, ist wenig: Man attestiert ihm, zwar ein origineller, aber nur ein theoretisierender Denker gewesen zu sein. Sein Theoriensystem taue nicht zur Analyse und zum Verständnis der kapitalistischen Produktionsweise. Was für ein Treppenwitz der Geschichte, dass die Herausgeber der Marx-Engels-Werke, die eine herausragende editorische Leistung erbringen, eine solche Position einnehmen. Wie kommen sie dazu? Woraus mag die Zurückweisung des zentralen Bausteins der Marxschen ökonomischen Lehre resultieren? Vermutlich haben ihre Protagonisten und Protagonistinnen den Unterschied zwischen der konkreten und der abstrakten Arbeit – Springpunkt für das Verständnis der Politischen Ökonomie – nicht verstanden. Wie kann man meinen, „das Gleichsetzen von einer Stunde Nähen und einer Stunde Hämmern ist ebenso rätselhaft wie die Gleichsetzung eines Hemds und angenagelter Hufeisen als Ergebnis des Beschlagens eines Pferds?“ (Schefold 2008: 41 f.) Es ist belustigend, Marx zu unterstellen, ihm sei der Unterschied zwischen Hemd und Hufeisen nicht klar gewesen. Wer nicht verstanden hat, was bei unterschiedlichen konkreten Tätigkeiten verglichen und gleichgesetzt wird, hat zwangsläufig Probleme mit der Arbeitswerttheorie. Derartige Interpretationen laufen immer wieder auf das Verwechseln von Gebrauchswert und Wert, von konkret-nützlicher und allgemein-menschlicher Arbeit hinaus. So auch bei den Wortführern der inzwischen in die Jahre gekommenen „Neuen Marx-Lektüre“, wie Dieter Wolf am Beispiel der Thesen von Helmut Reichelt nachweist. (Wolf 2004: 66 ff.; Reichelt 2002: 172 ff.) Es ist wichtig, dass man die beiden Bestimmungen der Ware – Gebrauchswert, Wert – und der Arbeit (konkrete, abstrakte) säuberlich auseinander hält, obwohl sie nie getrennt vorkommen. Bei der abstrakten Arbeit wird „abstrahiert“, d.h. abgesehen vom konkret-nützlichen Charakter der Gebrauchswerte produzierenden Arbeit (vgl. Haug 1974: 96 f., 109 f.).

„Dass alle Wertschöpfung auf menschliche Arbeit zurückgeht, kann schwerlich in Zweifel gezogen werden“, schrieb Werner Hofmann. „Völker, die ... durch Krieg verarmt sind oder die den Weg der Industrie noch vor sich haben, wissen recht wohl, dass jede Vermehrung des Realprodukts nur durch menschliche Arbeitsleistung zu erreichen ist. Die moderne Theorie des Volkseinkommens deckt sich mit der von Marx, wonach der Neuwert einer Periode gleich ist der Summe aller Lohn- und Gewinneinkommen (in der Sprache von Marx: Größe des variablen Kapitals plus Größe des Mehrwerts). Auch vermag nur eine umfassende Theorie der volkswirtschaftlichen Wertschöpfung, die von den Bedingungen des menschlichen Arbeitens ausgeht, zu erklären, wie es nicht nur zu verkaufbaren Waren kommt, sondern gleichzeitig auch zu den kaufkräftigen Einkommen, die den Waren nachfragend gegenüberstehen – ein Aspekt, der in der gängigen Lehre von der Einzelpreisbildung gänzlich fehlt. Als Ausgangspunkt aller Theorie der volkswirtschaftlichen Wertschöpfung ist die Arbeitswertlehre niemals widerlegt worden.“ (Hofmann 1971: 109) Selbst Georg Simmel (1858-1918), weit entfernt davon, ein Epigone von Marx oder gar Marxist zu sein (Busch 2000: 115), bekennt: „Ohne von den angedeuteten Vereinheitlichungen des Wertes eine als die allein legitime zu verkünden, möchte ich die Arbeitstheorie wenigstens für die philosophisch interessanteste halten.“ (Simmel 2009: 654)

Die Arbeitswerttheorie ist der Schlüssel zum Verständnis der kapitalistischen Reproduktion. Der Wert ist ein Verhältnis der Warenproduzenten, verborgen unter dinglichen Hüllen. Seine Substanz ist die abstrakte Arbeit und seine Größe die Arbeitszeit, die gesellschaftlich (nicht individuell) nötig ist, um eine Ware herzustellen.

Doch welche Arbeitszeit ist das? Wodurch werden die „gesellschaftlichen Notwendigkeiten“ festgelegt, und vor allem, wie? Viele glauben, diese Frage könne niemand beantworten. Es dennoch zu versuchen, sei sinnlos, weil Produktivitäten und Werte sich unentwegt änderten. Im Kapitalismus berechnet tatsächlich niemand den Wert. Er ist das Gesetz des Preises, das sich im Verborgenen durchsetzt. Eine gemeinschaftliche Produktion, die von vornherein die Arbeit in gesellschaftlich notwendigen Proportionen verteilt, muss ihn berechnen. Und *prinzipiell* ist das möglich. Dass die Größe sich ändert, ist kein Grund, ihre Ermittlung zu unterlassen, sondern diese in bestimmten Abständen zu wiederholen.

Marx zeigt, dass der Wert „von einem Prozess bestimmt wird, den wir nicht verstehen und der nicht gerade unserer bewussten Entscheidung entspringt, und dass die Art, wie sich diese Werte uns aufzwingen, erst noch entschlüsselt werden muss ... Ich denke, bis heute ist das für uns eine große Frage.“ (Harvey 2011: 32) Diese Frage ist von eminent praktischer Bedeutung. Über sie haben sich Ökonomen Jahrhunderte lang den Kopf zerbrochen: Wie kommen Tauschrelationen zustande? Warum bekommt man für manche Güter viele, für andere nur wenige Güter im Austausch? „Was die Produktaustauscher zunächst praktisch interessiert, ist die Frage, wieviel fremde Produkte sie für das eigene Produkt erhalten, in welchen Proportionen sich also die Produkte austauschen.“ (MEGA II/10: 74; MEW 23: 89)

Trivial ist, dass die Tauschrelationen bestimmt werden durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Das ist der Tummelplatz der Neoklassik. Mit ihren mathematischen Spielchen gelangt sie zu manch brauchbaren, praktikablen Einsichten. Die Klassiker und Marx, interessierten sich wenig für derart Banales. Ihre Aufmerksamkeit galt der Frage, wie Tauschrelationen zustande kommen und erklärt werden müssen, wenn Angebot und Nachfrage „ausgespielt“ haben, d.h. sich im Gleichgewicht befinden. Die Waren tauschen sich dann auf der Grundlage ihrer Wertgrößen, der in ihnen enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeiten. Die Preise schwanken um die Wertgrößen in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage, wenn sie nicht, wie gegenwärtig üblich, durch monopolistische und oligopolistische Kräfte daran gehindert werden. „Es ist nichts leichter, als die Ungleichmäßigkeiten von Nachfrage und Zufuhr einzusehn und die daraus folgende Abweichung der Marktpreise von den Marktwerten... Wenn Nachfrage und Zufuhr sich gegenseitig aufheben, hören sie auf irgend etwas zu erklären (...) und lassen uns erst recht im Dunkeln darüber, weshalb der Marktwert sich gerade in dieser Summe Geld ausdrückt und in keiner andern. Die wirklichen inneren Gesetze der kapitalistischen Produktion können offenbar nicht aus der Wechselwirkung von Nachfrage und Zufuhr erklärt werden ..., da diese Gesetze nur dann rein verwirklicht erscheinen, sobald Nachfrage und Zufuhr aufhören zu wirken, d.h. sich decken.“ (MEGA II/15: 189; MEW 25:199)

Zur Beantwortung der Frage, wie die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bestimmt wird, sollen einige Anregungen erfolgen. Sie knüpfen an zwei Hinweisen an, die Marx gab. Der Vorwurf ist unbegründet, dass, wer die Wertgröße untersucht, nur die Quantität, nicht aber die gesellschaftliche Qualität im Auge habe (Harbach 2011: 43). Die Arbeitszeit, die die Wertgröße bestimmt, ist nicht diejenige eines isolierten Individuums, sondern ergibt sich aus den gesamtgesellschaftlich gegebenen Produktionsbedingungen. Sie ist die gesellschaftlich durchschnittliche oder gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Deshalb erfasst, wer die Wertgröße untersucht, zwangsläufig deren gesellschaftliche Qualität.

Nach Marx müssen der Wert und dessen Größe aus der Sicht des Gesamtsystems abgeleitet werden. Die Bedürfnisse der Menschen und technisch-organisatorische Beziehungen zwischen den Zweigen und Bereichen der Güterproduktion erzwingen eine proportionale Verteilung der Gesamtarbeitszeit. Unabhängig davon, ob und wem dies bewusst ist. Der Wert hat etwas mit der Proportionalität einer Volkswirtschaft zu tun. „Es ist in der That das Gesetz des Werths, wie es sich geltend macht, nicht in Bezug auf die einzelnen Waaren oder Artikel, sondern auf die jedesmaligen Gesamtprodukte der besondern, durch die Theilung der Arbeit verselbständigten gesellschaftlichen Produktionssphären, so daß nicht nur auf jede einzelne Waare nur die nothwendige Arbeitszeit verwandt ist, sondern daß von der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit nur das nöthige proportionelle Quantum in den verschiedenen Gruppen verwandt ist. Denn Bedingung bleibt der Gebrauchswerth.“ (MEGA II/15: 623; MEW 25: 648) „Das Ganze verkauft sich daher nur, als ob es in der nothwendigen Proportion producirt wäre.“ (MEGA II/15: 624; MEW 25: 649) Eine wichtige Schlussfolgerung ergibt sich daraus: Wer Werte begründen will, muss Proportionen begründen. Diesen Gedanken ä-

berit Marx auch im ersten Band des „Kapital“. Dort spricht er von der „wissenschaftliche(n) Einsicht ... , daß die unabhängig von einander betriebenen, aber als naturwüchsige Glieder der gesellschaftlichen Theilung der Arbeit allseitig von einander abhängigen Privatarbeiten fortwährend auf ihr gesellschaftlich proportionelles Maß reducirt werden, weil sich in den zufälligen und stets schwankenden Austauschverhältnissen ihrer Produkte die zu deren Produktion gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit als regelndes Naturgesetz gewaltsam durchsetzt, wie etwa das Gesetz der Schwere, wenn einem das Haus über den Kopf zusammenpurzelt. Die Bestimmung der Werthgröße durch die Arbeitszeit ist daher ein unter den erscheinenden Bewegungen der relativen Warenwerthe verstecktes Geheimniß.“ (MEGA II/10: 74; MEW 23: 89) In einem Brief an Ludwig Kugelmann betont Marx die „Notwendigkeit der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit in bestimmten Proportionen“, die formationsübergreifende Bedeutung hat, d.h. durch bestimmte Formen der gesellschaftlichen Produktion nicht aufgehoben werden könne. (MEW 32: 552f) Befremdlich, wenn Helmut Reichelt behauptet, dass Marx „jenen Aspekt ins Spiel bringen, ..., aber nicht mehr benennen kann, weil nicht mehr mit diesem Wertbegriff vereinbar: die gesamtgesellschaftliche Dimension, die er über den nicht explizierten Geltungsbegriff hineinschmuggelt.“ (Reichelt 2008: 251) Die gesellschaftliche Dimension ist nicht nur mit dem Wertbegriff vereinbar. Sie ist eines seiner Wesensmerkmale. Ohne jene kann man diesen gar nicht begreifen. Akzeptieren Käufer den Wert – Reichelt nennt dies Geltung –, dann ist das Ausdruck dafür, dass die Ware entsprechend den gesellschaftlichen Proportionalitätserfordernissen produziert worden ist. Tatsächlich geht es beim Wert um objektive Proportionen zwischen den Güterproduktionen. Zum anderen kommt aus der Sicht der einzelnen Ware ein Aspekt hinzu: Gesellschaftlich nothwendig ist die „Arbeitszeit, erheischt, um irgend einen Gebrauchswerth mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen.“ (MEGA II/10: 41; MEW 23: 53) Der Hinweis, dass die durchschnittliche Arbeitszeitdauer die Wertgrößen bestimmt, überzeugt aus zwei Gründen: Wäre es anders, gäbe es so viele Werte wie individuell unterschiedliche Arbeitszeiten für ein und dieselbe Ware. Die Frage nach den Bestimmungsgründen der Tauschrelation im Gleichgewicht bliebe so unbeantwortet. Hinzu käme, dass die Ware umso wertvoller wäre, „je fauler oder ungeschickter ein Mann ..., weil er desto mehr Zeit zu ihrer Verfertigung braucht.“ (MEGA II/10: 41; MEW 23: 53)

Eine Ware wird nur dann zum Wert verkauft, wenn das Gesamtquantum gesellschaftlicher Arbeit für diese Warenart dem Quantum des zahlungsfähigen gesellschaftlichen Bedürfnisses entspricht. Wird zu viel gesellschaftliche Arbeitszeit aufgewendet und werden zu viele Produkte dieser Art hergestellt, ist ein Teil davon nutz- und wertlos, selbst wenn die einzelne Ware in der gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit erzeugt wird. „Gesetzt endlich jedes auf dem Markt vorhandne Stück Leinwand enthalte nur gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit. Trotzdem kann die Gesamtsumme dieser Stücke überflüssig verausgabte Arbeitszeit enthalten... Die Wirkung ist dieselbe, als hätte jeder einzelne Leinweber mehr als die gesellschaftlich nothwendige Arbeits-



zeit auf sein individuelles Produkt verwandt.“ (MEGA II/10: 101; MEW 23: 121 f)

Dies gilt nicht nur für die kapitalistische Produktion: „Gesellschaftliche Produktion vorausgesetzt, bleibt die Zeitbestimmung natürlich wesentlich ... Ebenso muss die Gesellschaft ihre Zeit zweckmäßig einteilen, um eine ihren Gesamtbedürfnissen gemäße Produktion zu erzielen ... Ökonomie der Zeit, sowohl wie planmäßige Verteilung der Arbeitszeit auf die verschiedenen Zweige der Produktion, bleibt also erstes ökonomisches Gesetz auf Grundlage der gemeinschaftlichen Produktion. Es wird sogar in viel höherem Grade Gesetz.“ (Marx Grundrisse 1974: 89)

## 2. Direkter und indirekter Arbeitszeitaufwand

Ein Gut entsteht, indem Arbeitskräfte in einer bestimmten Arbeitszeit mit Hilfe von Arbeitsmitteln (Maschinen, Anlagen, Werkzeuge usw.) Arbeitsgegenstände (Rohstoffe, Hilfsstoffe, Betriebsstoffe ver- oder- bearbeiten. Zur Herstellung der benötigten Arbeitsmittel (AM) und der Arbeitsgegenstände (AG) ist wiederum Arbeit oder Arbeitszeit erforderlich. „Der Werth der Waare ist bestimmt durch die Gesamt-Arbeitszeit, vergangne und lebendige, die in sie eingeht.“ (MEGA II/15: 257; MEW 25: 271) Man muss deshalb zwischen direktem und indirektem Arbeitszeitaufwand unterscheiden. Der englische Philosoph John Locke (1632 – 1704) drückt das so aus: „In das Brot, das wir brechen, sind nicht allein die Mühe des Pflügenden, die Anstrengungen des Schneidenden und Dreschers und der Schweiß des Bäckers einzurechnen; der Beitrag all derer, die die Ochsen zähmten, die das Eisen schmiedeten und die Steine gruben, die das Holz fällten und zimmerten, damit man den Pflug, die Mühle, den Ofen oder all die zahlreichen Gerätschaften herstellen konnte, deren das Korn von seiner Aussaat bis zu seiner Verwandlung in Brot bedurfte, muss ja auch auf das Konto der Arbeit gesetzt und als deren Werk gewertet werden ...“. (Locke: 127)

Unter marxistischen und nichtmarxistischen Ökonomen ist unter dem Eindruck, dass der Wert den individuellen Produzenten unbekannt ist, die Ansicht verbreitet, dass man den Wert bzw. den Gleichgewichtspreis nicht berechnen könne. Als Beispiel sei Wilhelm Röpke genannt: „... diesen Preis nun wirklich auszurechnen ... ist ein Rechenkunststück, dass immer nur der Rechenmeister Markt vollbringen kann. Es gibt keine andere Methode, den richtigen, d.h. der Gleichgewichtslage entsprechenden Preis ... zu bestimmen als die marktwirtschaftliche; wir können diese Größen nicht irgendwie mathematisch-statistisch im voraus berechnen, sondern nur hinterher konstatieren, nachdem der ‚Markt‘ seine Schuldigkeit getan hat.“ (Röpke 1944: 59)

Doch der volle volkswirtschaftliche Arbeitsaufwand, der zur Herstellung eines Gutes gesellschaftlich notwendig ist und im Gleichgewichtspreis erscheint, kann ermittelt werden mit Hilfe eines Gleichungssystems. Die Zeit hat eine Dimension: Sekunde, Minute, Stunde... Man kann sie messen, das heißt, ihre Quantität angeben. Für die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit – die Marxsche Wertgröße – trifft dies genauso zu. Diese Ansicht stößt manchmal auf den

Einwand, derartige Rechnungen würden in der Regel nur ihre implizierten Voraussetzungen „beweisen“. Sie bewiesen, dass man ein Beispiel konstruieren kann, das gerechnet werden kann. Richtig ist, dass Modellergebnisse auch durch die Modellprämissen bestimmt werden. Aber das ist nicht die Frage. Die Frage ist, ob die Prämissen stimmen. Und da verdanken wir Marx die entscheidenden Hinweise: Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist die volle Arbeitszeit – die Summe aus direkter und indirekter Arbeitszeit –, die unter „normalen“ Bedingungen zur Herstellung einer Bedarfseinheit notwendig ist. Zur exakten Lösung kommt man über ein Gleichungssystem. An einem Modell wird im Folgenden gezeigt, wie man prinzipiell die Wertgröße berechnen muss.

Derartige Überlegungen sind auch für eine sozialistische Wirtschaft von Bedeutung. Für eine sozialistische Marktwirtschaft ohnehin, weil es da definitionsgemäß Waren und Wert gibt. Aber auch für den Sozialismus ohne Markt und Wertformen. Deren wichtigstes Merkmal besteht darin, dass die individuelle Arbeitszeit zugleich von vornherein gesellschaftlich notwendig ist. Im Sozialismus muss die gesellschaftlich Arbeitszeit auf der Grundlage des Bedarfs und der Produktivität proportional auf die Produktherstellung verteilt werden. Um dies tun zu können, muss man sie kennen. Um sie zu kennen, muss man sie berechnen. Um sie zu berechnen, muss man wissen, wie. Das ist die Logik! Dabei sind die technischen Voraussetzungen, um das Problem auch praktisch zu lösen, heute so gut wie noch nie zuvor: modernste Informations- und Kommunikationstechnik, Stücklisten, Rezepturen, Geschwindigkeiten technischer Prozesse usw. sind bekannt. Riesige Datenmengen können in großen komplexen Software-Programmen verarbeitet werden. Mit zentralistischen Vorgaben und der Festlegung willkürlicher Planpreise, die angeblich dem Wert entsprechen sollen, ist es nicht getan. Es ist klar: Nur wenn wir die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit vor der Produktion ermitteln können, entfällt die Notwendigkeit, sie nachträglich durch spontane Marktprozesse suchen zu lassen. Ein Gleichungssystem zeigt, wie der Weg prinzipiell aussehen muss, um das Problem zu lösen. Dabei ist so manches ungelöst: Reduktion komplizierter auf einfache Arbeit, Festlegung gesellschaftlicher Normen bei unterschiedlicher Ausstattung mit Produktionsmitteln u.ä. Darauf wird hier nicht eingegangen. Interessant ist, dass die Mehrheit der sowjetischen Ökonomen in den 1920er Jahren mit Stanislav Strumilin und Eugen Varga an der Spitze vorschlug, den Arbeitsaufwand nicht in Geld, sondern in Arbeitszeiteinheiten zu erfassen. Man glaubte, dass das Geld in der Sowjetunion den Arbeitswertmarken schon sehr nahe komme. (Autorenkollektiv 1973: 146, 165)

Bis zum Finalerzeugnis durchläuft der zu bearbeitende Gegenstand mehrere Stufen der Produktion. Der Arbeiter schafft einen konkreten nützlichen Gegenstand (Gebrauchswert). Er überträgt zugleich die in den verbrauchten Produktionsmitteln (AG und AM) enthaltenen vergegenständlichten Werte auf das neue Produkt. Durch den Verbrauch (bzw. Gebrauch) von Konsumgütern reproduziert er sich selbst. Der Müller fügt durch seine konkrete Arbeit dem Mehl den Wert des Korns, Teile des Wertes der Mühle und diverser Produktionsgegenstände zu. Zugleich produziert er einen neuen, zusätzlichen Wert. Das nennt man Wertschöpfung. Der Wert des Mehls setzt sich aus dem über-

tragenen Wert des verbrauchten konstanten Kapitals  $c$  (Vorleistungen, Abschreibungen) und dem neu geschöpften Wert  $v + m$  zusammen. Das variable Kapital  $v$  ist der bezahlte,  $m$ , der Mehrwert, der unbezahlte Teil der lebendigen Arbeit. Das Verhältnis zwischen  $m$  (Mehrarbeitszeit) und  $v$  (notwendige Arbeitszeit) interessiert uns in diesem Beitrag nicht.

Auf der nächsten Stufe überträgt die konkrete Arbeit des Bäckers den im Mehl, im Backofen und anderen Bäckereiausrüstungen vergegenständlichten Wert auf das Brot. Zugleich fügt auch die Arbeit des Bäckers dem Wert der verbrauchten AG und AM neuen Wert hinzu. Die Wertgrößen des Mehls und des Brotes setzen sich wie die Wertgröße einer jeden beliebigen Ware aus zwei Wertbestandteilen zusammen. Erstens aus dem in früheren Produktionsstufen erzeugten und in den Produktionsmitteln vergegenständlichten alten Wert (indirekte Arbeitszeit), zweitens aus dem auf der jeweiligen Stufe geschöpften neuen Wert (direkte Arbeitszeit). Der „alte“ Wert erscheint im neuen Produkt in jener Größe, mit der er in die Produktion eingegangen war. Deshalb nennt Marx ihn konstantes Kapital. Während der Arbeitszeit wird dem Wert der verbrauchten AM (Maschinen, Gebäude, Werkzeuge, Transportmittel u.ä.) und dem der AG (Material) neuer Wert hinzugefügt. Dieser neue Wert erscheint in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung als die Summe aus dem Einkommen aus unselbständiger Arbeit und aus Unternehmertätigkeit und Vermögen. Der Wert einer Ware, der als Gleichgewichtspreis erscheint, setzt sich zusammen aus vergangener Arbeitszeit, die in AG und AM verkörpert ist, und aus Arbeitszeit, die im jeweiligen Produktionsprozess direkt geleistet wird. Jeder Produktionsprozess ist einerseits Wertübertragung und andererseits Wertschöpfung. Diese Dialektik von Wertübertragung und Verwertung hält Reichelt für Metaphorik und behauptet, es würden „keine substanzialistisch vorgestellten Werte übertragen, sondern gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit hinzugefügt.“ (Reichelt 2008: 251) Dazu ist zu sagen: Jede Ware enthält direkte Arbeitszeit (lebendige Arbeit) und zugleich enthält sie indirekte Arbeitszeit (vergangene Arbeit). Indirekte Arbeit ist die, welche sich in den Produktionsmitteln bereits vergegenständlicht hat, die man zur Produktion der betreffenden Waren benötigt. Die Wertgröße einer Ware kann daher vollends in Arbeitszeit aufgelöst werden. Sie setzt sich aus dem direkten und aus dem indirekten Arbeitszeitaufwand zusammen. Direkte und indirekte Arbeitszeit ergeben zusammen die volle Arbeitszeit, die zur Herstellung einer Ware im volkswirtschaftlichen Maßstab benötigt wird. Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist die volle Arbeitszeit, die zur Herstellung einer Ware erforderlich ist. Sie enthält, anders ausgedrückt, die vorhandenen und zu übertragenden sowie die neu entstehenden Werte. Hinzugefügt (wozu hinzu?) wird also nicht, wie Reichelt meint, die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, sondern die direkte Arbeitszeit zur indirekten Arbeitszeit. Die Summe aus beiden Teilzeiten ist dann die volle oder, wie Marx sagt, die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit.

Wie ermittelt man den vollen Arbeitsaufwand, den wir in Arbeitszeiteinheiten ausdrücken?

Die Antwort wollen wir an einem einfachen Modell zeigen.

### 3. Ein Modell zur Ermittlung der vollen Arbeitszeit

Wir stellen uns vor, die Volkswirtschaft bestehe aus drei Sektoren. Im ersten Sektor werden AG, im zweiten Sektor AM und im dritten Sektor Konsumgüter (KG) hergestellt. Wir nehmen ferner an, das den Arbeitern und Unternehmern zufließende Einkommen werde vollständig konsumiert. Mit anderen Worten: Es gibt keine Neuinvestitionen. Wir unterstellen einfache Reproduktion. Der nächste Produktionsprozess findet auf dem bisherigen Niveau statt. Hellsichtige Ökonomen sehen in der Ablösung der Wachstumswirtschaft durch eine „neue Ökonomie der sozial-ökologischen einfachen Reproduktion“ in hoch entwickelten Volkswirtschaften ein Gebot der Vernunft. (Haustein 2012: 141) Irreparable Umweltverknappung, die Erschöpfung der natürlichen Ressourcen und die zunehmende Sättigung mit Konsumgütern in den reichen Industrieländern erzwingen die Abkehr von einem Wirtschaftsprinzip, das in der fortwährenden Steigerung des Bruttoinlandsprodukts und vor allem der Profite besteht. Um Missverständnisse zu vermeiden: Es spricht nichts dagegen, dass sich Neuerungen und Wandel innerhalb eines gegebenen volkswirtschaftlichen Produktionsniveaus, also bei konstantem realen Bruttoinlandsprodukt, vollziehen können. Entwicklung, Verbesserung sind ohne Wachstum möglich. Neue Produkte ersetzen auch bei einfacher Reproduktion veraltete. Vorstellbar ist, dass durch den Anstieg der Produktivität die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit je Produkt sinkt und bei gleicher Gesamtarbeitszeit mehr Produkte als bisher hergestellt werden. Ein unveränderter Wert des Gesamtprodukts äußert sich in einer höheren Menge an Erzeugnissen. Einfache Reproduktion ist mit einer Zunahme der Produktionsmenge vereinbar. Der Produktivitätsanstieg muss aber weniger für Wachstum, sondern mehr für die Verkürzung der Arbeitszeit genutzt werden.

Unser Modell (vgl. Übers. 1) stellt ein physisches Produktionssystem dar. AG, AM und KG werden jeweils durch Einsatz von AG, AM und direkter Arbeit (A) hergestellt.

Übers. 1: Modell eines Produktionssystems		
Produktionssektor	Input	Output
I (AG)	150 A + 60 AM + 750 AG	3.750 AG
II (AM)	300 A + 120 AM + 1.500 AG	300 AM
III (KG)	450 A + 120 AM + 1.500 AG	900 KG

AG: Arbeitsgegenstände; AM: Arbeitsmittel; KG: Konsumgüter

Die willkürlich angenommenen Zahlen des Tableaus (Übers. 1) stellen Mengeneinheiten dar:

- 3.750 Mengeneinheiten AG werden erzeugt mit 750 Mengeneinheiten AG, 60 Mengeneinheiten AM, und 150 Einheiten an direkter Arbeit (Arbeitszeiteinheiten).
- 300 Mengeneinheiten AM werden erzeugt mit 1.500 Mengeneinheiten AG, 120 Mengeneinheiten AM und 300 Einheiten an direkter Arbeit.
- 900 Mengeneinheiten KG werden erzeugt mit 1.500 Mengeneinheiten AG, 120 Mengeneinheiten AM und 450 Mengeneinheiten an direkter Arbeit.

Diese physischen Beziehungen zwischen den Produktionszweigen beruhen auf technischen Annahmen. Für ein Kleid sind eine bestimmte Menge Stoff, eine Nähmaschine und eine bestimmte Arbeitszeit nötig.

Man kann nun mit Hilfe eines Gleichungssystems (vgl. Übers. 2) die vollen Arbeitszeitquanta  $\lambda_i$  berechnen, die jeweils in einer Einheit der Produkte AM, AG und KG enthalten sind.

Übers. 2: Gleichungssystem zur Berechnung der vollen Arbeitszeitquanta $\lambda_i$		
Sektor	Input	Output
I (AG)	$150 + 60 \lambda_2 + 750 \lambda_1$	$3.750 \lambda_1$
II (AM)	$300 + 120 \lambda_2 + 1.500 \lambda_1$	$300 \lambda_2$
III (KG)	$450 + 120 \lambda_2 + 1.500 \lambda_1$	$900 \lambda_3$

AG: Arbeitsgegenstände; AM: Arbeitsmittel; KG: Konsumgüter

$\lambda_1$  : volles Arbeitsquantum, das in einer Einheit AG enthalten ist,

$\lambda_2$  : volles Arbeitsquantum, das in einer Einheit AM enthalten ist,

$\lambda_3$  : volles Arbeitsquantum, das in einer Einheit KG enthalten ist, wobei gilt:

$\lambda_i = \text{Arbeitszeitmenge/Ausbringungsmenge} = 1/AP_i$ , wobei  $AP_i = \text{Arbeitsproduktivität des Sektors } i$  ( $i = 1, 2, 3$ ).

Die Koeffizienten  $\lambda_i$  entsprechen dem Reziprokom der Arbeitsproduktivität. Während in diesem System die Werte in Arbeitszeitquanten aufgelöst werden, ermittelt Marx in seinen Reproduktionsschemata das makroökonomische Gleichgewicht zwischen der Erzeugung von Produktions- und Konsumtionsmitteln, indem er den Wert der Waren in die Bestandteile  $c$  (Wert der Produktionsmittel),  $v$  (Wert der Ware Arbeitskraft) und  $m$  (Wertbestandteil der Waren, den sich der Kapitalist aneignet) einteilt. Diese Einteilung ermöglicht es ihm, die stofflichen Gleichgewichtsrelationen zwischen Produktions- und Konsumtionsmitteln wertmäßig auszudrücken. Er zeigt auf diese Weise, wie groß das in Werten ausgedrückte Angebot an Produktionsmitteln und Konsumtionsmitteln sein muss, um sowohl bei einfacher als auch bei erweiterter Reproduktion die Nachfrage nach ihnen zu decken. (MEW 24: 391-518)

Wir lösen jetzt das Gleichungssystem mit drei Unbekannten:

$$\text{Ia} \quad 3.000 \lambda_1 = 60 \lambda_2 + 150$$

$$\text{IIa} \quad 1.500 \lambda_1 = 180 \lambda_2 - 300$$

$$\text{Ia} - 2 \times \text{IIa}$$

$$\begin{array}{r} 3.000 \lambda_1 = 60 \lambda_2 + 150 \\ - \quad \underline{3.000 \lambda_1 = 360 \lambda_2 - 600} \\ 0 \quad = -300 \lambda_2 + 750 \end{array}$$

$$\lambda_2 = 2,5$$

$$\lambda_2 = 2,5 \text{ in Ia eingesetzt ergibt: } 3.000 \lambda_1 = 60 \times 2,5 + 150 = 300$$

$$\lambda_1 = 0,1$$

$$\lambda_1 = 0,1 \text{ und } \lambda_2 = 2,5 \text{ in III eingesetzt ergibt: } 450 + 120 \times 2,5 + 1.500 \times 0,1 = 900 \lambda_3$$

$$900 \lambda_3 = 900; \lambda_3 = 1.$$

Ergebnis:

$\lambda_1 = 0,1$  ist die Arbeitsmenge, die in einer Einheit AG steckt;

$\lambda_2 = 2,5$  ist die Arbeitsmenge, die in einer Einheit AM steckt;

$\lambda_3 = 1$  ist die Arbeitsmenge, die in einer Einheit KG steckt.

Jetzt ermitteln wir die vollen Arbeitsmengen, indem wir  $\lambda_i$  in das Gleichungssystem einsetzen:

Die volle Arbeitsmenge, die für 3.750 Mengeneinheiten (z. B. Stück) AG benötigt wird, ergibt sich aus dem

direkten Einsatz an Arbeit	150 Arbeitszeiteinheiten
+ indirekten Einsatz an Arbeit für $0,1 \times 750$ AG	75 Arbeitszeiteinheiten
+ indirekten Einsatz an Arbeit für $2,5 \times 60$ AM	150 Arbeitszeiteinheiten
<i>Voller Aufwand für 3.750 Mengeneinheiten AG</i>	<i>375 Arbeitszeiteinheiten</i>

Die volle Arbeitsmenge, die für 300 Mengeneinheiten (z. B. Stück) AM benötigt wird, ergibt sich aus dem

direkten Einsatz an Arbeit	300 Arbeitszeiteinheiten
+ indirekten Einsatz an Arbeit für $0,1 \times 1.500$ AG	150 Arbeitszeiteinheiten
+ indirekten Einsatz an Arbeit für $2,5 \times 120$ AM	300 Arbeitszeiteinheiten
<i>Voller Aufwand für 300 Mengeneinheiten AM</i>	<i>750 Arbeitszeiteinheiten</i>

Die volle Arbeitsmenge, die für 900 Mengeneinheiten (z. B. Stück) KG benötigt wird, ergibt sich aus dem

direkten Einsatz an Arbeit	450 Arbeitszeiteinheiten
+ indirekten Einsatz an Arbeit für 0,1 x 1.500 AG	150 Arbeitszeiteinheiten
+ indirekten Einsatz an Arbeit für 2,5 x 120 AM	300 Arbeitszeiteinheiten
<b>Voller Aufwand für 900 Mengeneinheiten KG</b>	<b>750 Arbeitszeiteinheiten</b>

So ergibt sich folgender Aufwand an gesamtgesellschaftlicher, direkter und indirekter (in AM und AG vergegenständlichter) Arbeit für die Produktion der AG, AM und KG (Übers. 3):

Sektoren	Indirekte Arbeit, vergegenständlicht in		Direkte Arbeit	Voller Arbeitsaufwand
	AG	AM		
I (AG)	75	150	150	375
II (AM)	150	300	300	750
III (KG)	150	300	450	900
<b>Gesamt</b>	<b>375</b>	<b>750</b>	<b>900</b>	<b>2.025</b>

AG: Arbeitsgegenstände; AM: Arbeitsmittel; KG: Konsumgüter

Das Tableau (Übers. 3) zeigt die Verteilung der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsmenge (2.025 Einheiten) auf die drei Produktionssektoren. Die gesamtgesellschaftliche Arbeitsmenge von 2.025 Einheiten, von der sich 1.125 Einheiten in AG und AM vergegenständlicht haben (vergegenständlichte Arbeit) und 900 Arbeitseinheiten als aktuelle Arbeit verausgabt werden, wird so auf die Sektoren verteilt, dass in der Folgeperiode die Produktionsmittel ersetzt werden können und ein Nettoprodukt von 900 Mengeneinheiten KG entsteht. Hier wird deutlich, weshalb Marx vom gesellschaftlich notwendigen Arbeitsaufwand spricht. Die Wertgröße widerspiegelt die notwendigen Proportionen, die erfüllt sein müssen, damit in der Folgeperiode ein neuer Produktionsprozess stattfinden kann. Dazu müssen die verbrauchten Produktionsmittel ersetzt werden in den für die Fortsetzung der Produktion erforderlichen Proportionen. Der Neuwert muss so verteilt werden, dass die gesellschaftliche Arbeitskraft wieder eingesetzt werden kann. Daran wird noch ein weiterer wichtiger Aspekt deutlich: Die Wertgröße der Waren wird nicht bestimmt durch die Arbeitszeit, die tatsächlich notwendig gewesen war zu deren Herstellung. Sie wird bestimmt durch die Arbeitszeit, die gesellschaftlich notwendig ist, um sie erneut zu produzieren. Die Wertgröße ist die gesellschaftlich notwendige Reproduktionszeit. „Der Werth jeder Waare – also auch der Waaren, woraus das Kapital besteht – ist bedingt, nicht durch die in ihr selbst enthaltne nothwendige Arbeitszeit, sondern durch die *gesellschaftlich* nothwendige Arbeitszeit, die zu ihrer Reproduktion erheischt ist.“ (MEGA II/15: 143; MEW 25: 150) Unter dem Begriff Wertrevolu-

tion geht Marx im 6. Kapitel des ersten Bandes kurz auf das Problem ein. (MEW 23: 224 f; MEGA II/10: 189 f)

Man sieht, dass die Verteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeitsmenge durch Höhe und Inhalt der gesamtgesellschaftlichen Bedürfnisse sowie durch technologische Bedingungen und Beziehungen zwischen den Produktionsbereichen bestimmt wird: Wenn 3.750 Mengeneinheiten AG erzeugt werden sollen, dann müssen, ob man das will oder nicht, 75 Arbeitseinheiten in Form von AG, 150 Arbeitseinheiten in Form von AM sowie 150 Arbeitseinheiten in direkter Form auf den Sektor AG-Erzeugung entfallen.

Man kann auch so sagen: Der erforderliche Arbeitsaufwand für die Herstellung der jeweiligen Mengeneinheiten (ME) von Arbeitsgegenständen, Arbeitsmitteln und Konsumgütern errechnet sich wie folgt:

	3.750 ME AG	300 ME AM	900 ME KG
Direkter Arbeitsaufwand	150	300	450
Indirekter Arbeitsaufwand	225	450	450
<i>Voller Arbeitsaufwand</i>	<i>375</i>	<i>750</i>	<i>900</i>

ME: Mengeneinheit; AG: Arbeitsgegenstände; AM: Arbeitsmittel; KG: Konsumgüter

Oder, bezogen auf jeweils eine Mengeneinheit:

	1 ME AG	1 ME AM	1 ME KG
Direkter Arbeitsaufwand	0,04	1,0	0,5
Indirekter Arbeitsaufwand für AG	0,02	0,5	0,1667
Indirekter Arbeitsaufwand für AM	0,04	1,0	0,3333
<i>Voller Arbeitsaufwand</i>	<i>0,10</i>	<i>2,5</i>	<i>1,0</i>

ME: Mengeneinheit; AG: Arbeitsgegenstände; AM: Arbeitsmittel; KG: Konsumgüter

Die vollen, gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeitaufwendungen zur Herstellung einer Wareneinheit entsprechen den Koeffizienten  $\lambda_i$  bzw. dem Reziprokom der Arbeitsproduktivität. Die privaten Warenproduzenten gehen, indem sie die gesellschaftliche Gesamtarbeit erbringen, objektive, quantitative Beziehungen untereinander ein, die sie nicht kennen. Marx zeigt im dritten Band des „Kapital“, dass sich diese gesellschaftliche Bestimmtheit der Produktion im Austausch hinter dem Rücken der Privateigentümer durchsetzt: „Soweit die Gesellschaft Bedürfnisse befriedigen, einen Artikel zu diesem Zweck producirt haben will, so muß sie ihn zahlen. In der That, da bei der Waarenproduktion Theilung der Arbeit vorausgesetzt ist, kauft die Gesellschaft diese Artikel,



indem sie auf ihre Produktion einen Theil ihrer disponiblen Arbeitszeit verwendet, kauft sie sie also durch ein bestimmtes Quantum der Arbeitszeit, worüber diese Gesellschaft verfügen kann. Der Theil der Gesellschaft, dem es durch die Theilung der Arbeit zufällt, seine Arbeit in der Produktion dieser bestimmten Artikel zu verwenden, muß ein Äquivalent erhalten durch gesellschaftliche Arbeit, dargestellt in den Artikeln, die seine Bedürfnisse befriedigen.“ (MEGA II/15: 186 f; MEW 25: 196)

Auf Basis der in den Gütern enthaltenen Arbeitszeitquanten ergeben sich in unserem Beispiel folgende Tauschrelationen:

- 1 ME Arbeitsmittel = 2,5 ME Konsumgüter; 1 ME Konsumgut = 0,4 ME Arbeitsmittel;
- 1 ME Arbeitsmittel = 25 ME Arbeitsgegenstände; 1 ME Arbeitsgegenstand = 0,04 ME Arbeitsmittel;
- 1 ME Konsumgut = 10 ME Arbeitsgegenstände; 1 ME Arbeitsgegenstand = 0,1 ME Konsumgut.
- Sektor I liefert an Sektor II 1.500 Mengeneinheiten AG und erhält vom Sektor II 60 Mengeneinheiten AM. Diese unterschiedlichen Gebrauchswertmengen enthalten jeweils 150 volle Arbeitszeiteinheiten.
- Sektor I liefert an Sektor III 1.500 AG und erhält dafür äquivalent 150 Arbeitszeiteinheiten in Form von Konsumgütern, die benötigt werden von denen, die im Sektor I direkte Arbeit verausgaben. Sektor II liefert an Sektor III 120 Mengeneinheiten AM, die 300 Arbeitszeiteinheiten entsprechen. In dieser Höhe bezieht der Sektor II vom Sektor III Konsumgüter (direkte Arbeitszeiteinheiten).

Direkte Arbeit können nur Arbeiter leisten, die durch Verbrauch von KG ihre Arbeitskraft erhalten. Im Modell entsprechen 900 Mengeneinheiten KG 900 vollen Arbeitszeiteinheiten. Von diesen gehen 300 Arbeitszeiteinheiten in Form von KG in den Sektor II. Im Gegenzug erhält Sektor III die von ihm benötigten 120 Mengeneinheiten AM, die gleichfalls ein Arbeitszeitvolumen von 300 Einheiten darstellen. In den Sektor I gehen 150 Arbeitszeiteinheiten in Form von Konsumgütern, Voraussetzung dafür, dass dort direkte Arbeit geleistet werden kann. Dafür bekommt Sektor III 150 Arbeitszeiteinheiten zurück in Form der benötigten AG. Es findet also durchgängig Äquivalententausch statt auf Basis voller, d.h. gesellschaftlich notwendiger, Arbeitszeiteinheiten.

#### 4. Zur Durchsetzung des Wertgesetzes

Das Wertgesetz besagt, dass sich die Waren tauschen im Verhältnis der in ihnen enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeitquanten. Marx verstand unter der Wertgröße keinen Durchschnitt im strengen mathematischen Sinn. Für ihn sind die Marktwerte der Waren keine arithmetischen oder gewogenen Mittel, sondern die Arbeitszeiten, unter denen die Mehrheit der Waren hergestellt wird. (Der Marktwert ist nichts anderes als der Wert, aus der Sicht des Marktes, der Zirkulation, gesehen.) Das sind die „gesellschaft-

lich normalen“ Produktionsbedingungen. (Marx 1972: 203 f.) Wichtigster Ausgangspunkt: Alle Produktionsfaktoren sind beliebig vermehrbar. Für den Boden trifft dies zwar nicht zu. Doch der Boden ist außerhalb der Landwirtschaft nur als Standort wichtig, nicht als zu bearbeitender Gegenstand.

Ist die Nachfrage  $>$  als das Angebot, liegen die Preise über dem Wert. Dadurch steigt das Angebot, indem die dominierenden Produktionsbedingungen stärker genutzt werden,  $\alpha$ ) durch die bisherigen Produzenten mit dem größten Marktanteil und der dominierenden Produktivität oder/und  $\beta$ ) durch hinzukommende Produzenten, die ebenfalls mit der dominierenden Produktivität produzieren. Das Angebot wird an die höhere Nachfrage herangeführt. Wird der Angebots-Zuwachs mit der bisherigen Produktivität erbracht, ändert sich die Wertgröße nicht. Der Preis sinkt auf den Wert zurück.

Ist die Nachfrage  $<$  als das Angebot, liegen die Preise unter dem Wert. Dadurch sinkt das Angebot. Das kann geschehen, indem ein Teil der den Wert bestimmenden Kapazitäten nicht mehr genutzt wird. Die gesunkene Menge wird aber mit der bisher dominierenden Produktivität hergestellt. Der Preis steigt durch die Angebotsreduktion wieder auf die unveränderte Wertgröße.

So ist Marxens Auffassung zu verstehen, dass die Marktpreise in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage um den (Markt)wert schwanken, von diesem abweichen und mit ihm nur zusammenfallen, wenn das Angebot gleich der Nachfrage ist. Dieser Äquivalentenaustausch ist das ökonomische Gesetz, das Rationelle, zu dem die kapitalistische Reproduktion immer wieder tendiert. Doch die kapitalistische Produktion verläuft anarchisch und spontan. „Der Austausch oder Verkauf der Waaren zu ihrem Werth ist das Rationelle, das natürliche Gesetz ihres Gleichgewichts; von ihm ausgehend, sind die Abweichungen zu erklären, nicht umgekehrt aus den Abweichungen das Gesetz selbst.“ (MEGA II/15: 187; MEW 25: 197) Die Abweichung der Preise vom Wert ist daher die Regel, deren Übereinstimmung ist kurzfristig eine zufällige Episode, langfristig aber sich das tendenziell Behauptende. Ein ewiges Auf und Ab, beständiges Entfernen der Preise vom Wert und ein fortwährendes Annähern, Schwankungen, die sich immer wieder spontan korrigieren, weil die Gegenkräfte umso stärker wirken, je größer die Abweichungen vom Gesetz sind. Die Übereinstimmung der Tauschraten mit den gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeitquanten kann immer nur annähernd gegeben sein. Das Prinzip der Äquivalenz setzt sich durch, indem es ständig verletzt wird. Nachträglich auf dem Markt wird festgestellt, ob und in welchem Maße die aufgewandte Arbeit gesellschaftlich notwendig ist. Individuelle und gesellschaftlich notwendige Arbeitszeiten weichen voneinander ab, korrigieren und regulieren sich in einem nie endenden Prozess. Der Austausch zu Werten ist eine Tendenz, die sich durch trial and error nur langfristig durchsetzt. Es ist nicht leicht zu verstehen, aber so es ist: Das Wertgesetz setzt sich durch, indem es ständig verletzt wird. Unter Bedingungen der zwischenzeitlichen Konkurrenz verwandelt sich der Wert in den Produktionspreis. Dieser setzt sich aus dem Kostpreis und dem Durchschnittsprofit zusammen. Der Produktionspreis ist modifizierter Wert. Er ersetzt den klassischen Marktwert ( $c + v + m$ ) als Schwankungszentrum der

Marktpreise. Allerdings handelt es sich dabei um ein Modell, das an viele Prämissen gebunden ist, die in der Realität in der Regel nicht gegeben sind. (vgl. Müller 2010:50-52) Es verwundert nicht, dass die Herausbildung des Produktionspreises und einer allgemeinen Durchschnittsproftrate empirisch bislang nicht gestützt werden konnten (vgl. Fröhlich 2009: 228ff, 234; Farjoun, Machover 1983).

## Fazit

Der Austausch zu Werten sichert, dass die gesellschaftliche Gesamtarbeitszeit (vergangene, gegenwärtige, tote und lebendige, indirekte und direkte) so auf die Sektoren der Produktion aufgeteilt wird, dass die Reproduktion friktionslos gewährleistet wird. „Aber diese Verteilung erfolgt nicht ex ante, nicht bewußt und geplant, sondern ex post, als Reaktion auf Signale aus der Sphäre des Austauschs – des einzigen Punktes, wo die Warenakteure ... in Kontakt mit anderen Individuen treten.“ (Nyikos 2010: 91) Die Werte bestimmen die Relationen, in denen sich Produkte tauschen, hinter dem Rücken der Warenproduzenten. Denen erscheinen die Tauschverhältnisse auf den ersten Blick zufällig und rätselhaft.

Zur Bestimmung des vollen Arbeitszeitaufwandes, der in einer Volkswirtschaft zur Herstellung eines Gutes anfällt, können wir zusammenfassend sagen:

Grundlage zur Bestimmung der benötigten Arbeitszeitquanten ist einmal der Bedarf der Gesellschaft an unterschiedlichen Gebrauchswerten. Arbeitszeit und Gebrauchswert sind Kategorien, die wechselseitig voneinander abhängen. Damit Arbeit gesellschaftlich notwendig ist, muss ein bestimmtes Bedürfnis an der Ware vorhanden sein. Die Arbeitszeit zur Produktion eines Gutes wird von der Gesellschaft nicht als notwendig akzeptiert, wenn in ihr ein Produkt geschaffen wird, das für die Gesellschaft ohne Nutzen ist. Ihr Preis kann nicht realisiert werden. Die volle Arbeitszeit im Gleichgewicht ist die Summe an direkter und indirekter Arbeitszeit, die notwendig ist, genau die Mengen an Waren zu erzeugen, die die Gesellschaft braucht, um ihre Produktion fortzusetzen. Für ihre Höhe sind die technische Verflechtung der Sektoren und Bereiche, die Produktivität der Gütererzeugung und die Bedarfsstruktur bestimmend.

Die Arbeitswerttheorie liefert die bisher überzeugendste Begründung dafür, wie Tauschrelationen auf den Märkten zustande kommen. Gegen ihren Widerpart, die subjektive „Werttheorie“ in Form der Grenznutzentheorie, sind viele Einwände erhoben worden. Der Wichtigste: Diese Theorie scheitert daran, die Tauschrelationen zu erklären. Sie nimmt vielmehr die Preise – die in Geld ausgedrückten Tauschrelationen – als gegeben an und beschreibt, wie Nachfragende, die ihren Nutzen maximieren möchten, bei gegebenen Preisen ihre Kaufentscheidungen treffen. Das zu Erklärende – die Preisrelationen – bleibt so gerade ungeklärt.

## Literatur

- Autorenkollektiv (1973), Geschichte der politischen Ökonomie des Sozialismus. Grundrisse, Berlin (Übersetzung aus dem Russischen)
- Busch, U. (2000), Georg Simmels Geldverständnis in der Tradition von Karl Marx, in Backhaus, J., Stadermann, H.-J., Georg Simmels Philosophie des Geldes

- Einhundert Jahre danach, Marburg, S. 113-142
- Farjoun, E., Machover, M., *Laws of Chaos. A Probabilistic Approach to Political Economy*, London 1983
- Fröhlich, N., *Die Aktualität der Arbeitswerttheorie. Theoretische und empirische Aspekte*, Marburg 2009
- Harbach, H., *Wirtschaft ohne Markt. Transformationsbedingungen für ein neues System der gesellschaftlichen Arbeit*, Berlin 2011.
- Harvey, D., *Marx' „Kapital“ lesen*, Hamburg 2011
- Haug, W. F., *Vorlesungen zur Einführung ins „Kapital“*, Köln 1974
- Haustein, H.-D., *Zeitenwechsel. Der aufhaltsame Aufstieg des Geldkapitals in der Geschichte, in: Selbstorganisation sozialer Prozesse Bd. 8*, Wien, Berlin 2012
- Hofmann, W. (1971), *Wert- und Preislehre, Sozialökonomische Studientexte*, Band 1, 2. Auflage, Berlin
- Locke, J., *Abhandlung über den Staat*, in: Locke, J., *Bürgerliche Gesellschaft und Staatsgewalt*, Leipzig 1980
- Marx, K., Engels, F., *Werke*, Bd. 23, Berlin 1972
- Marx, K., Engels, F., *Werke*, Bd. 24, Berlin 1972
- Marx, K., Engels, F., *Werke*, Bd. 25, Berlin 1973
- Marx, K., Engels, F., *Werke*, Bd. 32, Berlin 1974
- Marx, K., *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie*, Berlin 1974
- Marx-Engels-Gesamtausgabe MEGA II/10, Berlin 1991
- Marx-Engels-Gesamtausgabe MEGA II/15, Berlin 2004
- Müller, K., *Tendenzieller Fall oder Anstieg? Zur Komplexität ökonomischer Erscheinungen am Beispiel der allgemeinen Durchschnittsprofitrate*, in: *Marx-Engels-Jahrbuch 2009*, Berlin 2010, S. 47-75
- Nyikos, E., *Das Kapital als Prozeß. Zur geschichtlichen Tendenz des Kapitalsystems*, Frankfurt am Main 2010
- Reichelt, H., *Die Marxsche Kritik ökonomischer Kategorien. Überlegungen zum Problem der Geltung in der dialektischen Darstellungsmethode im ‚Kapital‘*, in: Fetscher, I., Schmidt, A. (Hrsg.), *Emanzipation als Versöhnung. Zu Adornos Kritik der „Warentausch“-Gesellschaft und Perspektiven der Transformation*, Frankfurt am Main 2002
- Reichelt, H., *Neue Marx-Lektüre. Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Logik*, Hamburg 2008
- Röpke, W., *Civitas humana*, Erlenbach-Zürich, Stuttgart 1944
- Schefold, B., *Die Bedeutung des Problems der Wertformenlehre und der Transformation von Werten in Preise für das Kapital*, in: *Marx-Engels-Jahrbuch 2007*, Berlin 2008, S. 34-91
- Simmel, G. (2009), *Philosophie des Geldes*, Köln. Nachdruck der 2. Auflage 1907, Leipzig
- Wolf, D., Paragenings, H., *Zur Konfusion des Wertbegriffs, Beiträge zur „Kapital“-Diskussion*, Berlin 2004

Klaus Steinitz

## Wirtschaftstheorie und -praxis in der DDR

### Können ihre Erfahrungen für eine zukunftsfähige Alternative zum Kapitalismus genutzt werden?

In der gegenwärtigen großen Krise des Kapitalismus, die alle wichtigen gesellschaftlichen Bereiche umfasst, gewinnen Diskussionen unter den Linken über notwendige und zugleich realistische Alternativen zur kapitalistischen Produktionsweise neue Anstöße und insgesamt wieder eine größere Rolle. Dabei geht es um eine doppelte Transformation (Klein 2013): sowohl um Alternativen zum gegenwärtig globalen Finanzmarktkapitalismus und zu der mit ihm eng verflochtenen vorherrschenden neoliberalen Politik, die im Rahmen der kapitalistischen Gesellschaft durchgesetzt werden können, als auch um eine grundlegende Systemalternative, die Transformation zu einem emanzipativen, sozial gerechten, demokratischen und ökologisch zukunftsfähigen Sozialismus.

Im vorliegenden Beitrag sollen einige Konsequenzen aufgezeigt werden, die aus einer kritischen und differenzierten Analyse der DDR-Vergangenheit für die Gegenwart und die Zukunft gezogen werden können. Hierfür ist die Erkenntnis wichtig, dass die politische Wirksamkeit einer alternativen Politik für eine sozialistische Transformationsstrategie auf der Veränderung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und der Gewinnung der für eine tiefgehende Transformation erforderlichen Akteure und Bündnispartner beruht. Dies hängt wiederum stark davon ab, dass die Gestalt, die Funktions- und Regulationsweise eines modernen, demokratischen Sozialismus und dessen Vorzüge überzeugend, möglichst anschaulich und zugleich realistisch gezeigt werden.

Dies gilt in *doppelter Beziehung*. Einmal kommt es darauf an, all die positiven Erfahrungen hervorzuheben und zu analysieren, die es wert sind auch in Zukunft bewahrt und genutzt zu werden, natürlich immer unter Berücksichtigung sowohl ihrer Beschränkungen zur Zeit des Realsozialismus als auch der konkreten Bedingungen, die sich im 21. Jahrhundert stark verändert haben. Zum anderen müsste deutlich gemacht werden, welche Fehler und Deformationen im Realsozialismus nicht wiederholt werden dürfen, und welche strukturellen Defizite und ungelösten Probleme der Realsozialismus aufwies, die verhinderten, dass die produktiven und kreativen Potenziale der Individuen, der Kollektive und der gesamten Gesellschaft sich voll entfalten und genutzt werden konnten. Solche Blockierungen gab es insbesondere durch die fehlende Demokratisierung der Wirtschaft und der gesamten Gesellschaft, die völlig unzureichende reale Teilhabe der Bevölkerung an den zu treffenden Entscheidungen. Die Bedingungen und Möglichkeiten für eine gründliche Erforschung aktueller und perspektivischer ökonomischer, sozialer und umweltpolitischer Probleme sowie für ihre öffentliche, kritische Erörterung waren im Realsozialismus unbefriedigend. Entscheidende Hemmnisse ergaben sich aus der zentralistisch-administrativen Pla-

nung und Leitung der Volkswirtschaft und den geringen Spielräumen für eine eigenverantwortliche Tätigkeit der Betriebe und Unternehmen sowie aus der hiermit verbundenen unzureichenden Berücksichtigung ihrer ökonomischen Interessen. Da die Tätigkeit der Betriebe und ihrer Leitung nach der Planerfüllung beurteilt wurde, waren sie primär an sicher zu erfüllenden, „weichen“ Plänen, an der Zuteilung möglichst umfangreicher Ressourcen an Arbeitskräfte, Investitionen u.ä. interessiert und weniger für deren sparsame und effiziente Nutzung motiviert.

Für die neuen und größeren Herausforderungen die an die Nutzung sozialistischer Erfahrungen an linke Alternativen heute zu stellen sind, spielen die umfassende Globalisierung und die intensiven globalen, wirtschaftlichen und ökologischen Verflechtungen eine bestimmende Rolle.

Im Zusammenhang mit diesen Problemen sollen zwei Komplexe im Folgenden im Vordergrund stehen: Einmal die Frage nach dem Beitrag und den Defiziten der Wirtschaftstheorie zur Lösung von Problemen der Wirtschaftspraxis in der DDR. Zum anderen Fragen der Planung und Prognosetätigkeit zur Zeit des Neuen ökonomischen Systems der Leitung und Planung (NÖS 1963-1970/71).

## **Beitrag und Defizite der Wirtschaftstheorie zur Lösung von Problemen der Wirtschaftspraxis in der DDR**

Der Beitrag der Wirtschaftstheorie zur Problemlösung im Realsozialismus war ambivalent und vielschichtig. Sie hat insgesamt ihre Aufgabe, eine neue dem Sozialismus entsprechende theoretische Grundlage für die sozialistische Wirtschaftspraxis, eine *wirkliche Politische Ökonomie des Sozialismus auszuarbeiten*, nicht oder nur unvollkommen gelöst oder lösen können. Dafür gab es viele Gründe. Entscheidend hierfür waren m.E. der absolute Wahrheitsanspruch der Parteiführung der SED und die damit verbundenen Hindernisse für eine vorurteilsfreie Forschung sowie für öffentlich-kritische Diskussion über die realen wirtschaftlichen Probleme und ökonomischen Rückstände, ihre Ursachen und Wege zu ihrer Lösung. Auch die Wirtschaftswissenschaftler selbst haben daran einen Anteil.

Die größten Defizite der ökonomischen Theorie einer sozialistischen Wirtschaft und Gesellschaft waren m.E.: (1) Die *unzureichende Klärung der Eigentumsproblematik*, insbesondere im Hinblick auf die widersprüchlichen Beziehungen zwischen Verstaatlichung und realer Vergesellschaftung des Eigentums an den Produktionsmitteln und damit die Rolle der Produzenten im Prozess der Aneignung der Natur in der gesellschaftlichen Produktion und bei der Verfügung über die Ergebnisse der Produktion, insbesondere bei der Verwendung des Mehrprodukts; (2) die *unbefriedigende Klärung der Beziehungen zwischen Plan und Markt im Sozialismus*, dabei insbesondere der Rolle, der Funktionen, der Begrenzung und der Bereiche einer marktwirtschaftlichen Regulation; (3) *Schwächen in der Ausarbeitung der Interessenproblematik*, insbesondere im Hinblick auf die Anerkennung spezifischer ökonomischer Interessen der Wirtschaftseinheiten sowie die widersprüchlichen Beziehungen zwischen staatlichen, betrieblichen und individuellen Interessen und die Wege ihrer Lösung; (4) die *ungelösten Fragen starker ökonomischer und moralischer Anreize und Motivationen* für Innovationen, die Steigerung von

Produktivität und Effizienz der Reproduktion, die dem Charakter des Sozialismus entsprechen und die Wirksamkeit des Profits im Kapitalismus ersetzen können.

Zugleich gab es auf vielen Gebieten nützliche, bewahrenswerte sowie weiterzuführende Ergebnisse der ökonomischen Forschung, z.B. zur sozialistischen Reproduktion und zum Wachstum unter den veränderten Bedingungen am Ende des 20. Jahrhunderts. Hiermit verbunden waren u.a. Forschungsergebnisse zur notwendigen Veränderung der Relationen zwischen quantitativen Zuwachsraten der Produktion auf der einen und der Effizienz und der Gebrauchswertenerhöhung auf der anderen Seite, zur Rolle der Innovationen und ihrer besseren Nutzung für zukunftsfähige volkswirtschaftliche Dynamik, zur effektiveren Gestaltung der internationalen Arbeitsteilung und Kooperation im RGW, zur Regionalökonomie sowie auch zur Umweltproblematik.

Daraus könnten einige *Schlussfolgerungen* abgeleitet werden

1. Es gab zu enge Spielräume für die ökonomische Forschung und die Diskussion ihrer Ergebnisse. Sie durfte nicht im Widerspruch zu der offiziellen Interpretation des Marxismus-Leninismus und zu Beschlüssen der SED stehen. Öffentliche Kritik an den Parteibeschlüssen zur Wirtschaftspolitik wurde faktisch nicht zugelassen.

Dennoch gab es durchaus auch Spielräume für unterschiedliche Meinungen und für Diskussionen unter den Ökonomen zu wichtigen Problemen der ökonomischen Theorie und Praxis. Dies betraf z.B. die ökonomischen Interessen der Betriebe und ihre Berücksichtigung im Wirtschaftsmechanismus, den Preistyp im Sozialismus, die Überwindung der engen Auffassungen zur produktiven Arbeit im Zusammenhang mit der zunehmenden Rolle der Dienstleistungsbereiche.

Eine *erste Schlussfolgerung*: Künftig müssen die Möglichkeiten und Bedingungen für öffentliche auch kontroverse Diskussionen von Forschungsergebnissen zu Grundfragen der Wirtschafts-, Sozial- und Umweltpolitik geschaffen, stets gesichert und auch wirksam motiviert werden.

2. Die Beziehungen zwischen Politik und Ökonomie sind sowohl im Sozialismus als auch im Kapitalismus weit differenzierter und widerspruchsvoller, als dass sie direkt mit der Formel Primat der Wirtschaft gegenüber der Politik (Kapitalismus) versus Primat der Politik gegenüber der Wirtschaft (Sozialismus) erklärt werden können. Im Realsozialismus hat eine vereinfachte Vorstellung vom Primat der Politik unrealistische Wunschvorstellungen begünstigt, die sich negativ auf die gesellschaftliche Entwicklung auswirkten.

Die Erfahrungen der DDR bestätigen, dass für richtige und erfolversprechende Entscheidungen fundierte ökonomische Analysen und die Berücksichtigung objektiver ökonomischer Zusammenhänge und Entwicklungstendenzen unverzichtbar sind. Dagegen wurde nicht selten verstoßen. Ein Beispiel waren die umfangreichen, rasch anwachsenden Preissubventionen für die Grundversorgung der Bevölkerung mit Konsumgütern und Leistungen der Daseinsvorsorge, die im Wesentlichen trotz erheblich steigender Kosten unverändert blieben. Die Ergebnisse dieser subventionierten Preispolitik waren widersprüchlich. Einerseits konnten

grundlegende Gleichheitsvorstellungen bei der Befriedigung von Grundbedürfnissen verwirklicht werden. Andererseits wurden Verhaltensweisen gefördert, die zur Vergeudung von Ressourcen führten: das billige Brot wurde häufig zur Tierfütterung eingesetzt, die Anreize zur Einsparung von Wasser und Energie waren gering. Für die Modernisierung und den Erhalt von Wohnraum standen infolge geringer Mieteinnahmen nur unzureichende Mittel zur Verfügung. Damit erhöhten sich die Belastungen des Staatshaushalts durch Subventionen sprunghaft, mit der Konsequenz, dass Mittel für andere wichtige Aufgaben fehlten.

Die finanziellen staatlichen Stützungen zur Sicherung konstanter Preise für Waren des Grundbedarfs, für Tarife und Dienstleistungen allgemeiner Art für die Bevölkerung stiegen in acht Jahren auf das Dreifache, von 16,9 Mrd. Mark (1980) auf 49,8 Mrd. Mark (1988). Dadurch erhöhte sich ihr Anteil am gesamten bezahlten Verbrauch der Bevölkerung an Waren und Dienstleistungen auf mehr als das Doppelte, von 15 Prozent auf 34 Prozent. Der Anteil der Preisstützungen an den Gesamtausgaben des Staatshaushalts nahm in dieser Zeit von 15 Prozent auf rund 25 Prozent zu.<sup>1</sup>

Die Voraussetzungen für die Umsetzung ökonomischer Forschungsergebnisse in die Praxis waren in der DDR durch das öffentliche Eigentum und die gesamtwirtschaftliche Planung insgesamt weit günstiger als in der BRD.

Eine *zweite Schlussfolgerung* müsste sein, die Vorzüge des öffentlichen Eigentums weit konsequenter zu nutzen für die Umsetzung langfristiger progressiver Ziele in der Schonung und Erhaltung der Naturressourcen, im Entwerfen eines neuen Wohlstandsmodells und seiner zielstrebigem Realisierung, in der konsequenten Durchsetzung progressiver Strukturveränderungen und einer hohen Effizienz der gesellschaftlichen Reproduktion, bei gleichzeitiger Einhaltung der notwendigen volkswirtschaftlichen Proportionalitäts- und Gleichgewichtsbeziehungen.

3. Die ökonomische Forschung in der DDR hatte im Vergleich zur ökonomischen Forschung in der BRD einen ausgeprägten gesellschaftlichen und sozialen Bezug, der auf die Bedürfnisse und sozialen Interessen der Menschen ausgerichtet war. Sie war auch stärker praxisorientiert. Dies trifft jedoch für die verschiedenen ökonomischen Disziplinen in unterschiedlichem Grade zu. Die ökonomische Forschung war in der DDR im Vergleich zur BRD auch durch eine höhere Komplexität und Verflechtung zwischen den verschiedenen Disziplinen und Richtungen der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung gekennzeichnet.

Für die Wirtschaftswissenschaftler der DDR ergab sich ein Problem daraus, dass kritische, aussagefähige Analysen zu Reproduktions- und Akkumulationsproblemen und zu anderen für die ökonomische Bewertung der wirtschaftlichen Aktivitäten wichtigen Problemen von vornherein geheim waren, auch der Forschung nur sehr begrenzt oder gar nicht zur Verfügung standen.

Hieraus könnte als eine *dritte Schlussfolgerung* abgeleitet werden, diese Vorzüge der Interdisziplinarität und eines starken Praxisbezuges müssten unbedingt erhal-

<sup>1</sup> Berechnet auf der Grundlage von: Statistisches Jahrbuch der DDR '90, Berlin 1990, S. 301, 315.



ten und weiter ausgebaut werden. Zugleich müsste als eine Voraussetzung für eine größere Praxiswirksamkeit der ökonomischen Forschung die dazu erforderlichen analytischen Daten ohne unnötige Einschränkungen bereitgestellt werden.

4. Wirtschaftspolitische Empfehlungen wurden bzw. werden, auch wenn sie auf soliden Forschungsergebnissen, darunter umfangreichen Analysen, beruh(t)en, in der DDR ebenso wie in der Bundesrepublik nicht zur Kenntnis genommen oder auch einfach als nicht realisierbar abgelehnt, wenn sie in Widerspruch zur herrschenden Politik und zu den bestimmenden Interessen standen bzw. stehen. Dabei ist auffällig, dass ideologische Dogmen, insbesondere der Überlegenheit der Marktregulierung und heute der Regulierung durch die Finanzmärkte, unter zugespitzten Krisensituationen ohne weitere kritische Reflexion zeitweilig aufgegeben oder hintan gestellt werden. Diese Dogmen werden aber häufig, wie gegenwärtig sichtbar, nicht durch ein grundlegend anderes Herangehen überwunden, sondern nach einiger Zeit, ohne dass die eigentlichen Probleme gelöst sind, im Rahmen von „business as usual“ wieder eingeführt.

Wie fundierte ökonomische Analysen einfach beiseite geschoben werden, wenn sie den jeweiligen politischen Interessen widersprechen, kann an vielen Beispielen in der DDR ebenso wie in der BRD nachgewiesen werden. Dies wurde in der BRD z.B. sehr deutlich, als sich die Kohl-Regierung über die starken Bedenken zur überstürzten Einführung der DM in der DDR rigoros hinwegsetzte. Die Warnungen wurden nicht nur von linken, alternativen Ökonomen vorgebracht, sondern auch vom Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, vom Präsidenten der Deutschen Bundesbank Karl Otto Pöhl und von anderen namhaften Ökonomen.

Ein typisches Beispiel für die DDR war das Schicksal der auf umfangreichen kritischen Analysen beruhenden Vorschläge zum Abbau der völlig überzogenen Subventionierung der Preise für Waren des Grundbedarfs und Dienstleistungen. Sie wurden vom Generalsekretär der SED, Erich Honecker, strikt abgelehnt, ohne dass eine gründliche Auseinandersetzung mit den realen Fakten und Problemen erfolgte. Als Begründung musste reichen, dass sie der Politik der Hauptaufgabe und dem sozialistischen Prinzip stabiler Konsumgüterpreise widersprechen würden.

Als eine *vierte Schlussfolgerung* könnte genannt werden, dass Tabus in wirtschaftswissenschaftlichen Diskussionen nichts zu suchen haben und dass über Analysen und Expertisen mit den politisch Verantwortlicheren eine offene Diskussion gesichert werden müsste.

## **Planung und Prognosetätigkeit zur Zeit des NÖS**

Fragen der langfristigen Planung und der Prognosetätigkeit standen vor allem in der zweiten Etappe des Neuen ökonomischen Systems der Leitung und Planung (NÖS), in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, im Vordergrund. Die zentrale Rolle der Planung in einer sozialistischen Gesellschaft wurde im Vergleich zur ersten Etappe des NÖS wieder deutlicher hervorgehoben. Zugleich wurden Wege aufgezeigt, wie die Arbeiten zur Vorbereitung der Pläne und damit auch die Qualität der Pläne selbst zu verbessern sind.

Die besondere Betonung der zentralen Rolle der Planung war sowohl eine Reaktion und Antwort auf die Kritik konservativer Kräfte in der Partei- und Regierungsspitze am NÖS und auf die mit seiner Einführung verbundenen Schwierigkeiten und Probleme. Es sollte hiermit unterstrichen werden, dass an der Planwirtschaft und an den Machtstrukturen festgehalten wird. Sie betraf andererseits eine Reihe neuer Aufgaben zur Qualifizierung der Planung. Im Vordergrund standen dabei:

*Erstens* bessere Bedingungen für die Verwirklichung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zu schaffen, um auf wichtigen Gebieten den internationalen Höchststand zu erreichen.

*Zweitens* eine hierzu notwendige Konzentration der Potenziale auf progressive Strukturveränderungen – auf „strukturbestimmende Aufgaben“ und auf sogenannte „Durchbruchstellen“ der wissenschaftlich-technischen Revolution – zu ermöglichen.

*Drittens* die Ableitung der mit den Plänen zu realisierenden Aufgaben aus langfristigen Entwicklungstendenzen, um die Übereinstimmung der Pläne mit den Erfordernissen der Zukunft zu sichern und zugleich mit einer Strategie „überholen ohne einzuholen“ auf ausgewählten Gebieten den internationalen Höchststand zu bestimmen. Hierzu sollte eine umfassende vorausschauende prognostische Tätigkeit organisiert werden, und die vorrangige Planung strukturbestimmender Aufgaben einen herausragenden Platz in der Planung einnehmen.

Aus den weitgehenden Zielen der Wirtschaftsreform ergaben sich hohe Anforderungen an die Ausarbeitung ihrer theoretischen Grundlagen durch die Wirtschaftswissenschaft, die aber nur bedingt erfüllt wurden. Es gab zwar beachtliche Fortschritte in einer auf die Problemlösung gerichteten ökonomischen Forschung. Ihre Ergebnisse und der Gedankenaustausch von Planungspraktikern mit Wirtschaftswissenschaftlern waren in dieser Zeit gefragt wie nie zuvor und danach. Es wurden aber auch größere theoretische Defizite sichtbar. Sie betrafen einmal die Grundrichtung der Reform. Diese war im Wesentlichen auf die Reformierung und vor allem rationellere Gestaltung des weitgehend von der UdSSR übernommenen Modells der zentralistischen staatlichen Planwirtschaft, auf die effektivere Wirksamkeit seines Funktions- und Koordinationsmechanismus gerichtet. Grundfragen einer demokratischen sozialistischen Gesellschaft, die auch über die Veränderung der Wirtschaft hinaus Vorstellungen des gesamten Gesellschaftsmodells hätten einbeziehen müssen, sowie Probleme der realen Vergesellschaftung der Eigentumsverhältnisse und damit der Demokratisierung der Verfügung über das Eigentum, waren in der DDR auch zur Zeit der Wirtschaftsreform weitgehend tabuisiert (vgl. Busch 2000, 36 ff.; Steiner 1999, 17). Die Defizite betrafen auch theoretische Probleme, u.a. die Rolle des Markts, des Wertgesetzes, des Geldes und des Kredits sowie die davon abzuleitenden Konsequenzen für die Anwendung von Marktmechanismen. Sie betrafen ebenfalls die Rolle der Planung und ihre für die Verwirklichung der Ziele der sozialistischen Wirtschaftsentwicklung zweckmäßigste konkrete Ausgestaltung (vgl. hierzu Koziolok 1996, 139-147; Busch 2000, 42).

Es gab trotz der Beibehaltung der Grundzüge einer zentralistischen Planung spürbare Schritte zu einer stärkeren Verlagerung der Verantwortung für die Planung und Leitung nach unten. Im Plan für 1967 wurden die durch die SPK vorgegebenen konkreten Produktionsaufgaben für Erzeugnisse und Erzeugnisgruppen gegenüber dem bisherigen Umfang von 370 Positionen auf 80 eingeschränkt. Die Anzahl der auszuarbeitenden Staatsplanbilanzen für verschiedene Rohstoffe, Zulieferungen und Finalerzeugnisse wurde zugleich von 800 (1966) auf 210 (1967) reduziert (Steiner 1999, 124f.).

In allen Etappen und Phasen der Einführung und Anwendung der Grundsätze der Wirtschaftsreform zeigte sich ein für die Wirtschaftsentwicklung im Realsozialismus typisches Problem: Ihrem Inhalt nach rationelle und vernünftige Überlegungen und Prinzipien wurden verabsolutiert und häufig überzogen angewandt, so dass gegenüber den angestrebten und grundsätzlich auch möglichen positiven Wirkung nicht selten das Gegenteil eintrat. Dies zeigte sich u.a. in der Planung strukturbestimmender Aufgaben als Weg zu einer modernen, effektiven sowie auch ökologisch zukunftsfähigen Struktur der Volkswirtschaft und ihrer wichtigsten Branchen.

Durch die übermäßige Konzentration der Planung auf strukturbestimmende Erzeugnisse bzw. Erzeugnisgruppen und der hierfür notwendigen strukturbestimmenden Investitionen, die vorrangig bilanziert und realisiert werden sollten, ergaben sich jedoch beträchtliche Störungen des volkswirtschaftlichen Gleichgewichts. Die Aufstellung eines realistischen Volkswirtschaftsplans wurde empfindlich behindert. Die Planerfüllung in den Bereichen und Betrieben, die keine oder nur wenige strukturbestimmende Aufgaben hatten, wurde zusätzlich erschwert und zum Teil direkt verhindert. Eine normale Reproduktion war in vielen Bereichen der Volkswirtschaft nicht mehr möglich. Der Anteil der strukturbestimmenden Investitionen an den gesamten Investitionen der zentralgeleiteten Industrie sollte nach dem Arbeitsstand im Oktober 1969 von 31 Prozent 1969, auf 38 Prozent 1970 und 45 Prozent in den Jahren 1971-1975 steigen (Steiner 1999, 456). Damit wird schon deutlich, dass eine gleichgewichtige dynamische Entwicklung der Volkswirtschaft, in der auch die normale Reproduktion der nicht strukturbestimmenden Bereiche einen wichtigen Platz einnimmt, starken Störungen unterlag und kaum noch möglich war.

Hieran hat auch die Wirtschaftswissenschaft einen Anteil. Sie hat nicht rechtzeitig und nicht mit der notwendigen Konsequenz deutlich gemacht, dass diese Übertreibungen nicht zielführend sind. Sie hat ungeachtet einer Reihe guter Überlegungen auch nicht ausreichend ausgearbeitet, wie solche Probleme, wie das Aufholen von Entwicklungsrückständen gegenüber führenden kapitalistischen Ländern langfristig erreicht werden kann.

Auch nach heutigen Erkenntnissen waren Grundüberlegungen zur Verbesserung der Planung und zur prognostischen Tätigkeit, zu ihrer Bedeutung für eine vorausschauende, auf die Zukunft orientierte Planung richtig und bleiben erhaltenswert. Die überzogenen Erwartungen an die damit zu erreichenden Kenntnisse über zukünftige Entwicklungen, häufig unrealistische Zielstellungen und an-

dere Übertreibungen müssten vermieden werden. Der Austausch über Probleme und Widersprüche in der Prognosearbeit, über deren Lösungsmöglichkeiten sowie über die Wege die beschritten werden müssen, um mögliche positiven Effekte langfristiger Prognosen zu verstärken, sollten bei der Entwicklung einer Planung, die auf der Höhe der Zeit steht, intensiv, offen und kritisch geführt werden.

Die Konzentration der Pläne auf Veränderungen der Produktionsstrukturen der Volkswirtschaft, der Zweige, der Regionen und konkreter Erzeugnisstrukturen in Übereinstimmung mit den langfristigen Entwicklungstendenzen von Wissenschaft und Technik und den Bedürfnissen der Menschen war eine tragende Idee des NÖS, die auch in Zukunft ihre Bedeutung haben wird. In den hierfür zu beachtenden Erfordernissen mussten jedoch die Aufgaben des sozial-ökologischen Umbaus zur Sicherung einer nachhaltig zukunftsfähigen Entwicklung einen bestimmenden Platz in einer zukünftigen Strukturpolitik einnehmen. Eine demokratische Planung böte in Verbindung mit der Überwindung der Dominanz des Kapitaleigentums und des Profitprinzips die Möglichkeit, nicht nur die notwendigen strukturellen Veränderungen für den ökologischen Umbau zu konzipieren, sondern dies auch zielgerichtet, durch einen volkswirtschaftlich gelenkten Einsatz der dazu erforderlichen Ressourcen, insbesondere der notwendigen Investitionen, umzusetzen. Darin würde einer der größten potenziellen Vorzüge einer sozialistischen Produktionsweise bestehen. Dies betrifft insbesondere solche Komplexe wie Energiewende, neue Wege für die Mobilität, biologische Landwirtschaft, energieökonomisches Bauen sowie Veränderungen in der gesamten Konsumtions- und Lebensweise.

Die prognostische Tätigkeit in der DDR unterschied sich von den Prognosen, die in der BRD und anderen kapitalistischen Ländern ausgearbeitet wurden, vor allem durch folgende Merkmale: *Erstens* waren sie auf Voraussagen für längere Zeiträume konzentriert. Sie unterschieden sich darin bspw. von den Jahresprognosen, die vom Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung für das jeweilige Folgejahr abgegeben wurden. *Zweitens* waren sie auf die Qualifizierung der Pläne gerichtet. D.h. sie waren von vornherein und sehr eng mit dem Planungsprozess verbunden. Sie sollten gewissermaßen als dessen Vorstufe fungieren. *Drittens* wurde die Ausarbeitung und Auswertung von Prognosen auf der Grundlage eines umfassenden staatlichen Systems prognostischer Tätigkeiten organisiert, geleitet und durchgeführt. Dies galt vor allem für die ersten Jahre einer umfassenden Prognosetätigkeit in der DDR von 1966 bis 1971. *Viertens* war die Ausarbeitung von Prognosen mit der für die DDR und auch für andere realsozialistische Länder typischen Ausschlägen nach oben – übertriebene Anwendung auf allen Ebenen und in fast allen Bereichen, überzogene Vorstellungen über den Nutzen von Prognosen – und danach nach unten – infolge vor allem von Enttäuschungen, weil sie die hohen Erwartungen nicht erfüllen konnten – auch Anlass für Fehlentscheidungen.

Vom Politbüro der SED war festgelegt worden, die Prognosearbeit zentral, von oben zu leiten. Nach einem Beschluss des Ministerrats über die Weiterführung der prognostischen Arbeit vom Oktober 1967 wurde zur Anleitung, Orientierung und Koordinierung der prognostischen Arbeit in der DDR eine

„Zentrale Arbeitsgruppe beim Präsidium des Ministerrats der DDR für die Leitung der prognostischen Tätigkeit“ geschaffen. Sie wurde zuerst direkt vom Vorsitzenden des Ministerrats Willi Stoph, später durch den Stellvertretenden Vorsitzenden des Ministerrats und Minister für Wissenschaft und Technik Herbert Weiz geleitet.

Um die für die Vorbereitung der Pläne notwendigen prognostischen Erkenntnisse in einer möglichst hohen Qualität bereitzustellen, wurden für volkswirtschaftlich komplexe und übergreifende Probleme sowie für die wichtigsten Gebiete der wissenschaftlich-technischen, ökonomischen und sozialen Entwicklung Ständige Prognosegruppen gebildet.

Eine Übersicht der festgelegten 17 Ständigen Prognosegruppen (vgl. Steinitz/Walter 2014, 83f.) macht deutlich, dass das Ziel der prognostischen Tätigkeit, für die langfristigen Pläne und die Fünfjahrpläne notwendige Vorbereitungs- und Entscheidungsgrundlagen zu schaffen, relativ detailliert und systematisch in Angriff genommen wurde. Die meisten Bereiche und Zweige der materiellen Produktion sind erfasst. Unter diesen 17 Ständigen Prognosegruppen vermisst man eine Prognose zur Entwicklung der natürlichen Umwelt und den sich daraus ergebenden Konsequenzen. Dies wurde etwas später mit der Bildung einer zentralen Prognosegruppe zur Ausarbeitung der Prognose Sozialistische Landeskultur und Umweltgestaltung teilweise nachgeholt.

Zu den positiven Wirkungen der intensiven Prognosearbeit in den Jahren 1967 bis 1971 gehören die Erweiterung der Kenntnisbasis und der Zeithorizonte für zukünftige Entwicklungstendenzen auf Hauptgebieten von Wissenschaft und Technik und der Produktionsstruktur sowie ein höheres Verständnis für die engen Beziehungen zwischen Wissenschaft, Technik und Ökonomie. Dies betraf sowohl die inhaltlichen Verflechtungen und Wechselwirkungen, als auch die engere Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen, Technikern und Ökonomen. Es gelang auch, einen weit größeren Kreis von Menschen, darunter viele Wissenschaftler, in eine wichtige Phase der Planvorbereitung einzubeziehen und damit ihr schöpferisches Potenzial für eine aktive Gestaltung der Zukunft zu nutzen.

Zu Mitgliedern der 17 Ständigen Prognosegruppen wurden insgesamt 240 erfahrene Wissenschaftler, staatliche Leiter und Praktiker berufen. Davon kamen 98 aus zentralen Staatsorganen, 5 aus örtlichen Staatsorganen, 95 waren Wissenschaftler aus Instituten, 39 kamen aus VVB und Kombinatensowie 5 aus Parteien und Massenorganisationen. In die Arbeiten der Prognosegruppen waren mehr als 2400 Menschen direkt einbezogen.

Die Beratung von Ergebnissen der prognostisch-analytischen Arbeit in den jeweiligen Prognosegruppen war oft mit kontroversen und zugleich fruchtbaren und anregenden Diskussionen verbunden. Die Zeit, in der sie in den Ständigen Prognosegruppen gearbeitet hatten, blieb den Mitgliedern meist als eine insgesamt schöpferische und interessante Arbeitsphase in guter Erinnerung. Der Erfahrungsaustausch mit den für die Prognosearbeit Verantwortlichen anderer RGW-Länder, insbesondere der UdSSR und der CSSR, und gemeinsame Arbei-

ten zur Bewertung wissenschaftlich-technischer und ökonomischer Tendenzen trugen zur Qualifizierung der Arbeiten bei und festigten die freundschaftlichen Kontakte zwischen den Menschen der daran beteiligten Länder.

In der prognostischen Tätigkeit in der DDR gab es eine Reihe Hemmnisse und ungelöste Probleme, wie eine unsichere analytische Basis: unzureichende Vorstellungen über zukünftige Brüche als Abweichungen von einer linearen Fortsetzung bisheriger Entwicklungstrends, eine Überschätzung der sozialistischen Vorzüge für eine hohe Dynamik des wissenschaftlich-technischen Fortschritts kombiniert mit einer Unterschätzung hemmender Faktoren, zu starke Orientierung auf ein hohes Wachstumstempo der Produktion, Unterschätzung von Veränderungen in der Bedürfnisentwicklung (vgl. Steinitz/Walter 2014, 88 ff.).

Die Möglichkeiten, im Rahmen der Prognosen verschiedene Alternativen auszuarbeiten, und diese dann in einem breiteren Kreis offen zu diskutieren, wurden nicht genutzt. Demokratiedefizite wurden besonders offensichtlich bei den Prognosen, die das zukünftige Leben und Arbeiten der Menschen betrafen, deren Ergebnisse geheim blieben und nicht demokratisch erörtert werden durften.

Ungeachtet der Schwächen der in der DDR, und in anderen realsozialistischen Ländern praktizierten prognostischen Tätigkeit und langfristigen Planung können daraus für die Zukunft wichtige Erfahrungen gewonnen werden:

1. Eine rechtzeitige Einstellung auf zukünftige Herausforderungen verlangt Orientierungen für die ökonomische, soziale und ökologische Entwicklung, die einen längeren Zeitraum von 15 bis 20 Jahre umfassen, d.h. wesentlich über den Rahmen einer kurzfristigen Prognose oder eines Fünfjahrplans hinausgehen. Diese Notwendigkeit wird durch die umweltpolitischen Probleme und Gefahren, die durch gemeinsame Anstrengungen der Weltgemeinschaft bewältigt werden müssen, noch verstärkt. Die Tiefe der hierfür notwendigen Umstellungen in der Produktions- und Lebensweise der Menschen erfordert nicht nur einen langen zeitlichen Erkenntnisvorlauf sondern auch verbindliche Festlegungen zu den Maßnahmen und Etappen, die Gegenstand einer langfristigen Entwicklungsplanung sein sollten.

2. Eine zukunftsorientierte und möglichst realistische langfristige Planung sollte auf fundierten prognostischen Einschätzungen vor allem zu folgenden komplexen Problemen beruhen:

- zur Entwicklung von Wissenschaft und Technik, insbesondere zu voraussichtlichen neuen Erkenntnissen mit einem tiefgreifenden Einfluss auf die Produktivkräfte und die Produktionsstrukturen;

- zu den veränderten Umweltbedingungen hinsichtlich der stark eingeschränkten Verfügbarkeit über natürliche Ressourcen und der notwendigen radikalen Verringerung der Umweltbelastungen durch CO<sub>2</sub> sowie anderer Emissionen und Abfälle;

- zu den tiefgreifenden Veränderungen in den Kriterien zur Bestimmung des Wohlstands und deren Zusammenhang mit der Bedürfnisentwicklung der Menschen;

- zu den notwendigen tiefen Veränderungen im ökonomischen Wachstum, die in Richtung einer neuen Qualität ökonomischer Entwicklung sowie einer damit verbundenen langfristig zu realisierenden nachhaltigen Post-Wachstums-Ökonomie in den Industrieländern gehen sollten.

3. Die prognostische Tätigkeit sollte von einem hohen Grad demokratischer Partizipation der Bevölkerung an der Erarbeitung und Erörterung grundlegender Ziele und Realisierungswege langfristiger Pläne bzw. Konzepte getragen werden, da es sich um Entscheidungen handelt, die die Lebensbedingungen und -chancen der Menschen weitgehend bestimmen werden. Dafür ist die Ausarbeitung, Bewertung und öffentliche Diskussion von Alternativen/Varianten sowohl zu den angestrebten Zielen als auch zu den hierfür vorgesehenen Etappen und konkreten Realisierungswegen sehr wichtig.

4. Die Prognosen müssen auf fundierten Analysen und Einschätzungen von globalen Entwicklungsprozessen vor allem auf den Gebieten weiterer wirtschaftlicher Entwicklung und Zusammenarbeit, von Perspektiven zur Lösung der Umweltprobleme sowie von Wegen zur Befriedigung der sozialen Grundbedürfnisse aller Menschen beruhen. Ein Grundproblem wird in diesem Zusammenhang die Rolle und der Inhalt internationaler Wertschöpfungsketten sein. Dabei sollte es darum gehen, sowohl die Dominanz der Profitinteressen der transnationalen Konzerne bei deren Gestaltung zu überwinden, als auch die Bedingungen und Möglichkeiten der Entwicklungsländer für den Aufbau komplexer, ihren eigenen Interessen entsprechender Produktionsstandorte und -strukturen zu verbessern. Hierfür und generell für die qualifizierte Vorbereitung von Vorschlägen und Konzepten zur langfristigen Entwicklung kann der internationale Erfahrungs- und Gedankenaustausch zwischen den Ländern bis zur Ausarbeitung gemeinsamer Projekte auf gleichberechtigter Grundlage beitragen.

Eine kritische und konstruktive Nutzung der vielfältigen und widersprüchlichen Erfahrungen des Staatssozialismus für eine langfristige Transformationsstrategie setzt, wie zu Beginn bereits erwähnt, voraus, die veränderten Bedingungen und neuen Herausforderungen im gegenwärtigen globalen finanzmarktgetriebenen Kapitalismus gründlich zu analysieren und daraus notwendige Konsequenzen abzuleiten. Im Rahmen dieses Beitrags muss ich mich darauf beschränken, einige hiermit verbundene Probleme und Fragestellungen zu nennen, die weiter erörtert werden müssten.

- Aus der dominierenden neoliberalen Globalisierung ziehen die stärksten kapitalistischen Staaten den größten Nutzen, die Nord-Süd-Spaltung nimmt in der Grundtendenz zu und die soziale Polarisierung innerhalb der Länder wird größer. Welche Möglichkeiten gibt es diesen Tendenzen entgegenzuwirken?

- Die gegenwärtige Globalisierung ist mit einem zunehmenden Einfluss der Finanzmärkte und der transnationalen Konzerne auf die Politik und die Wirtschaftsbeziehungen sowohl international und innerhalb von Wirtschaftsblöcken wie der EU, als auch im nationalstaatlichen Rahmen verbunden. Welche Herausforderungen sind global, in der EU und in den Ländern zu bewältigen,

um diese Dominanz zurückzudrängen und den Interessen der Völker und den Bevölkerungsmehrheiten stärker Rechnung zu tragen?

- Ein charakteristisches Merkmal der gegenwärtigen Entwicklung besteht darin, dass die Deregulierung und Liberalisierung der Finanzmärkte und der weltwirtschaftlichen Beziehungen im Wesentlichen fortgeführt und teilweise noch erweitert werden. Dazu gehört auch, dass die Auslandsinvestitionen der Konzerne zunehmend der demokratischen Kontrolle der Nationalstaaten entzogen werden. Deutlich zeigen sich diese Tendenzen u.a. in dem vorbereiteten Freihandelsabkommen zwischen der EU und den USA (TTIP). Hieraus ergeben sich wichtige Konsequenzen für eine Gegenstrategie, die nicht schlechthin auf eine Re-Regulierung, sondern auf eine demokratische Regulierung mit einer Stärkung demokratischer Einfluss- und Kontrollmöglichkeiten gerichtet sein muss.

- Die europäische Integration im Rahmen des Vertragssystems der EU und der Eurozone verändern die Bedingungen und auch die Möglichkeiten der einzelnen Mitgliedsländer, ernsthafte und tiefgehende Schritte einer Transformation zu gehen. Das Konzept einer doppelten Transformation (Klein 2013) setzt voraus, dass hierfür eine in Grundzügen gemeinsame Strategie der Linken in der EU ausgearbeitet wird.

Die größten Herausforderungen für eine linke, alternative ökonomische Theorie, die eine wissenschaftliche Grundlage für eine langfristige Transformationsstrategie bilden kann, sind noch zu bewältigen. Dazu können sowohl die kritische Auswertung von Erfahrungen des Realsozialismus als auch die gegenwärtigen Diskussionen zur Zurückdrängung des Finanzmarktkapitalismus und zur Überwindung der Krise der Europäischen Union beitragen als wichtige und unverzichtbare Schritte eines langfristigen Transformationsprozesses.

## Literatur

- Brie; Michael (Hrsg.) (2014), *Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus*, Münster
- Busch, Ulrich (2000) *Theoriedefizite des NÖS*, in: Helle Panke ...eine spannende Periode in der Wirtschaftsgeschichte der DDR Entstehen und Abbruch des Neuen Ökonomischen Systems in den sechziger Jahren, Pankower Vorträge, Heft 23/1, Berlin
- Klein, Dieter (2013), *Das Morgen tanzt im Heute. Transformation im Kapitalismus und über ihn hinaus*, Hamburg
- Koziolk, Helmut (1996), *Hatte das Neue Ökonomische System eine Chance?* In: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Band 10, Berlin
- Steiner, André (1999), *Die DDR-Wirtschaftsreform der sechziger Jahre. Konflikte zwischen Effizienz und Machtkalkül*, Berlin
- Steinitz, Klaus/Walter, Dieter (2014), *Plan-Markt-Demokratie, Prognose und langfristige Planung in der DDR – Schlussfolgerungen für morgen*, Hamburg



## Marx und die neuen Themen

*Hans Jürgen Krysmanski, Die letzte Reise des Karl Marx, Westend Verlag, Frankfurt/M. 2014, 110 S., 10.-Euro*

Der Marx, den Krysmanski dem Leser vorstellt, ist ungewohnt: Glattraisiert und im Fassonschnitt, diskutierend über Feminismus und Kasinokapitalismus, durchblasen vom afrikanischen Scirocco am Rande der algerischen Wüste, ein weiser alter Mann, der verunsichert die Bewunderung einer jungen Frau genießt.

Tatsächlich unternahm Marx, seiner angeschlagenen Gesundheit zuliebe, zwischen Februar und September 1882 eine ausgedehnte Kurreise, die ihn an einige der angesagtesten Kurorte der englischen Oberschicht, darunter Algier und Monte Carlo, führte. Dies war notwendig, weil Marx in vielen Ländern polizeilich gesucht wurde. Zum ersten und einzigen Mal verlässt Marx Europa. Krysmanski schöpft die vorhandenen Quellen aus, insbesondere den Briefwechsel mit seinen Töchtern und mit Engels, der es erlaubt, die Erlebnisse dieser Monate nachzuvollziehen. Marx macht Bekanntschaft mit dem französischen Kolonialismus und bestimmten Vertretern der Bourgeoisie, die das Leben in den großen Hotels und Spielkasinos der besuchten Kurorte prägen. Gleichzeitig erlebt der Leser, wie kompliziert und widersprüchlich, teilweise tragisch, das Familienleben der ‚Großfamilie‘ Marx, mit Töchtern, Schwiegersöhnen und Enkeln, gewesen sein muss.

Krysmanski, der Teile des Textes ursprünglich als Ideensammlung für einen Spielfilm verfasst hat, behauptet:

„Dieses Buch ... spielt mit den Elementen späterer Horizonterweiterung und bleibt zugleich – kleine Freiheiten ausgenommen – auf dem Boden der historischen Tatsachen.“ (9). Das stimmt, auch wenn einige der „kleinen“ Freiheiten doch, wie der Autor einräumt, „vollkommen fiktional“ sind, aber gerade deshalb „vielleicht am dichtesten an der Realität.“ (9)

Marx Gedanken kreisen auf dieser Reise vor allem um zwei ‚neue‘ Themenkomplexe. Der eine ist sein ‚blinder Fleck‘, (46) die Frauenfrage. Sah er das selber so? Nicht unmöglich: Es ist bekannt, dass Marx in seinem privaten Leben eher ein Patriarch war, der ‚seinen‘ Frauen nicht allzu viel Spielraum ließ und ihnen einiges zumutete. Dachte er in seinen letzten Lebensmonaten darüber nach? Er musste den Tod seiner Frau und seiner ältesten Tochter verwinden, mit der Männerwahl seiner Töchter war er nicht besonders zufrieden, womit er im Familienkreis nicht hinter dem Berg hielt. Bebels Buch, ‚Die Frau und der Sozialismus‘, war 1879 erschienen – bei Krysmanski schenkt er es einer jungen, gebildeten und selbstbewussten Frau, die er auf der Reise kennenlernt und der er in seinen letzten Monaten sehr nahe kommt.

Ein anderes ‚neues‘ Thema ist die Rolle der Börse, des Finanzkapitals, im modernen Kapitalismus. Hat Marx, angeregt durch einen Besuch im Spielkasino in Monte Carlo (wo er 200 Francs verliert, 66) wirklich den Begriff ‚Kasinokapitalismus‘ (64) geprägt? Und hat er tatsächlich in amerikanischen Stahl- und Eisenbahnaktien spekuliert (mit Hilfe einer für die Reise gedachten Überwei-

sung Engels) und dabei die gewaltige Summe von viertausend englischen Pfund (67) gewonnen? Eher unwahrscheinlich, denn damit wäre er 1882 ein reicher Mann gewesen; zudem dürfte Engels Reisegeld nicht so hoch gewesen sein, dass man damit derartige Summen erspekulieren konnte. Aber: Dass die beiden sich gelegentlich an der Börse versucht haben ist belegt (66/67 bzw. 102). Und belegt ist auch, dass sich zumindest Engels (1895) bewusst war, dass seit den Arbeiten am ‚Kapital‘ (1865) die Börse erheblich an Bedeutung gewonnen hat (102). Bei beiden Themen wird der Leser angeregt, die zitierten Quellen selbst nachzulesen, denn Wirklichkeit und Möglichkeit stehen bekanntlich in einem engen Wechselverhältnis.

Krysmanski ist ein liebenswertes und anregendes kleines Buch gelungen, das dem Leser den Menschen Marx näher bringt, indem er ihn in ungewohnter Umgebung und unter ungewohnten Verhältnissen zeigt.

Jörg Goldberg

## Neues aus der Marx-Engels-Forschung

*Marx und Russland. Beiträge zur Marx-Engels-Forschung Neue Folge 2012, Argument, Hamburg 2014, 228 S., 14,90 Euro*

Zehn der insgesamt fünfzehn Beiträge des vorliegenden Bandes gehen zurück auf eine Tagung vom 23. und 24. September 2011 in Berlin, an der WissenschaftlerInnen aus Russland, Italien, Finnland und Deutschland teilnahmen (5). Russland, seine Politik und Wirtschaft, waren bei Marx und Engels ein ständiges Thema. Be-

kanntermaßen hatten die beiden Kontakt zu russischen Persönlichkeiten aus den Reihen der Volkstümmler. Das Thema ‚Marx und Russland‘ hat seit Lenin „Tradition“ (ebd.) und ist bis heute Gegenstand von Diskussionen. Der Band will hier ausdrücklich nicht intervenieren und gibt keinen „umfassenden Kommentar“ zur Frage des Verhältnisses von Marx/Engels zu Russland (6). Wie von den vorhergehenden Bänden gewohnt, umfasst auch dieser Band thematisch vielfältige Beiträge.

Paolo Dalvit schildert Marx und Engels anhand ihrer journalistischen Arbeiten und Auszügen aus ihren Briefen als kritische Kommentatoren des Krimkrieges sowie der russischen Politik überhaupt (9-19; Vorabdruck in Z 88, Dez. 2011).

Wolfgang Eckhardt beschäftigt sich mit dem Konflikt zwischen Marx und Engels und Bakunin. Er bewertet ihn „nicht als Rivalität zweier Konkurrenten oder als eine von persönlichen Ressentiments geprägte Privatfehde“. Vielmehr habe es sich im Kern um die Auseinandersetzung zwischen den „ihre Autonomie verteidigenden Landesföderationen“ der Internationalen Arbeiterassoziation und der von Marx und Engels gegen die Mehrheiten vorangetriebenen „zentralistische[n] Organisationsformen“ gehandelt (38).

Vesa Oittinen betrachtet die divergierenden Reaktionen von Marx/Engels und Dostoevskij auf die russischen Bakunismus- und Terroristen-Affären in den 1880er Jahren. Marx und Engels hätten der Frage des „moralischen Nihilismus“ nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt und seien zu Unrecht der

Meinung gewesen, es handle sich, wie beim Terrorismus, um ein „historisch vorübergehende[s] Phänomen[...]“ (50).

Ernst-Ulrich Knautd stellt die fünf „Briefe ohne Adresse“ von Nikolai Gawrilowitsch Tschernyschewski vor, dem Autoren des Romans *Was tun?* Über „zwei nie publizierte[n] Schriften“ Engels, in denen er sich mit der „Geschichte der slawischen Völker“ (83) auseinandersetzt, berichtet Hanno Strauß. Dabei erinnert er an die Einleitung „zu einer nie ausgeführten Geschichte der Diplomatie“ von Marx. Beide Arbeiten sind Mitte der 1850er Jahren entstanden.

Svetlana Gavrilcenko porträtiert V. V. Bervi (1829-1914), der vor allem unter dem Pseudonym N. Flerovskij bekannt wurde und dessen Buch *Die Lage der arbeitenden Klasse in Russland* „von Marx hoch geschätzt wurde“ (105). Bervis Schriften gehörten zu den meist gelesenen in Russland während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; er gilt als Vordenker der revolutionären Volkstümmer. Valerij Fomichev widmet sich dem Marxschen Exzerpt zu einem Werk von S. A. Podolinsky, dem Marx und Engels auch persönlich begegnet sind (113). Podolinsky vertrat die Idee, dass „physiologische und physische Arbeit des Menschen grundsätzlich miteinander verbunden und in energetischen Einheiten messbar sind“ (120).

In einem Auszug aus dem 1967 erschienenen Buch *Das Werk, das die Jahrhunderte überdauert* von Anna V. Uroeva (1900-1983) geht es um Fragen der Übersetzung des Kapitals ins Russische im Vorfeld der tatsächlichen Erstveröffentlichung. Mit der

„relativ schnellen Übersetzung“ des „Kapital“ ins Russische von Nikolaj F. Daniel'son (im März 1872 erschienenen) beschäftigt sich Rolf Hecker.

Der David-Rjazanov-Preisträger Philipp Mattern veröffentlicht mit seinem Artikel *Oberfläche und Bewusstsein. Fetischismuskonzeption und Ideologietheorie bei Marx* einen theoretischen Beitrag außerhalb des eigentlichen Schwerpunktes. Er richtet sich gegen Positionen, die die zentralen Marxschen Begriffe Ideologie und Fetischismus „beide aufeinander reduzier[en], voneinander ableite[n]“, einen der beiden theoretisch verabschieden oder gar nicht erst erwähnen (148). Ferner werde seiner Meinung nach mit den Begriffen weder „das gleiche Phänomen lediglich verschieden benannt“ noch löse „das Fetischismuskonzept die Ideologietheorie ab“ (ebd.).

Biographische Beiträge betreffen Johanna Lahr (1867-1904) und die Socialist League 1884/1885 (Gerd Callesen) sowie eine Würdigung des 2012 verstorbenen sowjetischen Marx-Forschers Viktor Alekseevic Vazjulin von Gudrun Havemann und Ilka John. Dazu gehört die Erstveröffentlichung in deutscher Sprache eines Textes von Vazjulin über das Problem der dialektischen Aufhebung der klassischen Form des Marxismus (182-206). Den Band beschließt ein Literaturbericht über „in den letzten zehn Jahren in Russland veröffentlichte Monografien, Dokumenteneditionen und Werksausgaben [...], die für die Erschließung der Geschichte der russischen politischen Parteien und ihrer Funktionäre [...] von Bedeutung sind“ (215), verfasst von Wladislaw Hedeler.

Für Marx-ForscherInnen und historisch am Marxismus interessierte LeserInnen bietet der Band wie seine Vorgänger detailliertes Wissen und Erkenntnis.

*Sebastian Klauke*

## **Ungewollt das Geschäft der Kriegspartei erledigt**

*Heiner Karuscheit, Deutschland 1914. Vom Klassenkompromiss zum Krieg, VSA Verlag, Hamburg 2014, 252 S., 19,80*

Der Titel des Buches führt in die Irre. Von „Deutschland 1914“ ist erst auf den letzten fünfzehn Seiten die Rede. Zuvor vollzieht man eine tour d’horizon durch die deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte seit 1848. Insbesondere dem wechselvollen Verhältnis von Bourgeoisie und Adel in Preußen bzw. Preußen-Deutschland gilt das Interesse des Autors. Er verweilt mit guten Gründen lange beim Preußischen Heeres- und Verfassungskonflikt, stellt mit großer Ausführlichkeit Bismarcks Spiel mit unterschiedlichen klassen- und parteipolitischen Konstellationen dar, spürt den ökonomischen Ursachen der Fraktionierungen innerhalb der Klassen nach, schildert ihre wechselnden Koalitionen mit- und gegeneinander und gelangt schließlich zu der Anschauung, dass der Steuerkonflikt zwischen den im „Bülowblock“ agierenden Nationalliberalen, Linksliberalen und Konservativen im Jahre 1909 einen irreparablen Bruch des Bündnisses zwischen Adel und Bourgeoisie bedeutete. Neues hat Karuscheit bei alledem kaum zu bieten; seine Darstellung ist aber eine außerordent-

lich nützliche und detailreiche Zusammenfassung dessen, was zu dieser Thematik in Handbüchern und Standardwerken nachlesbar ist.

Kommen wir auf das Jahr 1914 zu sprechen. Heiner Karuscheit und sein Verlag fahren bereits auf der vierten Umschlagseite schweres Geschütz auf. Hier lesen wir die nicht eben zurückhaltend formulierte Aussage, der Autor „widerlegt die gängige Geschichtsschreibung, der zufolge der Krieg durch die außenpolitische Lage verursacht wurde“. Seine These hierzu lautet: „Nicht die Eigengesetzlichkeit der äußeren Lage diktierte den Weg in den Krieg – es waren die wechselseitigen Beziehungen der innergesellschaftlichen Kräfte, die sich auf den Umgang mit der Außenpolitik auswirkten und den Kanzler (Bethmann Hollweg – R.Z.) zu einer tragischen Gestalt werden ließen, die ungewollt das Geschäft der Kriegspartei erledigte.“ (244). Und weiter: „Die historische Forschung hat festgestellt, dass keiner der beteiligten Staaten 1914 definitiv kriegsentschlossen war, deshalb hat sich die Auffassung eingebürgert, Deutschland und mit ihm ganz Europa sei in den Krieg ‚hineingeschlittert‘.“ (Ebd.)

Tatsächlich hat der Autor Recht, wenn er von „eingebürgert“ schreibt. Seit dem Ende des Krieges war dies die Anschauung der bürgerlichen, vor allem konservativen Geschichtsschreibung, die anlässlich des 100. Jahrestages der Entfesselung des Weltkrieges fröhliche Wiederauferstehung feiert. Im Gegensatz zu dieser aus durchsichtigen Motiven verbreiteten Auffassung hatte die Kriegspartei in Berlin, assistiert von ihrem Pendant in Wien, seit Jahren zielgerichtet darauf

hingearbeitet, die erste sich bietende Chance zu nutzen, um die außenpolitischen Ziele – im Minimum ein von Deutschland dominiertes „Mitteleuropa“ und ein groß dimensioniertes Kolonialreich in Afrika – mit kriegerischen Mitteln zu realisieren. Dabei schreckte man vor einem Präventivkrieg nicht zurück. Der Autor kennt offenbar nicht die einschlägigen Quellen oder blendet sie aus, weil sie seinen Thesen widersprechen. Bereits die Lektüre der Memoiren des österreichischen Generalstabschefs von Hötzen-dorf, der Aufzeichnungen seines deutschen Kollegen von Moltke und des deutschen Botschafters in London Fürst Lichnowsky, ja selbst der vier Bände der „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch“, hätten vielleicht zu etwas mehr Sachkenntnis geführt.

Und Bethmann Hollweg? Seine England-Politik war keineswegs grundsätzlich „friedliebend“, sondern taktisch bis in die Julikrise hineinreichend auf das Ziel ausgerichtet, im Falle des Krieges mit Russland und Frankreich das Inselreich nicht auf der Seite der Gegner zu wissen. Dem Reichskanzler zu attestieren, sein „erklärtes Ziel“ sei „die Sicherung des europäischen Friedens“ gewesen (8) stellt die Dinge in grotesker Weise auf den Kopf. Die Lektüre der Werke Fritz Fischers, ja selbst seines Kontrahenten Egmont Zechlin, der Bethmann-Hollweg-Biographie Willibald Gutsche (dessen marxistische Arbeiten man im Literaturverzeichnis vermisst – wie vieles andere Wichtige aus der DDR und von angelsächsischen Autoren), aber auch des Riezler-Tagebuches, hätten vor solchen Absurditäten schützen können. Bethmann war ein klügerer Taktiker als

die meisten seiner Kollegen in Regierungsämtern, unter den Diplomaten und in der militärischen Führung. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Ein Wort zu den vom Autor zitierten Quellentexten: Sie werden den Lesern vornehmlich nach ihrer Wiedergabe in der Sekundärliteratur, so z.B. aus Lothar Galls Bismarck-Biographie oder Thomas Nipperdeys Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert, zur Kenntnis gebracht. Vielleicht wäre es für kommende Publikationen des Autors hilfreich, zumindest gelegentlich einen Blick in die leicht zugänglichen, gedruckten Quellen zu werfen; vom Gang in die Archive sei geschwiegen.

*Reiner Zilkenat*

## Das Rote Berlin

*Axel Weipert, Das Rote Berlin. Eine Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung 1830-1934, BWV Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin 2013, 251 S., 29,00 Euro*

Dies ist ein gelungenes, klar und verständlich geschriebenes Lesebuch über die Geschichte des Roten Berlins. Deshalb ist nicht in erster Linie danach zu fragen, was es dem versierten Historiker zu bieten hat, sondern wie hier Geschichte für ein interessiertes Publikum erzählt wird. Und dies geschieht in beeindruckender Weise.

In dem von Weipert behandelten Zeitraum hat sich Berlin politisch, ökonomisch, sozial und kulturell permanent verändert. Aus der preußischen Residenzstadt wurde die Reichshauptstadt einer internationalen Großmacht und eine Industriemetropole von Weltrang. Damit war

die Berliner Arbeiterbewegung auf einen welthistorischen Boden gestellt und die in ihr ausgetragenen Auseinandersetzungen erlangten eine weit über das Lokale beziehungsweise Regionale hinausragende Dimension. Diese Dimension ist von Weipert nicht ausgeschritten worden, aber das sollte dem Autor, der sich der Begrenztheit seines Anliegens bewusst ist, auch nicht abverlangt werden.

Der rasante Aufstieg Berlins schlug sich auch in seiner territorialen Ausdehnung nieder. Insofern ist es sinnvoll, wenn das später eingemeindete Umfeld der Stadt von Anfang an mit ins Blickfeld genommen wird. Berlin – keineswegs die Wiege der deutschen Arbeiterbewegung – wuchs dennoch im Laufe der Jahre dank starker Partei- und Gewerkschaftsorganisationen und beispielloser Wahlerfolge zur Welthauptstadt der sozialistischen Arbeiterbewegung heran. Folgerichtig trat hier auch der Widerspruch zwischen der enormen Organisationsstärke und bei wichtigen Anlässen bewiesener Mobilisierungsfähigkeit einerseits und der Ohnmacht gegenüber der eskalierenden Politik des deutschen und internationalen Imperialismus stärker als anderswo hervor. Klängen Programmatik und Rhetorik revolutionär, erwies sich die Praxis zunehmend als reformistisch.

Mehr als in manch vergleichbaren Publikationen wird von Weipert die Fokussierung auf die politische Arbeiterbewegung durchbrochen. Spontane Aktionen von den Kartoffelrevolten des Vormärz bis zu Rebellionen von Arbeitslosen im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts finden die gebührende Beachtung. Da-

bei wird deutlich, wie sich der verbürokratisierende Apparat von Partei und Gewerkschaften zunehmend von solchen Aktionen der Unterschichten distanzierte. Erstaunlich ist, wie viele Parallelen sowohl die Proteste und damit verbundene Ausschreitungen als auch das Vorgehen von Polizei und Justiz zu Zusammenstößen zwischen Ausgegrenzten und Etablierten in unserer Zeit aufweisen. Auch auf die Frauenbewegung wird wiederholt eingegangen, hingegen taucht die Jugendbewegung mit Rückblick auf ihre Entstehung erst in der Weimarer Republik auf. Allerdings erscheint bis zur Reichsgründung die Berliner Bewegung zu isoliert, so dass ein etwas oberflächliches Bild vom Bund der Kommunisten, dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein und der Eisenacher Partei entsteht.

Auch in den Kapiteln über den ersten Weltkrieg und über die Novemberrevolution (hier ausgedehnt bis zur Niederschlagung des Kapp-Putsches) wird der elementaren Arbeiterbewegung besondere Aufmerksamkeit geschenkt, wobei es Frauen waren, die den Protest gegen das Völkermorden als erste auf die Straße trugen. Die tiefer liegenden Ursachen der Spaltung der Arbeiterbewegung werden angesprochen, doch zugleich herausgearbeitet, dass die Kluft weniger die Massen als die Führungen trennte. Weipert konstatiert das paradoxe Ergebnis, dass innerhalb der Arbeiterbewegung „jene, die eine Revolution nicht gewollt hatten, am meisten von ihr profitierten“. (144) Gerade in diesen Kapiteln ist ablesbar, was von der offiziellen Erinnerungskultur alles verdrängt wird, während wir mit vergleichsweise Belanglosem der

DDR-Geschichte permanent konfrontiert werden.

Besondere Anerkennung verdienen die auf die Weimarer Republik konzentrierten, aber auf die Vorgeschichte zurückgreifenden Ausführungen über das Arbeitermilieu, seine Aktionsfelder und organisatorischen Strukturen. Hier wäre auch ein Verweis auf das Entstehen der Agitprop-Bewegung angebracht gewesen. In der Endphase der Weimarer Republik finden wir neben den überall herausgehobenen Hauptereignissen wie „Blutmai“ 1929 oder BVG-Streik Verweise auf wenig beachtete Bereiche der Arbeiterbewegung wie die „Wilden Cliques“ und den Kampf um die „roten Kieze“. Mit einer einprägsamen Schilderung der Naziterrors nach Errichtung der faschistischen Herrschaft und den ersten Widerstandaktionen, die große Opfer, aber wenig Erfolge zeitigten, endet dieser Streifzug durch die Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung.

Obwohl in diesem Buch vor allem Geschichte lebendig erzählt werden soll, war der Autor bemüht, an Schnittpunkten des Geschehens auch den Ursachen von Erfolgen und Misserfolgen nachzugehen oder nach Alternativen zu fragen, und zwar ohne den leserfreundlichen Stil des Gesamtwerkes aufzugeben und ohne in verselbständigte Exkurse abzugleiten. Natürlich wäre eine Synthese von Epochenanalyse und narrativer Historiographie wünschenswert. Aber da dies erwiesenermaßen schwer auf allgemeinverständliche Weise zu machen ist, sind sich ergänzende Publikationen auch ein echter Gewinn.

*Günter Benser*

## NS-Geschichte im Saarland

*Die Nazis aus der Nähe. Im Mikrokosmos der Hitler-Diktatur – Spurensuche im St. Wendeler Land. Hg. von Klaus Brill, Bernhard W. Planz, Inge Plettenberg, Klaus Zimmer, Edition schauberg, Marpingen 2014, 480 S., 39,90 Euro*

War bisher die Spurensuche nach den jüdischen Landgemeinden im Saarland ein Schwerpunkt der hier versammelten Autoren (Historiker, Soziologen, Psychologen, Theologen sowie Journalisten und Regionalforscher), so werfen sie in diesem umfangreichen Werk in zahlreichen Einzelbeiträgen einen Blick auf die Täter. Am Beispiel des Landkreises St. Wendel werden in den ersten vier Kapiteln zunächst die Vorgeschichte (42-84), das lokale NS-System (85-206), das alltägliche Leben in der Diktatur (207-361) und die Zeit des Weltkriegs (362-438) untersucht, um dann im Schlusskapitel eine Bilanz des Schreckens (438-453) zu ziehen. An konkreten Beispielen werden die Verschleppung politischer Gegner in Konzentrationslager, die Vernichtung der Juden, die Ermordung Behinderter, die Kriegsgeschehnisse, die Versklavung der Zwangsarbeiter, aber auch der Druck auf Schulen (der Zeitzeugenbericht auf S. 39f. zeigt allerdings, dass Lehrkräfte dem willfährig nachkamen) und Kirchen mit Originaldokumenten, Zeitzeugenberichten und zahlreichen beeindruckenden Fotos sowie Karten und Graphiken (meist erstmals veröffentlicht) belegt.

Dass diese Nahsicht auf den Faschismus vor Ort keineswegs überflüssig ist, schon um z.B. Götz Alys Gleichmacherei aller Menschen unter dem

dem Faschismus Konkretes entgegen zu setzen, betont die saarländische Ministerpräsidentin in ihrem Geleitwort, wenn sie von der bleibenden Aufgabe schreibt: „Wie funktionierte das System vor Ort in den Städten, Dörfern und Gemeinden? Wie konnte es sich in so kurzer Zeit etablieren? Wer waren die Funktionsträger ‚ganz unten‘, wo kamen sie her und was taten sie vorher (und nachher, muss man hinzufügen, F.S.)? Wer half ihnen bei ihrem unmenschlichen Treiben? Welche Folgen hatte dies auf die überschaubare Lebenswelt auf dem Land? Wer leistete Widerstand auf welche Art? Wer schaute hin und verweigerte sich? Wer schaute weg und verdrängte?“ (10)

Im Saarrevier, das zunächst noch durch die sog. „Bergmannsbauern“ (48) gekennzeichnet war, wo „die Mentalitätsstrukturen und Verhaltensdispositionen der ländlich-bäuerlichen Lebenswelt“ (47) dominierten, blieb die katholische Zentrumspartei von 1920 bis 1935 die stärkste Partei. Bei der so geprägten Industriearbeiterschaft standen die sog. Christlichen Gewerkschaften zunächst deutlich vor dem ADGB. 1933, als das Saarland noch nicht zum deutschen Reichsgebiet gehörte und damit die Möglichkeit hatte, sich Hitler-Deutschland zu entziehen, liefen jedoch bürgerlich-liberale und nationale Gruppierungen und schließlich auch das katholische Zentrum zur NSDAP-Saar über und bildeten gemeinsam die ‚Deutsche Front‘. SPD-Saar und KPD-Saar schlossen sich 1934 zu einer Einheitsfront zusammen. Daneben existierten noch Zentrums-Dissidenten um den späteren Ministerpräsidenten Johannes Hofmann. Die Auseinandersetzungen

um den Anschluss ans Deutsche Reich im Jahr 1935 ging jedoch – unterstützt von allen rechten, nationalen und bürgerlichen Kreisen – mit einem eindeutigen Ergebnis zu Ende: 90,76 Prozent entschieden sich für die Wiederangliederung. Bernhard W. Planz sucht in seinem Beitrag darauf eine Antwort zu finden und belegt anhand der regionalen Abstimmungsergebnisse, dass bei allen Gruppierungen der ‚Deutschen Front‘ die nationale Frage „alle anderen Fragen politischer oder gesellschaftlicher Art“ (59) überlagerte. Er zeigt aber auch, dass die nationalen Urinstinkte leicht zu mobilisieren waren, wenn selbst die Bischöfe vehement für den Anschluss plädierten.

Dieter Wolfanger (78ff.) nimmt sich Hitlers Vollstreckern an der Saar an und stellt zunächst den Gauleiter und Reichsstatthalter in vielen seiner verbrecherischen Facetten vor, später dann die Kreisleiter der Partei (158ff.). Dem folgt Hans Kirsch mit einer Analyse des Gebietes „auf dem Weg ins Dritte Reich“ (85ff.) Klaus Brill (99ff.) stellt umfassend die faschistischen Organisationen der Gleichschaltung vor Ort dar, während Hans Kirsch und Klaus Zimmer die lokalen NSDAP-Gruppen untersuchen (120ff.). Letzterer nennt Namen und Funktionen der Nazi-Funktionäre im Landkreis; über die Zeit nach 1945 teilt er dann mit: „Alle Ortsgruppenleiter wurden nach dem Krieg verhaftet und bis zu drei Jahren lang in Lagern (...) interniert. Danach wurden sie im Rahmen von Entnazifizierungsverfahren bestraft, wobei ihnen meist die Lagerhaft angerechnet wurde. Die Zellen- und Blockleiter kamen weitgehend ungeschoren davon.“



(150) Klaus Brill stellt die Lebenswege regionaler Nazigrößen im Kapitel „Der Giftzweig von Hermeskeil“ (164ff.) vor; dieser Gauleiter tauchte nach 1945 (bis immerhin 1981) zunächst unter falschem, bald aber unter seinem richtigen Namen in Bayern unter, bevor er 1981 nach Kanada emigrierte. Ein anderer, seit 1935 Landrat in St. Wendel, entging der Entnazifizierung fast ungeschoren und konnte „erneut Karriere im Staatsdienst machen“ (176).

Von den weiteren eindrucksvollen Einzeldarstellungen seien die Darstellung des Massenmordes an Behinderten und die Zwangssterilisierung von Männern und Frauen im Untersuchungsgebiet durch Michael Landau (250 ff.), der akribisch Namen, Zahlen und Daten erforscht hat, sowie Eva Tigmanns Artikel über die Vertreibung und Ermordung der Juden im St. Wendeler Land (263ff.) genannt.

Die Schilderung von vielen Einzelschicksalen aus der Kriegszeit und weitere exakte Untersuchungen, z.B. des Konzentrationslagers Hinzert oder der Verfolgung von Sinti und Roma, bilden ein Kaleidoskop dieser Zeit und zeigen, dass zum Faschismus durchaus noch Vieles aufzuarbeiten ist. Das Buch schließt mit einer „Bilanz des Schreckens“ (440ff.) und einem Blick auf die sog. Entnazifizierungsverfahren nach 1945 (442ff.), die zunächst ernsthaft begonnen hatten, 1948 jedoch in der ‚Saarlandamnestie‘ abgeschwächt und 1950 schließlich beendet wurden. „Die Sanktionen gegen Mitläufer und Minderbelastete wurden aufgehoben und weitere Verfahren eingestellt.“ (448)

*Friedrich Sendelbeck*

## Historische Streifzüge durch Österreich

*Hans Hautmann, Von der Permanenz des Klassenkampfes und den Schurkereien der Mächtigen. Aufsätze und Referate für die Alfred Klahr Gesellschaft, Verlag der Alfred Klahr Gesellschaft, Wien 2013, 405 Seiten, 20,00 €*

*Claudia Kuretsidis-Haider/Manfred Mugrauer (Hrsg.), Geschichtsschreibung als herrschaftskritische Aufgabe. Festschrift für Hans Hautmann zum 70. Geburtstag, StudienVerlag, Innsbruck 2013, 350 Seiten, 34,90 Euro*

Der Österreichwerbung ist es sogar im Gedenkjahr 2014 gelungen, dass für Touristen wie Einheimische geschaffene süßliche Bild von der schönen Kaiserin Sissi und dem gütigen Kaiser Franz Joseph fleckenlos aufrecht zu erhalten. Dabei war das Habsburgerreich der Auslöser des ersten Weltkrieges, da ein militärisches Abenteuer den Herrschenden eine sinnvolle Option gegen den schleichenden Zerfall ihres Vielvölkerstaates schien. In seinen Arbeiten zur Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert erinnert Hautmann an die aggressive Politik Wiens und auch an die zahlreichen Kriegsverbrechen, die damals im Gegensatz zu den deutschen wenig internationale Aufmerksamkeit fanden und bis heute selbst in Österreich kaum bekannt sind. Weil die Opfer Slawen waren? Er macht deutlich, dass die übliche Erklärung des Zerfalls der k.u.k.-Monarchie, die Abspaltung der nicht-deutschen Völker zu kurz greift, da die Streiks und Massendemonstrationen der österreichischen Arbeiter mit zum Sturz der

Monarchie beitragen. Wie in anderen europäischen Staaten kam es nach der Februarrevolution in Russland zu Streikbewegungen. Sie markieren „nichts weniger als den Beginn der revolutionären Krise, die ... bis zum Sommer 1920 anhielt.“ (160) Der Höhepunkt der Klassenauseinandersetzung waren die 10 Tage des Januarstreiks 1918, da – so Hautmann – „die objektiven Bedingungen für eine revolutionäre Veränderung vollständig herangereift“ (211) waren. Hautmann zeigt jedoch an mehreren Beispielen, „dass die österreichische Sozialdemokratie während des Krieges nie auch nur einen Zentimeter über den von den Machthabern abgesteckten Handlungsspielraum hinausging“. (180) Stand für die SPÖ die Frage des Kampfes um die Staatsmacht also nicht zur Diskussion, so waren die Linksradikalen „zahlenmäßig zu schwach und politisch zu wenig geschult und erfahren“. (198) Dass dann auch die im November 1918 gegründete KPÖ relativ erfolglos in der „österreichischen Revolution“ (Otto Bauer) 1918/19 agierte, erklärt Hautmann mit der Spezifik des Reformismus der SPÖ: „Die Sozialdemokratie hat den Werktätigen ... versprochen, sie zum Sozialismus zu führen. ... Zudem versicherte sie, dass ihr Weg zum Sozialismus sicherer, bedachter, realistischer sei und viel weniger Opfer abfordern würde als der von den Kommunisten vorgezeichnete. Dass das nicht nur Gerede war, dass Austromarxisten wie Otto Bauer, Max Adler, Friedrich Adler und andere den Sozialismus wollten und fest von der Richtigkeit ihres Konzepts überzeugt gewesen sind, kann ebenso wenig bestritten werden wie die Tatsache,

dass jede Revolution Wagnisse und Risiken in sich birgt. Hier liegt die tiefste massenpsychologische Wurzel für den Erfolg des Reformismus und für das Scheitern der Bemühungen der KPÖ, zu einer Räterepublik zu gelangen.“ (224)

Hervorzuheben ist Hautmanns Studie über die Moskauer Deklaration (1943) und ihre Bedeutung für Österreichs Gegenwart. Dieses Dokument ist „das eigentliche Fundament der österreichischen Staatlichkeit der 2. Republik, auf der sowohl die Unabhängigkeitserklärung vom 27.4.1945 als auch der Staatsvertrag vom 15.5.1955 ... aufbauen“ (253). Österreich wird von den Alliierten zwar als erstes Opfer der Aggressionspolitik Hitlers bezeichnet, den Österreichern wird jedoch auch gesagt, dass sie für ihre Haltung während des Krieges eine Verantwortung tragen, „der sie nicht entrinnen können“. Deshalb wurde das Land nach seiner Befreiung durch die Alliierten besetzt und als eigener, feindlicher Staat behandelt. Die Eigenstaatlichkeit war unter den österreichischen Politikern keineswegs Konsens. Die SPÖ orientierte sich bis 1943 am sogenannten Nationalitätenprogramm der Linken, das 1918 den Anschluss des deutschsprachigen Habsburgergebiets an Deutschland gefordert hatte. Christlich-Konservative liebäugelten hingegen mit der Idee Churchills von einer Donaukonföderation. Die einzige politische Kraft die seit dem „Anschluss“ 1938 konsequent für „ein freies, unabhängiges Österreich“ kämpfte war die KPÖ. Die „erste Opfer“-Formulierung musste angesichts der österreichischen Mentalität (keine klare Positionierung,

möglichst wenig Auseinandersetzung, möglichst keine Verantwortung) naturgemäß verheerende Folgen haben: Sie diene und dient heute noch dazu, den Anteil und die Bedeutung von Österreichern im Partei- und Staatsapparat des Dritten Reiches sowie deren Verbrechen zu bagatellisieren bzw. zu verschleiern. Zudem ist sie natürlich falsch wie Friedrich Adler, der große alte Mann der SPÖ, 1948 bemerkte: „Nicht die ‚österreichische Nation‘ war das erste Opfer Hitlers, sondern das erste Opfer war die deutsche Arbeiterklasse“.

Auf den ersten Blick nur von historischem Interesse erscheinen die Aufsätze zu den Oktoberstreiks bzw. dem „Kommunisten-Putsch“ 1950, da es inzwischen kaum einen ernsthaften Historiker gibt, der von einem „Putsch“ spricht. Worum es sich handelte war eine Regierung und Gewerkschaften in ihrem Ausmaß völlig überraschende Streikbewegung (über 200 000 Aktivisten) gegen massive Preissteigerungen bei Grundnahrungsmitteln im Zuge eines Lohn- und Preisabkommens. Infolge taktischer Fehler endete die Streikbewegung mit einer Niederlage und Massenentlassungen. Dennoch ist „das Beharren auf der Putschthese ... ein zentraler und notwendiger Bestandteil des Selbstbildes, dass die Machteliten vor sich hertragen“ (294). Sie entwickelten nach diesem Schock sukzessive eine Politik, „welche die ökonomischen Gegensätze von den Fabriken und von der Straße auf den ‚grünen Tisch‘ verlagerte. Dies wiederum verstärkte die Entpolitisierung der Bevölkerung und somit die Sozialpartnerschaft, die zum Symbol par excellence der auf Harmonie fußen-

den österreichischen Gesellschaft wurde“ (285). Die Klassenkämpfe 1950 markieren das Ende der ersten zaghaften demokratischen Reformen des Staatsapparates und den Beginn des institutionellen Ausbaus Österreichs zum konservativ-bürokratischen Obrigkeitsstaat.

Die Festschrift für Hautmann besteht – wie bei solchen Unternehmen üblich – aus Beiträgen unterschiedlichster Thematik und Qualität. Für den deutschen Leser ist sicherlich von besonderem Interesse „Wolfgang Abendroth im Kreisverband Marburg/Stadt der SPD“. Die von Georg Fülberth ausgewerteten Protokolle der Vorstandssitzungen und Mitgliederversammlungen zeichnen das Bild eines aktiven Sozialisten, der sich auch für lokale Probleme engagierte. Vor allem jedoch „konnte Abendroth die Programmdiskussion prägen, wenngleich die von ihm angestrebte Auswirkung auf das überregionale Ergebnis nicht erzielt wurde“. (274) Nach der Wahniederlage 1953 orientierten die Reformisten um Fritz Erler auf ein neues Programm, das die SPD zur „Volkspartei“ machen sollte. Der von Abendroth geprägte Gegenentwurf des Kreisverbandes Marburg (277ff) wollte hingegen die SPD als Arbeiterpartei erhalten. Auf dem Parteitag 1959 wurde jedoch nur der Text diskutiert, der als „Godesberger Programm“ firmiert. Zwei Jahre später wurde Abendroth aus der SPD ausgeschlossen. Das hatte keine Marburger Gründe, sondern überregionale: die Unterstützung des SDS.

Die Mehrzahl der Beiträge ist österreichischen Themen gewidmet. Ein Aufsatz informiert über das (man-

gelnde) „Widerstandsgedächtnis in Kärntens Denkmallandschaft“ und einer über die 1945 in Leoben praktizierten Volksfrontpolitik. Ein Beitrag beschäftigt sich mit NS-Prozessen und ein weiterer informiert über die Probleme der KPÖ beim Umgang mit ihrer Geschichte. Es ist aber selbst für eine Festschrift mehr als bedauerlich, dass sich nur wenige Beiträge mit der Geschichte der 2. Republik befassen. Da gibt es noch viel Arbeit für linke Historiker, wenn sie dem Weg Hautmanns folgen wollen, die „Schurkereien der Mächtigen“ aufzudecken, denn die „Schurkereien“ seit 1945 sind Legion.

*Karl Unger*

## **Kämpferische Generation**

*Theodor Bergmann, Sozialisten. Zionisten. Kommunisten. Die Familie Bergmann-Rosenzweig – eine kämpferische Generation im 20. Jahrhundert, VSA Verlag, Hamburg 2014, 102 S., 12,80 Euro*

Was für eine Familie diese Bergmann-Rosenzweigs. Beeindruckende Lebenswege von acht Geschwistern (sechs Brüdern und zwei Schwestern) sowie deren Nachkommen und Anverwandten stellt uns der jüngste, als einziger noch lebende Sohn vor – Theodor Bergmann, der nun auch schon auf die Hundert zugeht. Zunächst macht er jedoch den Leser auf anschauliche Weise mit den Zeitumständen bekannt, unter denen sich eine jüdische Familie zu behaupten und sich alle ihr Zugehörigen auf ihre Weise zu bewähren hatten. Das ist jedem und jeder auf seine oder ihre Art gelungen. In jenen Jahren, da erbitterte Kämpfe zwischen Reaktion

und Fortschritt, zwischen Toleranz und rassistischem Antisemitismus ausgetragen wurden und schließlich Hitlers Griff nach der Weltherrschaft abzuwehren war, haben alle ihren Platz in dieser oder jener emanzipatorische Strömung ihrer Zeit gefunden, als Sozialisten, Zionisten, Kommunisten. Nur in die Fußstapfen des Vaters, des Rabiners Julius Bergmann, wollte zu dessen Leidwesen niemand treten. Naturwissenschaften, die soziale Frage und das Mittun am Aufstieg (nicht selten auch an der Aufrüstung) des Staates Israel übten mehr Anziehungskraft auf die neue Generation aus als die jüdische Religion.

Es sind nahezu zwei Dutzend Personen, die uns in diesem Büchlein nahegebracht werden, einige mit Hinweisen auf weiterführende Literatur. Zum Glück ist aus dem Kreis der acht Geschwister nur ein Opfer des Naziterrors zu beklagen. Das dürfte damit zusammenhängen, dass sie frühzeitig das Wesen des Hitlerfaschismus durchschaut, sich keinen Illusionen hingeeben und rechtzeitig Deutschland verlassen haben. Auch Alfred Rosenzweig war bereits den Schergen entronnen, da wurde er von der Schweizer Fremdenpolizei an die Gestapo ausgeliefert und in Deutschland hingerichtet.

Bemerkenswert der kritische Geist nahezu aller hier vorgestellten Personen. Standen die Kommunisten auf dem oppositionellen antistalinistischen Flügel der kommunistischen Bewegung, was für sie oft nicht ohne Folgen blieb, so respektierten die meisten Zionisten die berechtigten Anliegen von Palästinensern und suchten nach Wegen des Ausgleichs.

Als Zeugnis solcher Bestrebungen ist in dieser Publikation ein 1973 in der Schweiz veröffentlichter Aufsatz des damals in Israel lebenden Arthur Bergmann abgedruckt. Wen die Einzelschicksale interessieren, der muss selbst zu dieser Lektüre greifen.

Günter Benser

## Faschismustheorien

Reinhard Kühnl, *Faschismustheorien. Ein Leitfaden, zweite Neuauflage, Heilbronn 2014, 371 S, 18,- Euro*

Die Theoriediskussion um den Faschismusbegriff hat in Deutschland nach wie vor einen schweren Stand. Der Begriff gilt noch immer als ideologisch belastet und die Debatten der 60er und 70er Jahre der alten Bundesrepublik haben Spuren hinterlassen, die viel jüngere Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen davor zurückschrecken lassen, diesen Fährten zu folgen.

Der im Februar 2014 verstorbene Marburger Politikwissenschaftler Reinhard Kühnl hat für die marxistisch orientierte Faschismusforschung der Bundesrepublik eine herausragende Bedeutung gehabt. Neben seinem „Klassiker“ *Formen bürgerlicher Herrschaft* und einem für viele Studierendengenerationen grundlegendem Dokumentenband zum Faschismus war es vor allem das jetzt vom Distel-Verlag neu aufgelegte Buch *Faschismustheorien*, das die Rolle und Bedeutung Kühnl begründet hat. Erstveröffentlicht 1979 bei Rowohlt bietet der Band eine kommentierte Übersicht der theoretischen Hauptströmungen der Interpretationen zum Faschismus, wie sie sich in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem

Gegenstand seit den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts herausgebildet hat.

Kühnl nahm in seinem Band sowohl die verschiedenen Ausprägungen bürgerlicher und konservativer Herleitungen des Faschismus in den Blick, als auch die marxistisch geprägte Diskussion. Dabei ging es ihm keineswegs darum, einen bestimmten Ansatz als alleinigen Schlüssel zu einer Theorie des Faschismus herauszuarbeiten. Wiewohl er selbst ein Vertreter des bündnistheoretischen Ansatzes war, ging es Kühnl in dem Band neben der Auseinandersetzung mit affirmativen und reaktionären Theorieansätzen (Führertheorie, Totalitarismustheorie u.a.) um die theoretische Erweiterung marxistischer Interpretationen. Sozialpsychologische Ansätze und Arbeiten, die die Massenbasis des Faschismus thematisierten, interessierten ihn besonders. Die erneute Lektüre seiner Texte zeigt, dass es Kühnl unter marxistischen Vorzeichen um eine Erweiterung des erstarrten Faschismusverständnisses ging, wie es im Anschluss an Dimitroff in den realsozialistischen Staaten vorherrschend war. Mit seinem bündnistheoretischen Ansatz der Faschismusdeutung ging es Kühnl zum einen um die objektiv herrschaftsstabilisierende Funktion des Faschismus in der Krise bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften nach dem Ersten Weltkrieg. Auf der anderen Seite wird der Faschismus von ihm jedoch gerade nicht als Marionette der herrschenden Klasse verharmlost; vielmehr arbeitet Kühnl die eigenständige Rolle des Faschismus heraus.

Die Neuauflage des Bandes ermöglicht einen Einblick in die sehr wohl

produktiven Debatten der Faschismuskussion dieser Zeit und ist als Hintergrund einer marxistischen Bewertung heutiger Debatten, wie sie vor allem im angelsächsischen Raum geführt werden, äußerst instruktiv.

Gerd Wiegel

## EU: Spaltende Integration

*Steffen Lehndorff (Hrsg.), Spaltende Integration. Der Triumph gescheiterter Ideen in Europa – revisited. Zehn Länderstudien. 350 Seiten, VSA Verlag, Hamburg 2014, 24,80 Euro*

Wer mag noch ein Buch über die Krise lesen, wo sie doch nach 2008 zur Regel geworden ist? Denn abgesehen von Deutschland, wo scheinbar alles wieder im grünen Bereich pendelt, schlingert die EU von einer Krise in die andere. Auf der Oberfläche erscheinen sie als solche der Regierungen oder der europäischen Institutionen, bei näherem Hinsehen jedoch als unbewältigte ökonomische Verwerfungen eines Wirtschaftsraumes, der nicht nur an einer gescheiterten Idee festhält, sondern auch an einem gescheiterten Integrationskonzept. Da kommt ein Buch zur rechten Zeit, das in zehn sehr präzisen Länderstudien zeigt weshalb und auf welche Weise die Integration in den Mitgliedsländern zwischen Stockholm und Athen aus dem Ruder läuft. Es ist das zweite Mal nach der großen Krise, dass ein europäisches AutorInnenteam um Steffen Lehndorff zehn Länderstudien vorlegt, die für GewerkschafterInnen, Arbeits- und SozialpolitikerInnen eine ebenso detaillierte wie kompakte Innenansicht der verschiedenen EU-Länder anbietet. Ging es bei der ers-

ten, 2012 erschienenen Studie mit dem Titel „Ein Triumph gescheiterter Ideen“ noch um die unmittelbaren Verlaufsformen und Folgen der Krise, so geht es im neuen Band um die Umrisse eines unaufschiebbaren Kurswechsels, der allein das Auseinanderbrechen der Währungsunion verhindern könnte, es geht vor allem um die Probleme und alternativen Lösungen der höchst verschiedenen Länder. Obwohl es nicht an kritischen Analysen der Verwerfungen auf EU-Ebene mangelt, besteht der große Vorteil dieses Bandes darin, dass er zwar auf der europäischen Ebene mit interessanten Beiträgen beginnt, dann aber mit seinen Länderstudien in die Tiefe geht. Das ist schon deshalb von besonderem Wert, weil die Länderstudien die gravierenden Unterschiede zwischen den Mitgliedsstaaten aufdecken, welche in der üblichen Berichterstattung zur EU-Politik kaum in Erscheinung treten. Und nichts belegt die „Spaltende Integration“ besser, als das konkrete soziale, politische und gewerkschaftliche Geschehen in diesen Ländern. So wird vor allem eines sichtbar: Es gibt keine Medizin die bei allen auf die gleiche Weise wirkt, egal wer sie auch anrührt und verabreicht. Nur eines ist sicher, diese Unterschiede werden nur dann kein Hindernis mehr sein, sondern die positive Eigenart der Mitgliedstaaten bewahren, wenn sich der Integrationsmodus ändert. Das Gift der Sparpolitik und des Austeritätskurses behindert vor allem jene Länder in ihrer Entwicklung, die vor dringenden Strukturveränderungen stehen.

In seinem Einleitungskapitel fasst Lehndorff zunächst einmal die mit den Maastricht-Kriterien festgezurr-

ten Konstruktionsmängel der „Konkurrenzunion“ zusammen, die das Euro-Gebäude 2010 fast zum Einsturz brachten, obwohl hinter dem auslösenden Faktor des Desasters, nämlich der nach oben korrigierten Staatsschuld Griechenlands, ein Land stand, das damals nur 1,8 Prozent zur EU-Wirtschaftsleistung beisteuerte. Kein Spekulationsangriff hätte den Euro in Gefahr bringen können, wäre der gegenseitige Beistand der Euro-Länder in Maastricht nicht ausdrücklich verboten worden. Doch der Fluch der blöden Tat konnte Blödes nur gebären, als mit der vor allem von Deutschland verordneten Rezeptur versucht wurde, die Wirtschafts- zu einer „Stabilitätsunion“ zu erheben. Seit dem „hat das Bruttoinlandsprodukt (BIP) nur in vier der im vorliegenden Buch analysierten Länder das Vorkrisen-Niveau wieder erreicht oder übertroffen.“ (15) Dieser Rückblick ist zusammen mit Lehnendorffs Kapitel zur „neuen Karriere des Modell Deutschland“ (131) insofern besonders lesenswert, weil er nicht nur die Fakten für die überfällige Revision der europäischen Austeritätspolitik liefert, sondern auch für die politische Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Bundesregierung. Denn was Merkel & Co als Erfolgsmodell verkaufen möchten, verdankt sich nicht nur einer Politik, die im eigenen Land mit stagnierenden Arbeitseinkommen und der Aufblähung des Niedriglohnsektors bezahlt wurde, sondern dieses Modell speist sich auch aus der Not anderer. Einerseits bremst die deutsche Binnenmarktschwäche deren Exporte aus und andererseits kann sich der deutsche Staat auf

Grund der Schuldenkrise seiner Nachbarn „real zum Nulltarif“ verschulden. (151) Auch die berechtigte Klage über die den deutschen Exportüberschuss muss eigentlich umformuliert werden: „Deutschland importiert zu wenig“. (93)

Natürlich werden sich die meisten zunächst für die Länderstudie Griechenlands, gewissermaßen den Brandherd der Staatsschuldenkrise interessieren. Der Beitrag belegt aber zunächst einmal wie hoffnungsvoll sich die Entwicklung vor der Krise entwickelte, als Griechenland nach den Iren die am schnellsten wachsende Volkswirtschaft der Eurozone war. (83) Zeigt dann aber auch die inneren Probleme auf, die der Staatsverschuldung einen enormen Aufschwung verliehen. Aber erst die dann verordnete Schocktherapie mündete in die griechische Tragödie. In seiner Hauptaussage am überraschendsten ist der Beitrag über Irland, dem es überraschenderweise gelang, den sozialen Zusammenbruch zu verhindern und wo der Gini-Koeffizient trotz allgemein sinkender Einkommen sogar leicht zurückging. Auch in Österreich konnte in der Krise eine leichte Reallohnsteigerung durchgesetzt werden. Ganz anders Spanien, wo „die Kluft zwischen den Einkommen der unteren 20% in Einkommensskala (...) um fast 30% größer geworden“ ist. (60) Wozu auch noch die extrem gestiegene Jugendarbeitslosigkeit kommt, unter der auch Italien zu leiden hat (70) und Frankreich einen traurigen Rekord erreichte. (71) Jugendarbeitslosigkeit und zunehmende Präkarisierung sind die Konstante fast aller Länderstudien, doch damit hören die Gemeinsamkeiten fast schon auf. Sämtliche Länder,

vor allem auch Frankreich, haben zwar gravierende Strukturprobleme, letztlich aber doch sehr unterschiedliche. Der düstere Ausblick insgesamt: Diese Probleme werden sich bei Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Integrationsmodells weiter zuspitzen.

*Harald Werner*

## **Streikberichte aus China**

*Hao Ren u.a. (Hrsg.), Streiks im Perlflossdelta. ArbeiterInnenwiderstand in Chinas Weltmarktfabriken. Herausgegeben und übersetzt von Ralf Ruckus, mandelbaum Verlag, Wien 2014, 186 S., 16,90 Euro.*

Über die industriellen Beziehungen Chinas, die Reformbestrebungen der letzten Jahre und die diversen jenseits der gesetzlichen Schlichtungsinstanzen ausgetragenen Arbeitskonflikte liegt mittlerweile einiges an Literatur vor. Doch übersetzte Interviews, Berichte und O-Töne der chinesischen Arbeiter selbst sind dabei vergleichsweise selten. Das Buch enthält Streikberichte und Interviews, die chinesische Betriebsaktivisten in verschiedenen Industriebetrieben durchgeführt haben und in denen die (Wander-)Arbeiter selbst zu Wort kommen. Die Berichte dokumentieren die Ansprüche chinesischer (Wander-)Arbeiter an Lohnarbeit, die Spaltungslinien in der Belegschaft, sowie die Organisation des Alltags vor, während und nach dem Arbeitskampf. Für die wissenschaftliche und politische Diskussion der konfliktiven Entwicklung des chinesischen Lohnarbeitsverhältnisses bieten die Berichte somit einiges interessantes Material.

Die insgesamt 13 ins Deutsche übersetzten Interviews sind zwischen 2010

und 2011 von chinesischen Betriebsaktivisten durchgeführt und im Selbstverlag veröffentlicht worden. Sie folgen einem primär aktivistischen Erkenntnisinteresse und sollen Streikerfahrungen der vergangenen 20 Jahre bündeln und anderen chinesischen Arbeitern zugänglich machen. Die Interviews sind in drei thematische Abschnitte (Kämpfe gegen Fabrikschließungen, Kämpfe gegen Lohnsenkungen, Kämpfe für Lohnerhöhungen) zusammengefasst, die nach Ansicht der chinesischen Herausgeber die drei wesentlichen Motive der Streiks abbilden. Den Großteil der Arbeitskämpfe würden laut Aussage der Herausgeber Kämpfe gegen Lohnsenkungen ausmachen. Den Berichten ist ein einleitender Text über die „Restauration des Kapitalismus in China“ (12) voran gestellt, der die Arbeiterproteste an Chinas Ostküste ab 1990 in vier Phasen unterteilt (1992–2003, 2004–2007, 2008–2009 und 2010 bis heute) und der Charakteristika wie auch die wichtigsten Akteure der Phasen heraus stellt. Die chinesischen Herausgeber kritisieren NGOs, Medien, Arbeitsrechtler und Sozialwissenschaftler für einen mitunter beschränkten oder instrumentellen Zugang zu den Arbeiterprotesten.

Der Großteil der geschilderten Arbeitskämpfe ist defensiv und entzündet sich an alltäglichen Missständen und Unrechtserfahrungen. Die Streikursachen reichen von vorenthaltenen Löhnen, gewalttätigen Gruppenleitern bis zu miserablen hygienischen Zuständen. Meist hängt die Mobilisierung zum Arbeitskampf an Einzelnen, die Betriebserfahrung haben und über genug Kontakte und Ansehen verfügen, um die Kollegen zum spontanen



Widerstand animieren zu können. Viele von ihnen besetzen auch Schlüsselpositionen des Produktionsprozesses. Besonders spannend ist daher ein Kapitel, das Gespräche mit ehemaligen Streikführern versammelt.

Die Protestformen folgen oft auch dem Wunsch, sich eine Pause von der harten Arbeit zu verschaffen: So werden Streikversammlungen und Straßenblockaden mitunter zum Picknick oder zum gemeinsamen Spaziergang oder Singen genutzt. Sie sind kein durchritualisierter Ausstand, sondern werden als Chance gesehen, „einige Tage Urlaub zu machen, sich auszu-ruhen und Luft zu holen“ (70).

Die Schwächen der spontanen Organisierung werden dann spätestens in der Kommunikation mit den Unternehmensvertretern deutlich. Werden die Arbeiter aufgefordert, dem Management ihre Forderungen vorzubringen, müssen diese besprochen und Vertreter delegiert werden. Einige der Streiks scheitern daran. Teilweise werden Delegierten auch isoliert und entlassen, mitunter werden sie bestochen und unter Druck gesetzt, um die Streikenden zu spalten. „Kommunikation und Vertrauen“ (119) sind dabei die größten Probleme, wie ein Arbeiter berichtet.

Ein wiederkehrendes Motiv in den Berichten der Arbeiter ist auch die Betonung regionaler Herkunft. Sie ist eine Quelle gemeinsamer Identität, kann aber auch spaltend wirken. Auch das Alter spielt eine Rolle sowohl für die formulierten Ansprüche an Lohnarbeit als auch die Bereitschaft zum Protest.

Die Rolle der Arbeitsbehörden und

des All-Chinesischen Gewerkschaftsbundes (ACGB) wird unterschiedlich beschrieben. In einigen Fällen handeln die Behörden im Sinne der Streikenden und zahlen bspw. ausstehende Löhne. Ähnlich der ACGB, dessen Vertreter z.T. aber auch unternehmerfreundlich handeln und Streiks für illegal erklären. Die Berichte bestätigen damit den politisch heterogenen Charakter der Arbeitsbehörden und Gewerkschaften, der in der Literatur über Chinas industrielle Beziehungen beschrieben wird – hier allerdings „von unten“ und aus der unmittelbaren Erfahrung der Arbeiter.

Die im Buch versammelten Berichte sind lebhaft Schilderungen des Alltags einer jungen und kampfbereiten Arbeiterschaft in den industriellen Zentren des südöstlichen Chinas. Sicher stellen auch sie letzten Endes nur einen Ausschnitt dar, jede Textauswahl ist letztlich selektiv. Den Wert der hier ins Deutsche übersetzten Erfahrungsberichte schmälert das nicht. Für einen politisch wie auch wissenschaftlich interessierten Einblick in Chinas Arbeitskämpfe vor, jenseits oder unterhalb der staatlichen Institutionalisierung von Lohnarbeit sind sie sehr gut geeignet.

*John Lütten*

## **Transformationsstrategie der Linken – Vorschläge**

*Michael Brie (Hrsg.), Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2014, 435 Seiten, 39,90 Euro*

Ein tiefer Widerspruch prägt die politischen, ökonomischen, sozialen, kul-

turellen und ökologischen Verhältnisse der kapitalistischen Länder. Einerseits wird es immer notwendiger, den Kapitalismus zu verändern, andererseits stagniert die reale gesellschaftliche Entwicklung und die vorherrschende neoliberale Politik führt sogar zu Rückschritten auf Gebieten, die für das Leben der Menschen wichtig sind. Dieser Widerspruch trifft auch die Konzepte der Linken zur Transformation all der Verhältnisse, die einem menschenwürdigen Leben für alle und einer zukunftsfähigen Entwicklung entgegenstehen. Im linken Diskurs spiegelt er sich u.a. darin wider, dass die Literatur zur Transformationsproblematik zwar stark zugenommen hat, Fortschritte in der Politik der Linken und in der Bereitschaft der Menschen, sich für notwendige Veränderungen zu engagieren, aber nur gering sind oder sogar fehlen.

In dieser Situation kommt dem vorliegenden Buch eine wichtige Rolle zu. Es ist nicht einfach eine weitere Publikation zum Thema Transformation, da es die genannten Widersprüche nicht nur aufgreift und gründlich analysiert, sondern auch vielfältige und teilweise neue Sichtweisen und Überlegungen bietet, die zu Lösungsansätzen führen. In dem Band sind Beiträge von 14 Autorinnen und Autoren enthalten, die in der linken wissenschaftlichen Community für ihre Untersuchungen bekannt sind: Ulrich Brand, Lutz Brangsch, Michael Brie, Mario Candeias, Erhard Crome, Judith Dellheim, Alex Demirovic, Frigga Haug, Bob Jessop, Dieter Klein, Horst Müller, Rolf Reißig, Rainer Rilling, Michael Thomas.

Durch die meisten Beiträge zieht sich der Grundgedanke der „doppelten

Transformation“. Klein schreibt hierzu: „Die realistische Annahme, dass eine zweite Große Transformation zu einem demokratischen grünen Sozialismus schon mitten in einer systeminternen postneoliberalen bürgerlichen Transformation erste Konturen gewinnen wird, macht einen so erwarteten Sozialismus zu einer irdischen Angelegenheit für alle, die heute, in absehbarer Zeit und nicht irgendwann, von einer linken Politik vor allem soziale und ökologische Verbesserungen ihrer Arbeits- und Lebenswelten erwarten, lange bevor der Kapitalismus zu Ende geht.“ (121) Aus einem solchen Konzept könnten auch Grundlagen für eine breitere Bündnispolitik entstehen. Mehrere Beiträge machen deutlich, dass die Umsetzung dieser Konzepte noch erheblicher Anstrengungen bedarf. Dellheim weist darauf hin, dass sich diejenigen, die sich für eine sozialökologische Transformation einsetzen, in einer „strukturellen gesellschaftlichen Defensive“ befinden (332).

Ein Vorzug des Sammelbandes besteht darin, dass er im Vergleich zu anderen Veröffentlichungen zum Thema Transformation den veränderten Bedingungen und neuen Herausforderungen für den Inhalt und die Durchsetzung von Reformvorstellungen, die mit der Internationalisierung und der Herausbildung einer globalen Welt entstehen, stärker Rechnung trägt. Allerdings halte ich es für notwendig, die qualitativ veränderten globalen Verflechtungen und Abhängigkeitsverhältnisse und die Nord-Süd-Problematik stärker als bisher in den Transformationsdiskurs zu integrieren, insbesondere mit den Konsequenzen für die Art und Weise eines Übergangs zu einer neuen emanzipati-

ven, sozial gerechten und grünen Gesellschaft.

In den Beiträgen wird dargelegt, dass die Ausarbeitung einer modernen, realistischen Transformationsstrategie ein kreatives und innovatives Herangehen voraussetzt, um die Ziele und die Wege dorthin zu bestimmen. Die Autoren stellen diese Forderung jedoch nicht nur an die Politik, sondern praktizieren sie zum großen Teil auch in ihren eigenen Beiträgen.

Die vorliegende Literatur wurde sehr umfassend ausgewertet – die Literaturverzeichnisse am Ende der Beiträge umfassen mehr als 40 Seiten. Die Literatur wird jedoch nicht nur auszugswise zitiert und kritisch interpretiert, sondern schöpferisch verarbeitet, häufig auch als Anregung für neue und weitergehende Gedanken genutzt.

Die Zahl vier scheint im Buch eine besondere, fast symbolische Rolle zu spielen. In der Hälfte der Beiträge kommt jeweils vier Bereichen, Sphären, Leitideen oder Prozessen eine herausgehobene Rolle zu. Ich will sie hier nennen, um wichtige Grundgedanken der jeweiligen Autoren knapp zu charakterisieren.

Frigga Haug bezieht sich auf das von ihr vor mehreren Jahren entwickelte Konzept der „Vier-in-einem-Perspektive“ als eine „Utopie von Frauen, die eine Utopie für alle ist“ und das zu einem wichtigen Transformationsprojekt der Linken entwickelt werden könnte. (179) Die vier Bereiche (Erwerbsarbeit, Reproduktionsarbeit, ehrenamtliche politische Arbeit und Tätigkeiten zur eigenen persönlichen Entwicklung) gehören zusammen. An diesem Projekt wird auch deutlich, an welche Errungenschaften des Kapita-

lismus sich anknüpfen lässt, wie hohe Arbeitsproduktivität, Verkürzung der Arbeitszeit, welche Reformen im Kapitalismus noch möglich sind und wie die Utopie in einer nicht vom Kapital beherrschte Gesellschaft zur Realität werden kann.

Dieter Klein begründet mit vier Leitideen entscheidende Züge einer doppelten Transformation:

- Gerechte Umverteilung von Lebenschancen und Macht – anstelle wachsender Kluft zwischen Reichtum und Armut;
- sozialökologischer Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft – statt zunehmender Bedrohung ihrer Naturgrundlagen;
- demokratische Umgestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft – anstelle fortschreitender Erosion der Demokratie;
- umfassende Solidarität und Friedenssicherung – anstatt Egoismus, Verdrängungskonkurrenz und Gewalteskalation.
- Nur in Wechselwirkung dieser ‚vier U‘ sei eine emanzipatorische Transformation vorstellbar. (112)

Michael Brie greift für eine differenzierte Analyse des Reichtums die „Vier-in-einem-Perspektive“ auf. Er unterscheidet vier Sphären des Reichtums: natürlicher Reichtum, gesellschaftlicher Reichtum, sozialer Reichtum und kultureller Reichtum. Daraus leitet er Schlussfolgerungen für eine neue Art des Kampfes um den Reichtum, seine Produktion und Verteilung in einem Transformationsprozess ab. Die Verknüpfung der sozialen Kämpfe auf den vier Feldern der Reichtumsproduktion stellt neue Anforder-

rungen an eine realistische Transformationsstrategie der Linken und eröffnet zugleich neue Perspektiven für Erfolge im Kampf um soziale Gerechtigkeit und einen sozial-ökologischen Umbau. (201f.)

Mario Candeias beschreibt in seinem Beitrag vier widerstreitende Szenarien grüner Transformation: den Autoritären Neoliberalismus, den Grünen Kapitalismus, den sozial-libertären Green New Deal und die sozial-ökologische Transformation/grüner Sozialismus. Für jedes dieser Szenarien werden die sozial-ökologischen Konsequenzen, die ökonomischen Widersprüche und die politischen Konsequenzen benannt. Bei der Charakterisierung der sozial-ökologischen Transformation spielen Interessensunterschiede und Widersprüche und die möglichen Wege ihrer Lösung eine wichtige Rolle. Die Transformation muss auf den Übergang zu einer „grün-sozialistischen Reproduktionsökonomie gerichtet sein“. (303-317)

Judith Dellheim hebt im Ergebnis ihrer Analyse des gegenwärtigen Kapitalismus einen „Vier-plus-zwei-Zusammenhang“ hervor: „Das Quartett aus Energiewirtschaft, Transport, Agrobusiness, MIK/Sicherheitsbereich organisiert den stofflich energetischen Zusammenhang. Die öffentlichen Finanzen wie die Finanzindustrie dominieren den Gesamtprozess der Kapitalverwertung, und der high-tech Bereich stellt jene Technologien, die zur Grundlage der globalisierten Produktions-, Reproduktions- und Lebensweisen geworden sind.“ (339)

Erhard Crome untersucht in seinem Beitrag u.a. den Rahmen gesellschaftlicher Transformationsprozesse

und nennt hierfür vier Problemkomplexe:

- „Was ist das internationale Umfeld für einen (nationalstaatlichen oder regionalen) Transformationsprozess mit sozialistischer oder zumindest partizipativer Ausrichtung?“ (393)

- Die Gegenkräfte der Transformation und deren Stärke. (394)

- Die Frage nach der „Unumkehrbarkeit gesellschaftsverändernder Entwicklungen, die den oligarchischen Interessen der herrschenden Eliten zuwiderlaufen ...“. (395)

- „...die Gewaltfrage in der jeweiligen Gesellschaft und in ihrem Verhältnis zu anderen Gesellschaften und Staaten.“ (395)

Insgesamt handelt es sich um einen sehr lesenswerten und anregenden Sammelband, der auf umfangreichen und gründlichen Analysen beruht. Er enthält ein sehr breites Spektrum von Problemen, Widersprüchen, Lösungsvorschlägen, deren Beachtung für die notwendige Transformation des Kapitalismus wichtig ist. In ihm werden neue Fragestellungen, deren Antworten noch offen sind, mit vorliegenden gesicherten Erkenntnissen verknüpft. Er kann damit auf diesem Politikfeld auch zu einem konstruktiven Verständigungsprozess in der Mosaik-Linken beitragen.

*Klaus Steinitz*

# Autorinnen und Autoren

**Prof. Dr. Elmar Altvater** – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

**Prof. Dr. Günter Benser** – Berlin, Historiker

**Dr. Joachim Bischoff** - Hamburg, Sozialwissenschaftler, Mitherausgeber von „sozialismus“, Z-Beirat

**Prof. Dr. Dieter Boris** – Marburg/L., Sozialwissenschaftler, Z-Beirat

**Prof. Dr. Michael Brie** – Berlin, Sozialphilosoph, Institut für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung

**Dr. habil. Erhard Crome** – Berlin, Politikwissenschaftler, Rosa-Luxemburg-Stiftung

**Prof. Dr. Frank Deppe** – Marburg/L., Politikwissenschaftler, Z-Beirat

**Prof. Dr. Georg Fülberth** – Marburg/L., Politikwissenschaftler

**Prof. Dr. Werner Goldschmidt** – Hamburg, Politikwissenschaftler, Z-Beirat

**Dr. Jörg Goldberg** – Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler, Z-Redakteur

**Sebastian Klauke** – Kiel, Doktorand der politischen Soziologie

**Prof. Dr. Thomas Kuczynski** – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler und Historiker

**Prof. Dr. sc. phil. Karin Kulow** – Berlin, Arabistin und Islamwissenschaftlerin

**Dr. Steffen Lehndorff** – Köln, Sozialwissenschaftler, Mitarbeiter am Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ) der Universität Duisburg-Essen.

**Dr. André Leisewitz** – Frankfurt/M., Dipl. Biologe, Z-Redakteur

**Prof. Dr. Ekkehard Lieberam** – Leipzig, Rechtswissenschaftler

**John Lütten** – Jena, Student der Soziologie

**Prof. Dr. Helmut Peters** – Berlin, Sinologe

**Prof. Dr. habil. Heinz Petrak** (1929-2014) – Berlin, Gesellschaftswissenschaftler

**Dr. Holger Politt** – Berlin, Mitarbeiter der Rosa-Luxemburg-Stiftung

**Wolfgang Pomrehn** – Kiel, Diplom-Geophysiker, Journalist

**Prof. Dr. Jörg Roesler** – Berlin, Wirtschaftshistoriker, Hochschullehrer

**Prof. Dr. Werner Ruf** – Kassel, Politikwissenschaftler

**Dr. David Salomon** – Frankfurt/M., Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer, Z-Redakteur

**Dr. Stefan Schmalz** – Jena, Sozialwissenschaftler, Akademischer Rat am Institut für Soziologie der Universität Jena

**Dr. Conrad Schuhler** – München, Mitarbeiter des isw (Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.)

**Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling** – Berlin, Sozialwissenschaftlerin, Z-Beirat

**Dr. Friedrich Sendelbeck** – Nürnberg, Gewerkschaftssekretär

**Prof. Dr. Klaus Steinitz** – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

**Prof. Dr. Karl Hermann Tjaden** – Kassel, Sozialwissenschaftler

**Prof. Dr. Margarete Tjaden-Steinhauer** – Kassel, Sozialwissenschaftlerin

**Dr. Karl Unger** – Wien, Sozialwissenschaftler

**Dr. Harald Werner** – Berlin, Soziologe, Z-Beirat

**Dr. Gerd Wiegel** – Berlin, Politikwissenschaftler, Fachreferent Rechtsextremismus/Antifaschismus der Linksfraktion, Z-Redakteur

**Dr. des. Michel Zander** – Berlin, Psychologe

**Lucas Zeise** – Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler

**Dr. Reiner Zilkenat** – Berlin, Historiker

---

## Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris, Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt, Regine Meyer, Klaus Pickshaus, Roesler, Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach, Harald Werner.

Redaktion: Jörg Goldberg, André Leisewitz, Jürgen Reusch, David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 35,-. Bei Bezug aus dem Ausland Euro 43,-. Das Einzelheft kostet Euro 10,-. Abo zum reduzierten Preis (Studenten u.a., gegen Nachweis) Euro 28,-, Ausland Euro 36,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595. Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

e-mail: [redaktion@zme-net.de](mailto:redaktion@zme-net.de); internet: [www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de](http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de)

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza. ISSN: 0940-0648.

Redaktionsschluss: 30.10.2014.

www.jungewelt.de/probeabo

**Sie lügen  
wie gedruckt.  
Wir drucken,  
wie sie lügen.**

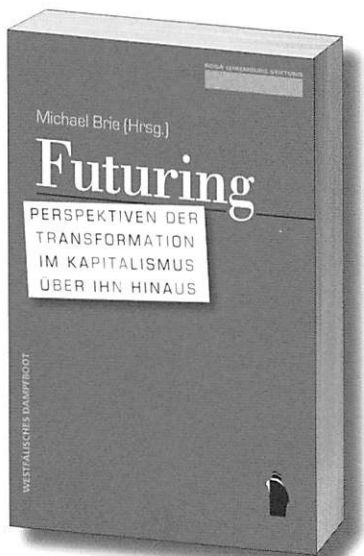
DIE TAGESZEITUNG  
**junge Welt**

GEGRÜNDET 1941 | DRUCKTAG: 11. NOVEMBER 2014 | 200 | 1,40 EURO | PPKV ANSOZ | DRUCK: 2 BE  
 Zentralspieldrucker  
 2 | 2014 | 11. NOVEMBER 2014 | 200 | 1,40 EURO | PPKV ANSOZ | DRUCK: 2 BE  
 Globalstrategien  
 3 | Für eine koordinierte Stimmung  
 in der internationalen Arbeiterbewegung  
 Heft Nr. 100  
 5,-

**Klassenkampf**  
 Mit der Metallarbeitergewerkschaft NUMSA schließt  
 seine größte Teilgewerkschaft aus. ANC-Führung

**Drei Wochen  
gratis testen**

## 30 Jahre Dampfboot 30 Jahre Verbreitung kritischer Gesellschaftstheorien



Michael Brie (Hrsg.)

**Futuring**  
Perspektiven der Transformation  
im Kapitalismus über ihn hinaus

2014 - 437 Seiten - € 39,90  
ISBN: 978-3-89691-969-4

In *Futuring* werden Herrschaftskritik, umfassende Gesellschaftsanalyse und praktische Einsteige in grundsätzliche Veränderungen, Prozess und Ereignis - inspiriert durch Rosa Luxemburgs Vision einer „revolutionären Realpolitik“ - zusammengedacht. So gewinnt das gesellschaftliche Projekt eines erneuerten und genauso demokratischen wie emanzipatorischen, solidarischen wie grünen Sozialismus schärfere Konturen.

Es schreiben u.a. Ulrich Brand, Lutz Brangsch, Mario Candeias, Alex Demirović, Bob Jessop, Rolf Reißig, Rainer Rilling.



PROKLA 176

**Politische Ökonomie des Mülls**

2014 - 156 Seiten - € 14,00  
ISBN: 978-3-89691-376-0

Alles Müll in der neuen PROKLA?  
In der Nummer 176 geht es u.a. um die grundlegenden Zusammenhänge zwischen Müll, Globalisierung, Verarmung, Staat und Kapital.



Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

**„Wissen und Meinen ist aber zweyerley.“**

**Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen,  
Trutz Simplex, Nürnberg 1670, S. 19**

Internet: [www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de](http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de)  
e-mail: [redaktion@zme-net.de](mailto:redaktion@zme-net.de)

ISSN 0940-0648